

Totentanz der Liebe

Michael Georg
Conrad

79586.44.21

**HARVARD COLLEGE
LIBRARY**



**FROM THE FUND SUBSCRIBED
FOR THE PURCHASE OF BOOKS
AND OTHER MATERIAL FOR
PURPOSES OF INSTRUCTION
IN GERMAN**

**OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG**

Conrad

Totentanz der Liebe.



Münchener Novellen

von

M. G. Conrad.



Leipzig

Verlag von Wilhelm Friedrich.

K. Hofbuchhändler.

1885.

49586.44.21

✓



GERMAN DEPARTMENT FUND



917



Marianna stand noch immer wie traumverloren am Fenster. Sie preßte die Stirn an die Scheiben, ihre dunkelblauen Augen standen weit und fest auf die Landschaft gerichtet. Keine Wimper zuckte. Und doch merkte Marianna nichts von dem geheimnisvollen Weben der Morgendämmerung da draußen in der freien Natur, noch dachte sie daran, daß heute der Sommer kalendermäßig Abschied nahm und der erste Herbsttag über München heraufzog.

Von der Königinstraße bis hinüber zum Dianabad, von der Winterstraße bis hinab zum Chinesischen Turm wogten die ersten leisen Nebel über den Wassern, Wiesen und Baumgruppen des englischen Gartens. Jetzt verstärkte sich der Früh-

wind, und in phantastischem Spiel hob er das leichte Dunstgebild, riß es in Fetzen, blies es durch die hohen Baumkronen, bis die Sonne plötzlich über den Maximiliansanlagen hervorbrach und in einer mächtigen Lichtwelle die weißen Nebenseite verschlang. Und nun kam es über die Welt wie ein Spätfrühlingshauch; die bunten Blätter zitterten im flutenden Licht so fröhlich, als ob's an ein Verjüngen, nicht an ein rasches Sterben ginge. Ein täuschender neuer Lebensdrang erfaßte die Kreatur.

Mariannens Glieder durchbebt ein wollüstiger Schauer. Ihre Stirn war schwer, ihre Lippen waren feucht und halb geöffnet, ihre Kniee zitterten. Rasch trat sie vom Fenster zurück, huschte in das warmduftige, wohlige Bett von ungewöhnlichem Umfang und kostbarer Arbeit, und nachdem sie die blau seidnen Vorhänge zugezogen, um sich gegen das eindringende Licht zu wehren, wollte sie sich noch einmal bis in den späten Morgen hinein gründlich verschlafen.

Ach, wünschte sie, jetzt ganz in schmerzlich behagliche Lustempfindung aufgelöst, wenn sich nur eine lange, lange Fortsetzung des seltsam süßen Traumes erzwingen ließe, dessen erregende Höhepunkte sie vor fünf Minuten erst vom Lager auf-

gescheucht und in der weichen, dämmerigen Atmosphäre des Schlafgemachs an das Fenster getrieben hatte.

„Ach, à corps perdu möcht' ich lieben, ganz fürchterlich zärtlich könnt' ich sein. Und doch! Gibt es eine blutig dümmere Geschichte, als die meine? Es wäre so hübsch, so menschlich. Wer könnte eine Sünde darin sehen? Soll ich allein das Recht auf Glück verwirkt haben, weil man mich zu einer blödsinnigen Wahl getrieben? Selig träumen wenigstens, in wonnigem Schlaf vergehen“

So sprach die üppige Marianna halblaut vor sich hin, drückte sich tief in die schwellenden Kissen, streckte Arme und Beine gerade aus und schloß krampfhaft die Augen.

Allein heute war es offenbar mit Schlaf und Traum vorbei.

Mit einer ungeduldrigen Bewegung setzte sich die feurige Dreißigerin im Bette aufrecht. Straff stemmte sie die vollen Arme rückwärts in die Kissen, daß die Schultern wuchtig, aber in schöner Rundung hervortraten. Der Kopf war zurückgesunken, von dem edelgeformten Halse lief eine bebende Linie herab über die Brust und zeichnete in schwungvollen Umrissen die herrlichen Hüften.

„O wie schwül!“ seufzte sie fast zornig.

Dann ließ sie sich auf den Rücken fallen, stampfte mit den Füßen die Federdecke zurück und streckte die beiden Beine mit kräftigem Schwung in die Höhe, daß das Hemd weit zurückflog. Sie schlug den Vorhang auseinander, und mit einem Ruck saß sie auf dem Bettrand.

„Aus ist's!“ rief sie lächelnd resigniert, aber zwei unmutzvolle Falten liefen protestierend über die glänzende Stirn und drückten auf den rötlich leuchtenden Bogen der Augenbrauen. In den Augen loderte noch einmal ein ruheloses Feuer auf, und unbefriedigt bebten die feinen, nervösen Nasenflügel.

„Tralalala! Lustspiel oder Tragödie oder elende Posse?“ Während sie mit den weißen, sinnlichen Händen das Hemd über die Kniee strich, spielten die rosigen Füße mit den türkischen Pantoffelchen, die mit goldschimmernder Arabeskenstickerei bedeckt waren.

„Eigentlich sah ihm das Traumbild wenig ähnlich. Oder doch? Wie ist er denn in Wirklichkeit? Ein langer, schlanker, brauner Teufel mit flott aufgedrehtem Schnurrbart, prachtvoll kräftigem Sinn. Seinem Gang nach gewiß sehnig und behend wie ein Tiger. Und dabei eine un-

glaubliche Zurückhaltung, wie Elisa behauptet? Elisa! Die versteht was Rechtes von den Männern, diese tugendhafte Strampel im Westentaschenformat!“

Bei diesem plebejischen Wort lachte sie hell auf und schleuderte ein Pantoffelchen in die Höhe, daß es in weitem Bogen auf die Chaiselongue fiel und das dort schlummernde Windspiel an die Schnauze traf. Der Hund hob den Rücken, sprang auf die langen magern Beine und kam herangehumpelt, die Herrin zu begrüßen.

„Geh, langweiliger Fips; schon gut, schon gut alter Siebenschläfer!“ Fips kratzte sich mit dem rechten Bein hinter die Ohren und trollte wieder schwermütig auf seinen Platz zurück.

„Die Elisa und ihre Weisheit über die Männer, das ist zum Lachen. Sie hält ihn gewiß für einen vollendeten Biedermann und schwört darauf, daß er nie nach eines andern Weib geschickt. Ein magrer brauner Teufel mit solchen Augen hat kein Zeug zum Biedermann, mein altes Jüngferlein! Im Gegenteil, der Mann hat einen Stich ins Kanailenhafte, und gerade das reizt mich an ihm.“

Mit drei Schritten stand Marianna vor dem großen Ankleidespiegel.

Die Morgensonne flutete jetzt voll gegen die

blauen Gardinen und erfüllte das wollustatmende, raffiniert ausgestattete Schlafgemach mit magischem Schein. Das Licht legte sich wie ein Glorienschein um das blühende blonde Weib.

Von der Königinstraße herauf drangen Hufschläge und rhythmisches Säbelklirren eines vorübersprengenden Reiters.

„Aha, Don Juan in Kürassieruniform! Die Frau Doktorin Frühauf bekommt ihr Morgenständchen geritten und gewiebert. Könnt' ich auch haben. Ist aber nicht mein Genre.“

Und sie lachte in den Spiegel hinein und ließ übermütig ihre rote Zunge zwischen zwei Reihen blendend weißer Zähne spielen, wovon bloß drei das Werk eines geschickten Zahntechnikers waren.

Nun begannen die Lastwagen auf der Straße zu knarren und zu ächzen, eine Ruhestörung in dem vornehmstillen Viertel, welche durch den Neubau einer Monstre-Villa verursacht wurde. Aus dem nahen Buschwerk des englischen Gartens tönte Ruf und Gegenruf eines Amselpaares herüber, das sich zu einem fetten Würmerfrühstück gegenseitig guten Appetit wünschte. Auch im Hause wurde es allmählich lebendig. Das Milchmädchen und der Bäckerjunge begegneten sich auf der Treppe und tauschten flüchtig einige derb neckende Worte.

Nach leisem Bochen wurde geöffnet und Fips wurde abgeholt, damit er seine natürlichen Bedürfnisse auf gesittete Art befriedige.

Marianna befahl, daß man dem halblahmen Vieh die Decke umschnalle, es könnte sich sonst in der Morgenkühle eine Erkältung zuziehen.

Dann klingelte sie der Kammerfrau.

„Sofort mein Bad bereiten!“

Auf empfangenen Bescheid, welcher Art es die gnädige Frau heute wünsche, entfernte sich geräuschlos die Dienerin.

Marianna trat wiederholt vor den Spiegel.

Sie weidete sich an der Pracht ihres vollen, in blonden Wellen über Nacken und Schulter herabfallenden Haares und kreuzte die nackten Arme unter dem untadelhaft geformten, in blühender Pracht sich hebenden Busen. Das siegesgewisse Lächeln, das zwischen den aufwärts gezogenen Winkeln des frischen, begehrliehen Mundes und den samtweichen, gegen die Ohren hin mit einem kaum merklichen blonden Flaum bedeckten Wangen hin- und hertänzelte, bezeugte im Verein mit dem feurigen Blick der Augen, daß die Inhaberin solcher Reize wahrlich keine Ursache habe, sich vor den Dreißigern zu fürchten.

Bei all' der reifen Schönheit und entzückenden

Gesundheit vielleicht schon um ein wenig zu viel Fülle . . . beobachtete Marianna heute selbst.

„Je nun, da werden wir noch rechtzeitig Rat wissen mit Gottes und Schwenningers Hilfe!“ rief sie leicht hin, warf den Schlafrock aus krômesfarbigem Kaschmir um die Schultern und verschwand durch eine Tapentheur in das Badezimmer. —

* * *

„Wie ist heute der gnädigen Frau das Bad bekommen?“ erkundigte sich, unterwürfig lächelnd und knixend, die Bese, welche eben auf den Glockenruf Mariannens in das Ankleidegemach getreten war.

„Vorzüglich, Pepita, vorzüglich.“

„Das freut mich. Ich habe auch eine ganze Flasche Eau de Cologne mehr als gewöhnlich zugießen lassen.“

„So? Das war zu viel, Pepita. D’rum war das Wasser auch ganz trübmilchig. Einerlei; ich fühle mich recht erfrischt.“

„Das nächstemal, denk’ ich, belieben gnädige Frau von dem frisch angekommenen Pariser Vinaigre de Toilette zu nehmen.“

„Wieso?“

„Der ist feiner, aromatischer und wirkungsvoller. Eau de Cologne führt heute ja schon jedes

Nähmädchen im Taschentuch! Und für eine so große, vornehme Dame . . .“ hier hielt die aufmerksame Jose plötzlich inne, da sie eine ungeduldige Bewegung ihrer auf der Chaiselongue ruhenden und mit dem Blicke wie etwas in weiter Ferne gierig suchenden Herrin zu bemerken glaubte.

Marianna ließ ein mit feiner Handschrift bedecktes Billet mechanisch aus ihren Fingern gleiten und griff dann rasch wieder darnach, um es aufzuheben.

„Se nun, ich höre, Pepita!“

„Für eine so vornehme Dame schießt sich doch nur das Seltene, das Aparte.“

„Ja, das Aparte,“ wiederholte Marianna gedankenvoll, und ihr Auge nahm wieder den eigentümlich schweifenden Ausdruck an.

„Das wird ganz gewiß richtig sein, und wenn man dazu noch so gesund und schön . . .“

Pepita unterbrach sich aufs neue. Dann, als kein Einspruch erfolgte, fuhr sie plaudernd fort, jedoch vom Thema abspringend:

„Wie wird sich der gnädige Herr über Ihr flottes Aussehen wundern! Als ihn der Doktor fortschickte, da waren gnädige Frau doch leidend und hatten oft Ihre Nerven . . .“

Wiederum keine Gegenrede.

Jetzt lebhafter und lauernd:

„Der gnädige Herr wird nun doch bald heimkehren und hoffentlich auch verjüngter und gesünder“

Marianna fuhr aus ihrem Brüten auf. Das Billet entglitt ihren Händen.

„Was gnädiger Herr!“ rief sie unmutsvoll. „Der ist noch weit jenseits der Berge und mit seiner Kur noch lange nicht zu Ende. Fettherz, Asthma, Impotenz — puh! Aber was kümmert das uns jetzt? Wir haben Wichtigeres zu bedenken. Wo ist das neue Korsett, Pepita?“

„Hier, gnädige Frau!“

„Nein, zunächst die neuen Strümpfe! Die werden Effekt machen!“

„Wie gnädige Frau befehlen.“

Pepita schob einen Puff heran. Marianna ließ sich darauf nieder, ein Bein über das andere schlagend und das obere stramm ausstreckend. Die Bofe streifte den alten Strumpf herab und begann den neuen, ein wunderbar zartes Gewebe von blaßblauer Seide mit Zierraten à la Carmen, anzulegen.

„Finden Sie nicht, Pepita, daß ich verhältnismäßig schwächige Beine habe?“

„Aber gnädige Frau! Eine so vornehme Dame

kann doch nicht Baden haben wie ein Butterfaß!
Das wäre gemein.“

Marianna lachte. Das Butterfaß belustigte sie.

„Ist nicht das Knie doch ein wenig spitzig?“

„Um's Himmelswillen! Der feinste Kenner
wird nie ein runderes Knie gefunden haben. Das
ist ja gedrechselt wie eine Billardkugel. Gnädige
Frau könnten Modell stehen mit einem solchen
Körperbau.“

„Schmeichlerin!“

„Ich sage die volle Wahrheit. Gnädige Frau
sind aber selbst überzeugt davon, denn Sie werden
das schon öfter gehört haben.“

„Mein Mann hat nie ein Wort darüber gesagt.“

„Ja, der gnädige Herr, das glaub' ich gern.
Dem sind die Augen nimmer jung und scharf
genug dazu. In seinen Jahren ist's vielleicht auch
anständiger, mehr von der schönen Seele, als vom
schönen Leib zu reden.“

„Er nennt mich in der That nur seine teure
Seele, wenn er mir etwas Zärtliches sagen will.“

„Es ist wahrhaftig schade, daß der gnädige
Herr nicht um fünfzehn, zwanzig Jahre jünger ist
und bei stärkerer Gesundheit. Aber“

Bepita stockte.

„Was denn aber . . . ?“ rief Marianna erregt auffpringend.

„Bitte, gnädige Frau, ich muß das linke Strumpfband noch anlegen; das rechte scheint mir auch etwas zu hoch am Schenkel zu sitzen.“

„Nein, sprich dich aus!“

Bapita erstaunte zwar über das plötzliche Duzen, allein schnell gefaßt fuhr sie in harmlosem Tone fort:

„Ich meinte nur, man hat oft so seine eigenen Gedanken“

„Du meinstest nur? Was für Gedanken? Ich will's wissen! Ich befehle!“

„Gott, ich dachte halt, man brauche nicht so hart gegen seine Verehrer zu sein, wenn man einen alten, franken Herrn hat. Jung und feurig zu sein ist doch wahrhaftig auch keine Todsünde. Schließlich hat doch jeder Mensch das Recht, sein Leben so einzurichten, daß er seine besten und schönsten Jahre nicht ungenossen verstreichen lassen muß. Es kommt alles darauf an, wie man's anfängt“

„Darauf kommt's allerdings sehr an.“

„Bornehme Damen haben oft eine verschwiegene Hilfe näher, als sie glauben und worauf sie sich sicher verlassen könnten“

„Ich danke für Kupplerinnen und Fehlerinnen!“

erwiderte Marianna rasch und rauh. „Probieren wir jetzt das Korsett!“

Ein böshafter Zug zuckte um Pepitas Mund und ein rachsüchtiges Blitzen ging von ihren grauen, etwas eingekniffenen Augen aus. Allein die viel-erfahrene Person wußte sich zu beherrschen. Gleichgültig, als hätte die strenge Abfertigung ihr nicht gegolten, schritt sie an den Schrank und entnahm das Korsett, ein um teures Geld aus Paris bezogenes Meisterstück deutscher Bekleidungskunst. Es war aus zartgrauem Atlas mit hellblauen Stickereien und ausgestattet mit den feinsten, elastischsten Stahlschienen und dem besten Fischbein.

Stolz aufgerichtet und mit funkelnden Augen stand Marianna mitten im Zimmer. Die Beine fest aneinander gedrückt, umfloß das Hemd wie ein priesterliches Gewand die schöne Frauengestalt.

„Ich bin bereit!“ sprach sie jetzt mit leiserer und milder Stimme und hob die Arme in die Höhe.

Pepita begann von unten nach oben zu schnüren. Nachdem sie das Schnürband durch vier Löcher gezogen und scharf angespannt hatte, stieß Marianna ein langes „Oh!“ aus, durchschritt das Zimmer und machte allerlei kreisende Bewegungen mit den Hüften, mit den Schultern, mit dem ganzen

Oberleib. Pepita schlich dienstfertig hinterdrein, die Enden des Schnürbandes fest in der Hand.

„Es ist doch nicht geschmeidig genug, wie mir scheint.“

„Gnädige Frau sind ein wenig ungeduldig.“

Dann ging Pepita aufs neue an die Arbeit und zog mit aller Kraft an den beiden Bandenden.

„Ah!“ stöhnte die Gnädige.

Endlich war die Taille wunderschön herausgekommen, allein die Fülle des Busens schmiegte sich nur mit Widerstreben in die Enge der eleganten Form. Marianna machte einen neuen gymnastischen Gang durchs Zimmer.

„Nicht zu vergessen, mir heute die neueste Novelle von Sacher-Masoch, so etwas wie die ‚Gottesmutter‘ oder ‚Gottesmörder‘ — ich weiß den Titel nicht genau, aber Gott ist darin, aus der Leihbibliothek holen zu lassen; auch ein paar französische Bücher dazu, besonders die letzten von Zola und Daudet, auf die ich mich schon lange habe vormerken lassen . . . Ah, das Korsett könnte doch noch besser sitzen . . . Vorwärts, kommen wir mit der Quälerei zu Ende!“

Pepita machte eine letzte Anstrengung, und das schwierige Werk war vollbracht.

„Es macht sich doch sehr fein,“ bemerkte

Pepita, wohlgefällig grinsend und sich die Hände reibend.

„Um so besser!“ stieß Marianna nervös hervor und wiegte sich, die Arme auf die Hüfte gestützt, vor dem Spiegel.

„Ach, gnädige Frau, ich hätte schier vergessen — eine große Neuigkeit: Bella hat vergangene Nacht Junge bekommen, vier Stück, lauter niedliche Möpfchen, und die sehen ihrem Vater, das heißt ihrer Mutter ähnlich wie aus dem Gesicht geschnitten. Darf ich eins davon hereinbringen?“

„Nach dem zweiten Frühstück. Die arme Bella, endlich erlöst! Gott sei Dank!“

„Und das wollte ich auch noch fragen, gnädige Frau, ob heute das Patchen zu Tisch kommen darf, weil es gestern abbestellt worden ist. Es ist wieder ganz wohl auf.“

„Nein, ich mag heute keine Kinder sehen, am wenigsten solche, die aus der Krankenstube kommen. Zudem ist mir schon der ganze Vormittag vorweggenommen. Vor Fräulein Elisa von Hupler sind wir ohnehin nicht sicher, und ist die einmal im Hause, bleibt sie auch über Tisch und schwagt und wagnert uns halb zu tot.“

In diesem Augenblick pochte es an der Thür

und eine Dienerin steckte den Kopf herein mit der Meldung: „Fräulein von Huzler.“

„Ich lasse bitten, sich ein wenig zu gedulden,“ antwortete Marianna mit heller Stimme. Aber die Worte wurden schon übertönt von einem Sturm wilder Läufe und Harpeggien, den Elisa auf dem Klavier entfesselte, um sich das Warten nicht verdrießen zu lassen. Jetzt rasten Wagnerische Walkürenmotive in buntem Taumel durch das morgendlich stille Haus.

*

*

*

Fräulein Elisa von Huzler, starkgeistige Schwere-
nötlerin von der malenden, dichtenden und klavier-
klimmernden Dilettanten-Zunft zum „heiligen
Gral“, zudem eifriges Mitglied des Antivivisek-
tions-Vereins, erschien heute in hochsommerlicher
Laune und Tracht. Wenig Leib, aber viel Seele
in einem hohen modischen Plisseerock mit einer
Fersentaille. Eigenartig wirkte das in schrägen
Streifen laufende, mit gelber Seide eingestickte
Muster in dem marineblauen Stoff dadurch, daß
es, durch das Fächerplissee des Rocks gebrochen
bei jeder Bewegung blitzartig im Bidsack hervortrat.

„Die Mode mit ihren bizarren Phantasieen ist
die einzige Freiheit, die uns armen Frauen in der

tyrannischen Gesellschaft geblieben ist," pflegte sie scherzend zu sagen, wenn sie von einer Freundin über das Auffallende und der im allgemeinen wenig eleganten Münchener Frauenwelt als zu gewagt Dünkende ihrer Kleidung zur Rede gestellt wurde.

Dabei hatte Elisa die Besonderheit, daß Exzentrische der letzten Mode geflissentlich über die Saison hinauszutragen.

„Das ist die einzige Konzeßion, die ich meiner Blaustrümpfigkeit, sowie meiner konservativen Geburt nicht versagen darf.“

Konservativ war sie auch darin, daß sie über die gewöhnliche Zählweise und den Kalender hinweg auf gewissen Lebensjahren hartnäckig pausierte. So war sie nunmehr seit drei bis vier Jahren in der „Mitte der Dreißiger“ stehen geblieben. Aber ihr runder, mit kurzen braunen Locken bedeckter Kopf, mit dem klugen, gutmütigen Gesicht und den zuweilen gar schalkhaft blizenden grauen Äuglein hatte in der That etwas, das dem Eindruck verlängerter Jugendlichkeit günstig war. Nur ihr, Trieb des Bemutterns den Freunden und Freundinnen gegenüber that dem einigermaßen Abbruch.

Auch in ihrem Verhältnis zu Marianna hielt

sie an der Mutterrolle fest, die sie schon im Pensionat gegen die jüngere und leichtsinnigere Blondine gespielt hatte. Überdies war ja Marianna eine entfernte Verwandte und damals schon elternlos, und nachdem sie eine vermeintlich so brillante Partie gemacht und das kinderlose Eheweib eines ausgetobten, steinreichen Mannes geworden war, glaubte sich Elisa erst recht verpflichtet, auf die Lebensführung ihrer Freundin ein Auge zu haben.

Marianna hatte in der Ehe weder für den Leib noch für die Seele Befriedigung zu finden vermocht. In den ersten Jahren berauschte sie zwar der ungewohnte Reichtum, allein in der gleichmäßigen Fülle des Wohllebens trat allgemach die Ernüchterung ein. Ihr Blut rebellierte und schrie nach einem wirklichen Mann, und ihre Seele schmachtete nach einem starken Geist, dem unterthan zu sein ihr eitel Lust und Hochgefühl gewesen wäre. Sie hatte nicht bloß mächtige Sinnlichkeit, sie hatte auch glühenden Ehrgeiz. Sie wollte an der Seite eines starken Gatten etwas bedeuten in der Welt und einen stolzen Inhalt finden für ihr Leben.

Aber ein bloßer Geldsack, ein bloßer Geldausgeber, was sollte ihr der auf die Dauer? Seine Bereitwilligkeit im Spenden, seine senti-

mentale Dienstfertigkeit wurden ihr geradezu widerwärtig.

So führte Karl, nachdem er in seinen jungen Jahren sich geistig und leiblich in galanten Ludereien erschöpft, an der Seite des schönen, leidenschaftlichen und herrschsinnigen Weibes ein krankes, träges, bedeutungsloses Leben. Dabei begriff er gar nicht, daß Marianna Anrecht auf etwas anderes haben könne, als auf das vergoldete Scheinglück, das er ihr bereitete.

Es kam oft zu harten Szenen. Dann drückte er sich kopfschüttelnd beiseite und philosophierte: „Sonderbares Wesen! Man kann eben nicht milde genug von den Frauen denken, denn Narrheit und Ungerechtigkeit ist ihr uraltes Angebinde von der Natur.“

Er machte sich wohl Vorwürfe wegen seiner Schwäche, aber Mariannens Schönheit unterjochte ihn derart, daß er sich ihr weinerlich wie ein Bittender nahte. Die stets wiederholten Beteuerungen seiner Liebe und Verehrung für sie machten sie nur noch unwirscher. Seine impotenten Zärtlichkeiten erfüllten sie mit Ekel. Kam er ihr schmeichelnd nahe, empfand sie in den letzten Jahren einen solchen Widerwillen und geriet in eine solche Aufregung, daß sie ihn hätte erwürgen mögen.

In dem Maße wie seine Verehrungstollheit wuchs, steigerte sich seine Eifersucht — und Mariannens Moral ging in die Brüche. Ihn zu lieben erschien ihr wie ein Verbrechen gegen die Natur, ihn zu betrügen wie ein Akt höherer Gerechtigkeit.

Längst wäre sie ihm für immer entwichen, wäre nicht ihre arme Sippe, die aus der reichen Verbindung schnöden Vorteil zog, umhergestanden wie eine Kerkermauer. Außerdem hatte das Wohlleben und das Spiel mit flüchtigen Liebeleien ihre Energie geschwächt. Auch hatte sie den Rechten noch nicht gefunden, von dem sie sich mit unerschütterlicher Gewißheit hätte sagen können: der und kein anderer soll hinfort dein Herr sein!

Für Elisa war dieser Zustand ein interessantes Problem. Bald schürte sie das Feuer der Unzufriedenheit, bald suchte sie es wieder zu beschwichtigen, wenn der Brand allzu gefährlich auflohte. Ueberdies empfand sie ein schönseelisches Mitleid mit dem Schwächling Karl, und im Grunde war sie nicht abgeneigt, Mariannens schroffes Ablehnen seiner Zärtlichkeit als die Überhebung eines verzogenen Kindes zu deuten.

In ihrer altjüngferlichen Bemutterungsmanie liebte sie es auch, Marianna mit „o du mein süßes Kind“ anzureden. Das Beiwort süß fand die

Angeredete allerdings empörend sah, allein Elisa ließ sich's nicht abgewöhnen; im Überschwange ihrer Befriedigung fand sie sogar den lendenlahmen Fips süß. „Der süße Fips!“ Nur bei Karl, dem kurzen, aufgedunsenen Fettklumpen, erschien es ihr nicht ganz passend, von dem Lieblingswort Gebrauch zu machen. Der unglückliche Karl mußte sich mit einem einfachen gut abfinden lassen. „Der gute Karl!“ Aber sie wußte das mit sehr viel Gefühl zu sagen.

„Nein, bist du wieder schön heute!“ rief Elisa und klatschte glücklich in die Hände und trippelte und hüpfte, als Marianna in das Besuchszimmer trat. „O du mein süßes Kind, guten Morgen, guten Morgen!“

Marianna sah freilich allerliebste aus. Sie trug eine Matinee aus feinstem leichten Flanell in weiß von elegantester Ausstattung. Die losen Vorderteile waren in zierliche Säumchen und Buffen geordnet, durch reiche Weißstickereien unterbrochen und mit kostbaren krömesfarbigen Spitzen besetzt. Der Rücken zeigte sich anliegend mit bauschigem Faltenchoß. Schleifen von Atlasband am Sabot, auf den Ärmeln und dem Faltenchoß gaben dem duftigen Morgenanzug Glanz und Leben.

„Der Kalender behauptet, es werde schon wieder herbstlich in Europa, und wir andern Naturkinder müssen mitthun, wir mögen uns wehren wie wir wollen, aber du, Marianna, wahrhaftig, du wirst täglich jugendlicher und frühlingshafter.“ Und sie schloß Marianna, ohne sie zu Wort kommen zu lassen, stürmisch an die Brust.

„Wenn ich dich so halte,“ fuhr sie fort, „nein, ich mag's nicht sagen — nicht wahr, ich erscheine noch magerer, schändlich mager?“

„Ideal mager, sag' lieber,“ entgegnete Marianna, sich lächelnd aus der Umarmung losmachend.

„O du süßes Kind, für diese Idealität hat sich noch kein Mensch passioniert!“

„Wer weiß! Es gibt eine Art von Magerkeit, die's einem ordentlich anthun kann.“

„Hollah, ich ertappe dich auf deiner stillen Neigung. Der braune Grieche, he? Der Doktor Mitoras?“

Marianna errötete leicht. „Ist er ein Grieche? Ich wußte das gar nicht.“

„Von griechischen Eltern allerdings, aber dabei ein guter Münchener und Frau Mariannens hitzigster Verehrer.“

„Welche Wahrsagerin hat dir das Märlein aufgebunden?“

„Paperlapap! Ich weiß, was ich weiß. Nimm' dich in Acht, süßes Kind, diesmal könnte es doch gefährlich werden. Der läßt sich nicht so leicht abschütteln wie andere — wie zum Beispiel —“

„Schweig doch!“ bat Marianna und legte ihr die Hand auf den Mund.

Allein Elisa plauderte fort: „Wie zum Beispiel der französische Geck von einem Sprachmeister oder der platonische Maler, der klassische Landschaftler von Feldmoching, der dich in alle seine Mobre und Sümpfe als Staffage gesetzt hat.“

— „Mit dem Franzosen habe ich wirklich meine liebe Not. Denk' dir, der zubringliche Mensch hat mir gestern wieder ein Gedicht geschickt von einem Naturalismus, na — dazu die abscheuliche Indiskretion —“

„Zeig', zeig'!“ rief Elisa ungestüm, und ihre Augen funkelten. „Naturalismus, das ist mein Fall. In der Kunst kann man seine Antipoden nicht genug studieren. Die Naturalisten sind abscheuliche Kumpane, menschlich arrangierte Rehrichthäufen, wie unser göttlich süßer Paul Heyse sagen würde. Aber immens interessant. Zeig das Poem, bitte! Lass' mich die Scheuseligkeit bestaunen, damit ich mich in meinen guten künstlerischen Grundfäßen befestige. Der bestangelegte Mensch ist oft so schwach . . .“

„Ich hab' es jetzt nicht hier. Im Schlafzimmer hab' ich's verlegt. Später!“ erwiderte Marianna ausweichend, indem sie die unruhig hin und her trippelnde Elisa bei der Hand erfaßte und zu sich auf die Tauschuse niederzog.

Es trat eine Pause ein. Marianna saß schweigend da. Ihr schönes blondes Haupt war langsam auf die Brust gesunken. Hart und glanzlos stierten die Augen auf den Teppich, als hätte sich dort die anmutige Zeichnung in eine Schicksalschrift verwandelt, die das Schlimmste kündete. Marianna hielt noch immer Elisens Hand und drückte sie krampfhaft.

Elisa sprang auf. „Was ist dir plötzlich, süßes Kind? Ist dir nicht gut? Es ist schwül hier, ich will ein Fenster öffnen.“

„Lass' das, es ist unnütz. Kannst du meinen Kerker sprengen? Was soll mir ein offener Fensterflügel, wenn mir selbst die Flügel gebunden sind?“

„Aber“

„Ach, bin ich elend!“ stöhnte Marianna und ihr Busen wogte.

„Hast du schlimme Nachrichten vom guten Karl?“

„Ja, beim Himmel, daß ich sie hätte!“ schrie sie auf und sprang auf beide Füße, sich mit wildem

Ausdruck vor die erbleichende Elisa stellend. „Ich will einen ganzen, lebendigen Mann, hörst du? Einen Mann, der mich bis zum Wahnsinn liebt, und den ich wieder lieben kann ohne Falsch, ohne Komödie, mit ganzer Kraft, bis in den Tod. Jawohl, wenn er ein Grieche ist, so will ich den Griechen, und wenn er der Teufel selbst ist, so will ich den Teufel!“

Elisa war starr vor Schrecken über diesen leidenschaftlichen Ausbruch. Auf eine solche Szene war sie nicht gefaßt gewesen, um so weniger, als Marianna in der letzten Zeit sich mit Humor in ihr Schicksal zu finden schien.

Endlich gewann sie die Herrschaft ihrer Gedanken wieder und begann mit fester Stimme:

„Mein süßes Kind, du bist ja von Sinnen. Nimm' doch ein wenig Vernunft an! Nun hast du zehn Jahre lang diese Ehe ertragen, der gute Karl hat so unendlich viel für dich und die Deinigen gethan, er hat dich mit Reichthum überhäuft“

„Genug der alten Leier! Ich habe ihm meine Jugend gegeben und er mir einen Geldsack: ein großartiger Tausch! Kann man Leben und Liebesglück gegen eine Million tauschen? Er mag seine Million behalten, ich fordere mein Leben wieder.“

Ich verkümmere und ersticke hier in dieser öden Gruft!"

„Das sind Übertreibungen, Fieberphantasieen,“ fuhr Elisa dazwischen.

„Nein, es ist die Stimme der Natur und des redlichen Herzens. Ich hasse den Geldsack und bin es müde, seine Sklavin zu sein. Ich will dem gehören, der mich aus diesem unwürdigen Verhältnis befreit und mich als eine Freie an ein Herz voll Liebe zieht. An ein wirkliches Mannesherz, hörst du? Vermag es der Grieche, so will ihn auf meinen Knien anbeten.“

„Der Grieche! Der ist Afrikareisender; was kann dir ein solcher Wüstenvogel bieten?“

„Lieber mit ihm in der Wüste unter Schlangen und Tigern, als hier in diesem vergoldeten Käfig. Reisen, auf und davon, in die freie, weite Welt!“

„Aber die gesellschaftliche Stellung, bedenke doch!“

„Hat mir die etwa Karl gegeben? Nennst du es eine gesellschaftliche Stellung an der Seite eines Menschen zu altern, der durch sich selbst, durch eigenen Geist und Willen nie etwas bedeutet hat in der Welt und in alle Ewigkeit nichts bedeuten wird? Ist das etwas für den Ehrgeiz eines Weibes? Ist das ein Mann, von dem nichts

übrig bleibt, nichts, nichts, nichts, sobald man ihm den ererbten Geldsack nimmt?"

Marianna durchmaß in mächtigen Schritten das Zimmer. Als sie an den Tisch stieß, warf sie Karls Photographie um, die in einem prächtigen Bronzerahmen darauf stand.

„Karl hatte eben das Glück, im Schoße des Reichthums geboren zu werden und daher keine Nötigung, in den Kampf ums Dasein einzutreten und sich einen Beruf zu wählen.“

„Ach was! Schönfärberei! Ausflüchte! Wo eine Kraft ist, da ist auch ein Beruf, ohne daß man für das tägliche Brot zu arbeiten braucht. In der Gemeinde, im Staat, wie viel Ehrenposten giebt's da nicht auszufüllen, in der Politik, wie prachtvoll ist da nicht die Gelegenheit für einen reichen Mann von Kopf sich auszuzeichnen!“

„Hat Karl seiner Zeit, jetzt freilich nicht mehr, seit ihn das Asthma plagt, nicht als ein angesehener Sportsmann gegolten?“

„Zawohl, er hat eine Passion für Pferde affektiert und bei Roßtäuschern und Wettrennen große Summen verspielt und sich mit seiner Pferdekennntnis vom dümmsten Reitknecht auslachen lassen müssen. Hättest du nicht Lust, auch zu behaupten, daß er ein glänzender Kunstfreund und Kunst-

fenner ist, weil er einige Mädchen vom Ballet ausgehalten? Nein, Elisa, damit fängt man mich nicht mehr. Vom rechten Mann fordere ich Geist und Kraft. Kraft! Kraft!" schrie sie und ihre Augen funkelten.

„Und vom rechten Weibe, mein süßes Kind? Ich denke, neben Schönheit und Liebreiz doch auch ein wenig Treue und Hingabe und Unterwürfigkeit.“

„Die Predigt steht der ältlichen Jungfrau wahrhaftig gut zu Gesicht. Was du davon verstehst, ist, weiß Gott, zum Lachen. Geh, blamiere dich nicht, Elisa! Du kannst's ja mit dem guten Karl halten, du Tugendhafte!“

Dieses Wort traf wie ein Pfeil. Elisa bebte.

„Nein,“ stieß sie mühsam hervor, „das ist unerhört . . .“

Marianna warf sich schluchzend an ihren Hals. Ihr ganzer Körper zitterte. Elisa hielt mit dem Aufgebote aller Kraft das unglückselige Weib in in ihren Armen fest.

„Beruhige dich doch!“ flüsterte sie in einem Ton, in welchem Zorn und Mitleid sich mischten. „Deine Thränen schaden deinem Teint, gar nicht zu reden von meiner Jerseytaille, die du schon ganz durchnäßt hast. Komm, süßes Kind, beruhige dich!“

Allein da half kein Zureden; es war ein regelrechter heftiger Weinkrampf, der seinen Verlauf haben wollte.

Als der nervöse Sturm ausgetobt hatte, ruhte Marianna mit zerschlagenen Gliedern auf der Ottomane, und Elisa stand vor ihr, die Stirn, den Hals und die Handgelenke der Kranken mit Eau de Cologne reibend.

„Nun wird es bald vorüber sein.“

„Ja, bald . . .“ seufzte Marianna und schlug die Augen auf. „Nicht wahr, du hast nichts dagegen, daß ich den Doktor Mikoras liebe?“

„Nicht das Mindeste, süßes Kind.“

Marianna lächelte selig wie im Traume.

Nach einer Weile: „Du bleibst doch über Tisch, Elisa? Ich bin so allein, und wir haben noch viel zu plaudern.“

„Bedaure, es geht heute nicht. Ich muß zum Zahnarzt und mir einen Zahn — abpflücken lassen.“

„Abpflücken — das hast du wieder schön gesagt.“

„Närrchen!“

„Mikoras — darf dich ich noch etwas über ihn fragen?“

„Warum nicht? Wenn ich es auch nur zu beantworten weiß.“

„Ich habe die ganze Nacht von ihm geträumt. Da kam er mir so wunderherrlich vor. Nun meine ich, in der Wirklichkeit habe er etwas Kanailenhafte, nicht im schlimmsten Sinn, nur im pikanten. Was sagst du dazu?“

„Das hängt ganz von der persönlichen Auffassung ab. Auf mich hat er einen recht vornehmen Eindruck gemacht. Ich mag ihn gut leiden. Ich glaube, er ist trotz seiner Fremdartigkeit ein ganzer, tüchtiger Mann.“

„Siehst du, das heiß ich vernünftig reden. Also du magst ihn auch leiden. Das ist schön von dir. Laß dich dafür küssen, Elisa!“

„Rege dich nicht wieder auf, süßes Kind!“

„Und das noch: traust du ihm heroische Entschlüsse, eine große, wilde Energie zu?“

„Einem Afrikareisenden, der für eine wissenschaftliche Idee, für das kleinste Forschungsergebnis sein Leben in die Schanze schlägt, ich bitte dich, dem muß man doch die äußerste Entschlossenheit zutrauen, eine Aufopferungsfähigkeit sondergleichen.“

„Bravo!“

„Nun eine Gewissensfrage: wann hast du ihn zum letztenmal gesehen?“

„Vorgestern erst, am Starnbergersee. Wir machten zufällig die Rückfahrt auf dem nämlichen Dampfer. In Leoni stieg er aus. Vermutlich ging er auf die Rottmannshöhe.“

„Und hast du ihn gesprochen?“

„Wie kannst du denken! Er war in Gesellschaft und unterhielt sich lebhaft. Ich habe ihn unauffällig, aber genau betrachtet. Ich meinte, mein Herz müsse zerspringen. Unsere Augen sind sich begegnet, und er sah mich an mit einem so rätselhaften, verzehrenden Blick . . . Es war, als ob er mich mit seinem . . . ach Gott . . . ich weiß nicht mehr . . .“

„Und wie hast du Gewißheit erlangt, daß er dich wirklich liebt, daß er etwas für dich wagt? Denn sonst . . .“

„Setz keine Generalbeichte, ich bitte dich. Ich bin so müde.“

Marianna schloß die Augen. Ihre Lippen zuckten wie im leisen Selbstgespräch. Dann lag sie da, unbeweglich, wie in einer tiefen Ohnmacht.

*

*

*

Es schlug elf Uhr von den kalkgrauen Türmen der Ludwigskirche, als Elisa in die Schellingstraße einbog, fest entschlossen, dem griechischen Doktor

einmal auf den Bahn zu fühlen und, so oder so, dem ewigen Liebesjammer Mariannens ein Ende zu machen. Jetzt mußte radikal vorgegangen werden.

Sie war in der That zum Äußersten aufgelegt, die jungfräuliche Freundin. Hatte sie je so etwas erlebt! Sie fieberte ordentlich, wenn sie daran dachte.

„Der Herbst beginnt katastrophenschwanger,“ sagte sie zu sich selbst. „Die Sonne mit ihrem nachträglichen Glanz und Schimmer ist unvermögend, das im Spätjahr wieder gut zu machen, was im Frühling und Sommer durch Kälte und Wind und Regen verdorben worden ist. Verwehte Blüthen, zerstörte Früchte — hin ist hin. Im Menschenleben ist's nicht viel anders. Die arme Marianna! Verpfuschte Liebe, verpfushtes Leben, na, oder so ähnlich. Die Ehe ist wirklich ein lebensgefährliches Institut. Will sehen, was noch zu thun ist. Jetzt heißt's keine Zeit mehr verlieren und vor keinem Mittel zurückschrecken. Der gute Karl! Er ist aber wirklich ein zu dummes Rhinoceros. Schon daß er sein Weib von Anfang an so viel allein ließ und vor jeder Laune läppisch kapitulierte, mußte das Verhältnis verschlimmern. Er hat sich auch nach

keiner Seite hin geltend zu machen und in Respekt zu setzen gewußt. Geld und Geld und immer wieder nur Geld und dazu ein schmachtlappiges Liebeswerben. Das geht gegen alle Mythologie. Jupiter hat doch ein Beispiel hinterlassen, das sich die verliebten Narren einmal einprägen sollten. Wenn der immer wieder mit seinem Goldregen angefangen hätte, wär's sicher endlich auch der Danae zu langweilig geworden. Verwandlung über Verwandlung, Überraschung auf Überraschung, Herrgott, wenn's einmal nicht anders geht, um die Weiber bei Humor zu erhalten! Wir sind nun einmal so, das heißt, die andern sind nun einmal so. Und die süße Marianna gehört zu den andern. Ich, zum Beispiel, bin freilich eine himmelweit verschiedene Natur. Drum mag ich die Männer auch nur als Studienobjekte leiden. Höchstens noch zur künstlerischen Erbauung. Aber dazu braucht man schon die ganz genialen. Und das Genie hat ja eigentlich schon kein Geschlecht mehr, oder wenigstens nimmt man es damit nicht so genau. Der gute Karl ist in dem Punkt allerdings übel gestellt; Genie hat er nie gehabt und mit seinem Geschlecht scheint's auch Matthäi am Besten zu sein“

Hier blieb sie einen Augenblick stehen, um sich

zu orientieren. Richtig! Während sich in ihrem Kopf die Gedanken gejagt und im Bannkreis des eben erlebten Auftritts zu allen möglichen Sprüngen gehegt hatten, war die treffliche Elisa hübsch in die Irre gegangen. Sie hatte nicht nur den rechten Weg verfehlt, sondern auch ganz vergessen, sich auf die Unterredung mit dem Doktor passend vorzubereiten. Die Militärmusik an der Spitze eines Bataillons Infanterie war auch mitschuldig an diesem Irrtum. Das zog mit klingendem Spiel links die Türkenstraße hinauf, der Kaserne zu, und hinterdrein marschierte ein Schwarm kleiner und halbwüchsiger Buben und Mädchen, und wer auf dem Trottoire in der nämlichen Richtung ging, wurde durch die rythmische Gewalt mit fortgerissen, die militärische Gangart einzuhalten. Als Elisa gedankenvoll von der Schelling in die Türkenstraße einschwenkte, geriet sie in das infanteristische Getümmel, und ihre Füßchen trippelten träumerisch im schönsten Takt der Musik nach. So war sie links statt rechts in der Türkenstraße weitermarschiert, und erst als die Musik, die einen Suppéschen Operettenmarsch durchgeschmettert hatte, plötzlich schwieg und ein monotoner Trommelwirbel folgte, fühlte Elisa unwillkürlich die innere Nötigung, im Gedankenflug und

Militärschritt einzuhalten und sich in der Straße umzusehen. Mit einem Ruck blieb sie stehen und machte große Augen.

„Du lieber Himmel, nun hab' ich mich schön verlaufen! Hab' ich denn geträumt? Jetzt heißt es den ganzen Weg wieder zurück machen, denn des Doktors Haus liegt am andern Ende der Straße. Hu, und wie es heiß ist! Diese blödsinnig stechende Herbstsonne! Ich habe tüchtig Durst bekommen. Soll ich überhaupt noch zum Doktor? Der ist vielleicht noch gar nicht daheim, während mich der Zahnarzt umsonst erwartet, und der wohnt in der Nähe. Links oder rechts? Was geht vor: Zahnweh oder Herzweh? Leib oder Seele?“

Nach einigem Besinnen drehte sich die wackere Elisa auf den Absätzen und steuerte tapfer dem Hause des Doktors Mikoras zu. Sie beflügelte ihre Schritte, wie eine überlieferte Romauphrase lautet, daß das Fächerpliffee des marineblauen Rockes kräftig um die schwächtigen Beine schlug und das gelbe Muster im Zickzack hervorblickte.

So sehr sie auch jetzt ihre Gedanken zusammennahm, es wollte kein streng logischer Zug hineinkommen, und sie war noch immer ratlos, wie sie die schwierige Sache dem Doktor möglichst zart,

aber auch unzweideutig und entschieden vortragen sollte. Ihre Gedanken hasteten mit den Schritten um die Wette; sie kam ordentlich in Schweiß, ihr Herz klopfte hörbar, das Haus war jetzt ganz nahe — und sie wußte noch immer nichts. Ist's überhaupt nicht halbsbrecherischer Unsinn, was sie zu unternehmen sich anschickt? Steht sie denn dem Doktor nahe genug, um so mit der Thür ins Haus fallen zu dürfen? Sie hatte ihn wohl einigemale im Verein „Zum heiligen Gral“ gesprochen und ihm von der himmlischen Parsifal-Musik vorgeschwärmt; er hatte sie gar fein und manierlich angehört, seine unergründlichen Augen forschend auf sie geheftet und ihr einige sehr sympathische Worte in einem so herzlichen, weichen, wie durch Sordinen gedämpften Celloton gesagt Ja, diese dunklen Augen und dieser schmelzende Baritonklang, da widersteht freilich kein Frauenherz. Gefühle und Geständnisse brechen hervor, man weiß nicht wie Zwar trug er einen Zwicker, und das mochte Elisa nicht sehr gefallen, aber Marianna wußte sich nichts Fesselnderes; dunkle Augen und Brillengläser darüber hatten einen närrischen Reiz für sie.

So war Elisa wieder von der eigentlichen Sache ab- und dazu einige zwanzig Schritte über

das Haus des Doktors hinausgeraten. Jetzt schlug's halb zwölf

„Es wird sich ganz von selbst geben, wenn ich vor ihm stehe,“ sagte sie sich beherzt, wendete sich um und ging schnurstracks auf das offene Hausthor einer prohigen vierstöckigen Mietzkaserne zu, die zwischen kleinen Häuschen alten Stils aufragte wie ein Riese unter Zwergen. Die kahlen Seiten glänzten rot in ihrem neuen Backsteinrohbau, während die Fassade mit allerlei dekorativem Schnickschnack in Zement beklebt und bunt bemalt war.

An der Wand des Flurs hing in Mannshöhe, dem Treppenaufgang gegenüber, die übliche Haus- tafel mit den Namen, Titulaturen und Wohnungs- angaben der Bewohner in fetter gotischer Druck- schrift.

Elisa hob den Kopf und las: Doktor Mikoras, Privatgelehrter, II. Stock, rechts.

Sie stieg die breite, peinlich sauber gehaltene Treppe hinauf. Stufe um Stufe schwanden ihr die Gedanken. Als sie vor der Thür stand und sich anschickte, mit dem Zeigefinger auf den Perlmutterknopf des elektrischen Klingelzugs zu drücken, wußte sie gar nichts mehr. Sie kam sich grenzen- los dumm vor. Es war ihr mit einem Male, als

ob ihr nicht nur das Herz, sondern auch der Kopf in die Unausprechlichen gefallen wäre. Außerdem war es auch so unheimlich still in diesem Hause, so kirchhofartig leidenschaftslos. Auf den Treppen herrschte eine so gleichmäßige Helle; in allem war etwas so Neutrales, so Impulsloses. Da drängte sich Elisa ein merkwürdiger Vergleich auf: sie fand das Innere dieses Hauses so nichts sagend wie eine homöopathische Apotheke.

Die Glocke machte eine Ausnahme; sie lärmte ganz unbändig in einer spitzen, keifenden Klangfarbe. Sonderbar, Elisa empfing wieder den Eindruck eines Bildes: die Glocke bellt wie eine hungrige Hyäne im Tiergarten.

Geräuschlos bewegte sich die Thür in den Angeln; eine Sicherheitskette ließ sie jedoch nur bis zu einer kaum mannsbreiten Öffnung aufgehen. Im Halbdunkel des Korridors tauchte gleichzeitig die Gestalt eines dienstthuenden Geistes auf mit schwarzen, glänzenden Augen wie von Glas, glatt rasiertem, unbeweglichem Gesicht, in schwarzen Sarfenetärmeln und schwarzer Sarfenetbrustschürze, unter dem herabhängenden Arm einen roten Flederwisch.

„Gott, gewiß ein Automat!“ meinte Elisa für sich. „Herr Doktor Mikoras zu sprechen?“

brachte sie geängstigt mit verhaltenem Atem hervor.

„Bedaure,“ lautete die Antwort mit kaum merklicher Mundbewegung und in unbestimmbarer Tonart.

Elisa atmete auf und gewann ihre Fassung wieder.

„Ernsthaft nicht zu Hause?“ fragte sie lächelnd.

„Ernsthaft,“ lautete die Antwort, automatenhaft wie zuvor.

„Ist er über Land, weit fort, verreist?“

„Verreist.“

„Aber wohin denn, um's Himmelswillen, vielleicht nach Afrika schon wieder, in die Sahara, an den Kongo . . .?“

„Starnbergersee.“

„An, auf, hinter, neben, in?“

„Rottmannshöhe.“

„Endlich, Gott sei Dank! Hätten Sie mir das nicht gleich mit zwei Worten sagen können?“

Der Diener nickte, ohne eine Miene zu verziehen und schloß die Thür ebenso geräuschlos-eifertig wie er sie geöffnet hatte.

„Das nenne ich stilisiert!“ lachte Elisa und stieg, wie von dem feierlichen Wesen dieser Menschenmaschine angesteckt, gravitatisch die Treppen herab.

„Also auf die Rottmannshöhe! Ich ruhe nicht eher, bis ich in das Gefühls-Chaos Marianna-Mikoras Ordnung gebracht. Der gute Karl darf heute für mich nicht auf der Welt sein . . .“

Als Elisa zum Thor hinaustrat, stieß sie auf zwei Gefellen, welche gerade einen großen Sarg vom Handwagen hoben, um ihn ins Haus zu schaffen. Sie schauerte zusammen. Der frische Firnisgeruch verschwisterte sich in ihrer Empfindung mit der Vorstellung des Leichendunstes. Sie winkte einen Fiaker heran und fuhr rasch von dannen.

*

*

*

An dem nämlichen Tage dachte jemand mit krankhaft gesteigerter Erregung an die schöne Marianna: Karl. Er hatte seine Kur noch nicht beendet.

Der Spätsommer ließ sich in diesem Jahre so prächtig an, er war so gleichmäßig sonnig und so selten von Gewittern mit dem Gefolge von Regen und empfindlichen Temperaturschwankungen gestört, daß die Patienten in den böhmischen Bädern mit Ruhe ihrer Leibespflege obliegen konnten und sich vor dem nahenden Herbst in der gewissenhaften

Ausübung der Kurvorschriften nicht zu überhasten brauchten.

Marienbad zeigte deshalb noch eine so hohe Frequenz und Belebung wie selten zu dieser Jahreszeit. Auf den tannenwaldigen Höhen, die den heilsamen Badeort so schön umkränzen, flimmerte die duftgewürzte Luft so goldig in den September hinein, als ob aller Sonnenschein der Welt sich hier gesammelt hätte, und im Thale hatten Wiesen und Büsche noch so saftiges Grün, als könnte über Nacht ein neuer Blumenflor hervorbrechen und den Herbst mit allem Zauber des Frühlings schmücken. Ja, es schien, als wollten sich Frühling und Herbst über den Sommer hinweg die Hände reichen, um in geheimnißvollem Bunde den kranken Menschen den Genuß eines ungeahnten, seligen Naturbildes zu bereiten, das vom Mai die sproßenden Kräfte der Hoffnung, vom September den wonnigen Frieden behaglicher Erfüllung zeigte in sonnenhafter Harmonie.

Karl wollte gern ein übriges thun und so lange im Bade aushalten, als es der Rat der Ärzte und die Bitterung gestatteten, wenn es seinem Gemüte nur nicht so schwer geworden wäre, in der Vereinsamung, zu welcher ihn sein Leiden verdamnte, auf die Nachrichten von seiner

teuren Marianna zu verzichten. Marianna hatte ihm seit Wochen keine Zeile mehr geschrieben und seine ausführlichen Briefe, die freilich neben wenig unterhaltenden Kurberichten und Leidensbeschreibungen nur die ewigen Zärtlichkeitsbeteuerungen und väterlichen Vermahnungen enthielten, beharrlich unbeantwortet gelassen. Sie und da sandte sie ihm das Siglsche „Vaterland“, wenn die Nummer gerade einen böshaften Ausfall auf das „damische Geschlecht“ oder sonst einen pikanten Skandal brachte, allein außer der Aufschrift auf dem Streifband kam ihm nichts von Mariannens schnörkelliebender Handschrift zu Gesicht. Die sonderbare Wahl der Nummern deutete er sich bald als Ausfluß ihres guten Gewissens, bald als ein troziges Hinwegsehen über die Stimme der öffentlichen Meinung in verliebten Angelegenheiten, bald in seiner Herzensanfalt als dankbares Grußzeichen aus der wohlumfriedeten, reichen Häuslichkeit, die er ihr mit seiner Neigung und seinem Gelde bereitet hatte.

Heute empfand Karl die Schwere seiner Schmerzenslast niederdrückender, als sonst, obwohl ein so wunderbarer, verheißungsvoller Abendfrieden, in welchem alle Dissonanzen des Daseins sich aufzulösen strebten, über die Welt ausgebreitet lag.

Karl feierte seinen fünfundfünfzigsten Geburtstag — und keine Seele daheim hatte sich gerührt, dem Entfernten einen Glückwunsch zu senden. Keine Karte, kein Telegramm, nichts. Zum erstenmal in seinem Ehestand hat sich dies Unfassliche ereignet, daß Marianna den Geburtstag des Gatten vollständig teilnahmslos vorübergehen ließ. Alles was er sich zur Erklärung dieser niederschmetternden Thatsache einreden wollte, konnte weder vor der Logik Stand halten, noch seinen tiefen Schmerz mildern.

Was hatte sich daheim ereignet? Gestern hatte ihm Marianna ein „Vaterland“ geschickt; hätte sie es doch heute gethan! Das hätte wenigstens eine liebevolle Deutung, einen gemüthlichen Zusammenhang mit der Geburtstagsfeier ermöglicht! Es wäre spottwenig gewesen, freilich, aber immerhin besser, als gar nichts. Marianna ist eine kalte, herrische, launenhafte Natur, wie oft hatte er sich das schon gesagt! Aber das rechtfertigt doch nicht, daß sie sich über die einfachsten Höflichkeitsformen hinwegsetzt, nicht wahr? Und in dieser exzessiven Weise war es auch noch nie geschehen! Ach, daß dieses undankbare, gemüthlose Weib zugleich die schönste, anmutigste, fesselndste Frauenerrscheinung sein muß, an die er sein Herz gehängt! Ja, ja,

er kam heute sowenig wie früher über das demüthigende Eingeständnis hinweg: wenn sie ihn noch schlimmer behandelte, wenn sie ihn mit Füßen träte, er könnte doch nicht von dem reizvollen Geschöpfe lassen; bis zu seinem letzten Atemzug. Daß sie eine gesundheitsstrogende Vollnatur und er nur ein Invalide, das war freilich eine böse Wahrheit.

So saß er da, der arme, dicke Karl, ganz Fett, Gemüt- und Demut, auf dem Balkon des Kasinos und starrte mit tränenfeuchtem Blick in das verschwimmende Abendrot, während aus dem hohen, dunklen Tannenwald hinter dem Hause ein sanftes, metallisch klingendes Rauschen und Flüstern sein Ohr umschmeichelte. Allerlei fiel ihm jetzt ein aus früher und später Zeit, was je sein Herz bewegt, aber über jede Erinnerung legte sich sein gegenwärtiger Kummer wie ein düsterer Trauerflor. Merkwürdig, so wenig er sich sonst aus den Dichtern gemacht, so kamen ihm jetzt Goethesche Verse in den Sinn wie ein himmlischer Trostspruch, und die Hände faltend, betete er bei dem Geläute der Abendglocke, die vom Kreuzturme herübertönte:

Ach, ich bin des Wanderns müde,
Was soll all der Schmerz, die Lust?
Süßer Friede, süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Wie es so geht, kamen seine Gedanken vom Gedichte auf den Dichter, und er sah die bekannte Münchner Denkmal-Figur des genialen Schriftstellers am Dultplatz vor sich, jene vielberufene Figur, wo der Bildhauer die schöngeistige Schwächigkeit so weit zu treiben für angemessen fand, daß er dem schlanken Goethe einfach den Hintern amputierte. Da fiel in Karls Sentimentalität ein humoristischer Strahl, und lächelnd sagte er: „Der Goethe ist gewiß nur der glückliche Mensch und berühmte Dichter geworden, weil er keine Spur von Sitzfleisch hatte, während ich ganz Sitzfleisch bin, fast drei Zentner schwer, trotz aller Kreuzbrunnen, und daher so unpoetisch und unglücklich als möglich.“

Nun war der letzte Sonnenstrahl verglommen. Die Höhen und Wälder, um deren Umrisse die Dämmerung purpurnen Duft gewoben, versanken allmählich in dunkle Nacht. Nur die weiße Säulenhalle von Bellevue trat noch mit lichtem Scheine aus der nächtigen Hülle und blinkte gespenstisch zu dem schwermütigen Träumer herüber.

Karl stand auf und versuchte einen tiefen Atemzug zu thun, aber schon befiel ihn wieder sein asthmatisches Übel. „Ach, wie leicht atmen die Gesunden, wie leicht atmet die ganze Natur, nur

ich" Und schweren, traurigen Schrittes verließ er den Balkon.

Er konnte noch nicht zur Ruhe kommen. Es ging ihm noch allerlei im Kopf herum. Da hatte ihn neulich der Wirt gefragt, ob er Freimaurer sei; die „Brüder“, welche zufällig im Bad anwesend wären, hätten sich zu einer wöchentlichen Zusammenkunft im braunen Zimmer des Kasinos verabredet. Das brachte Karl auf eine Idee. Wie, wenn er sich aufnehmen ließe und durch seine Zugehörigkeit zu dem berühmten Geheimbund einen mystischen Einfluß auf Mariannens Phantasie gewänne? Man soll nichts unversucht lassen, in verzweifelten Lebenslagen zumal, um das moralische Ansehen nach innen und außen zu stärken. Aber Karl ließ die Idee wieder fallen. Einmal fürchtete er, die Freimaurer forderten bei der Aufnahme zu schwere Proben, die seinem Befinden nur nachteilig werden könnten, sodann war er sich der gewünschten Wirkung seiner so teuer erkauften freimaurerischen Qualität auf Mariannens Phantasie doch ganz und gar nicht sicher. Die Weiber sind in solchen Dingen unberechenbar. Marianna wäre im stande, ihn einfach auszulachen oder auch in einer Anwandlung von religiösen Strupeln gründlich zu schelten. Also lieber das Experiment fahren lassen.

Noch etwas Wichtigeres quälte ihn heute. Er hatte in seiner eifersüchtigen Angst, die er sich manchmal selbst als gar zu übertrieben zum Vorwurfe machte, die neue Jose Pepita zu seiner Vertrauten angeworben und ihr gegen ein Extrahonorar eine Art Kontrolle über Mariannens Lebensführung während seiner Abwesenheit aufgetragen. Pepita wollte anfänglich nicht recht darauf eingehen; sie halte sich selbst für zu gut und verehere ihre Herrschaft zu aufrichtig, um sich zu Spiondiensten zu erniedrigen; dergleichen habe sie noch nie getan. Endlich hatte sie doch nachgegeben und war scheinbar auf den Handel eingegangen. Karl schämte sich bald dieses unredlichen Verhältnisses, umsomehr als die spärlichen Geheimnachrichten anfänglich recht läppische Dinge brachten, z. B. „die gnädige Frau ist heute in die Frühmesse gegangen und fast drei Stunden fortgeblieben“ — oder: „die gnädige Frau hat am späten Nachmittag trotz des strömenden Regens ganz allein eine Ausfahrt gemacht, angeblich zum Aumeister“ — oder: „die gnädige Frau hat nicht zu Hause gespeist, obschon ihr Leibgericht bestellt war, und ist sehr angegriffen heimgekommen“ — oder: „die gnädige Frau hat den französischen Professor empfangen und strengen Auftrag erteilt, während dieser Zeit

niemand einzulassen“ u. s. w. Und alle diese Berichte waren in einer sehr zweifelhaften Orthographie geschrieben, was Karl jedesmal empörte, da in einem gebildeten Haus selbst die Dienerschaft gehalten sein soll, eine gute Schulnote zu rechtfertigen. Was den denunzierten Professor betraf, mußte Karl über Pepitas Verdacht herzlich lachen. Erstens wußte er zu gut, daß die stolze, kalte Marianna überhaupt nicht viel von den Ausländern in München hielt, zumal von solchen, die mit Privatkünsten dem Broterwerb in den vornehmen Häusern nachgehen mußten, also den Dienstboten gleichzuachten waren; zweitens wußte er, daß der französische Sprachmeister, welcher zu Konversations- und Vorlesstunden angenommen worden war, nicht mehr in den Jahren stand, die den Frauen gefährlich werden können; und zudem des besten Rufes sich erfreute.

Was der gute Karl allerdings noch nicht wußte und auch nicht aus Pepitas Notiz erfahren konnte, war dies: der gemeinte alte Franzose hatte sich zurückgezogen und einem jungen Verwandten, einem eleganten, schneidigen Pariser, der studierenwegen, jedoch mit geringen Finanzen nach München gekommen war, die besseren Privatstunden übertragen. Und dieser Monsieur Mollard hatte im Liebes-

kultus bereits alle Weihen des lateinischen Viertels empfangen, als er nach München übersiedelte.

Pepitas Geheimkorrespondenz war in der letzten Zeit fast ganz ausgeblieben. Dieser Umstand verursachte Karl heute eine Vermehrung seiner Besorgnisse um den guten Gang der Hausordnung in München. Pepita ist verstummt, Marianna schweigt: wie, wenn Herrin und Dienerin gemeinsame Sache gegen den abwesenden Hausherrn gemacht hätten? Karl erwog diese Frage einen Augenblick, dann verneinte er sie entschieden. Er mochte alles von seinem Weibe denken, nur nichts direkt Erniedrigendes, nichts zweifellos Unwürdiges.

So faßte denn Karl den Plan, heute, an seinem trübseligen Geburtstage vor dem Schlafengehen selbst noch zur Feder zu greifen und einen schönen, gefühlvollen Brief, vermischt mit praktischen Notizen, an seine teure Marianna aufzusetzen. Zum Scherz wollte er sie einladen, noch auf einen Sprung zu ihm nach Marienbad zu kommen, allwo es in der Wirtschaft zum „Delphin“, gegenüber dem Theater, die leckersten Sachen von der Welt gäbe, nur daß ein orthodoxer Kurgast nicht daran rühren dürfe, aber Marianna könne dort das famoseste Pilsener Bier kneipen, die delikatesten Matjeshäringe mit frischen Kartoffeln speisen und

dazu die seltensten Wiße der böhmischen Saison-
gäste, fast lauter Musikanten und Komödianten,
hören und sich darüber so frank lachen, daß sie
am nächsten Morgen mit den dicksten Judenweibern
unseres Jahrhunderts einen urkomischer Wettlauf
nach einem Glas Kreuzbrunnen anzustellen für
die heilsamste That ihres Lebens erkennen würde.

Alein es ging nicht lange mit diesen erzwin-
genen Scherzen. Je weiter Karl schrieb, eine desto
größere Traurigkeit beschlich seine Seele. Blö-
lich floß es ihm aus der Feder: „Ach, teure
Marianna, ich finde keinen Ausdruck für das Todes-
weh, das mich erfaßt, wenn ich heute Dein ge-
denke“

Er brach ab, faltete den Brief zusammen,
schob ihn in den Umschlag und setzte mit zitternder
Hand Mariannens Adresse darauf. Dann ent-
kleidete er sich mühsam, legte sich ins Bett und
heftete mit seiner Busennadel den Brief mitten
auf die Bettdecke.

„Wenn ich in dieser Nacht sterben muß, sollen
sie morgen wenigstens über meinen Leichnam so-
fort den Brief an meine teure Marianna finden
und wissen, daß mein letzter Federzug, mein letzter
Gedanke diesem einzigen Weibe gehörte.“

*

*

*

Karl hatte eine jammervolle Nacht voll der schrecklichsten Träume verbracht. Am Morgen wunderte er sich selbst, daß er noch am Leben. Er betrachtete sich ängstlich im Spiegel. In der That, seine kurz geschornen Haare kamen ihm heute dünner und grauer, seine Augen trüber und hervorquellender, seine glattrasierten Wangen aufgedunsener und fahler vor, als gestern. Er prüfte die Farbe seiner Zunge, die Beschaffenheit seines Urins — der Befund vermehrte seine Besorgniß. Das Herz befand sich schlechter, als je. Dazu eine Schwere in allen Gliedern, abwechselnd mit einer nervösen Unruhe, daß es zum Verzweifeln war.

Er öffnete die Jalousieen: es war wieder ein himmlischschöner Tag. Dann wusch er sich oberflächlich, kleidete sich schweratmend an, klingelte, daß man ihm eine frische Füllung aufs Zimmer bringe, denn er sei nicht aufgelegt, die Brunnenpromenade zu machen, und setzte sich voll banger Erwartung auf den Balkon.

Wird ihm die Post heute die verspäteten Gratulationen bringen oder sonst eine gute Nachricht, die seinen gebrochenen Mut wieder aufrichtet?

Obwohl er die Postzeit ganz gut wußte, fragte er doch den eintretenden Kellner: „Apropos, wann kommen die Postsachen?“

Der Kellner zog die Uhr und, ohne sie zu betrachten: „In einer Stunde, gnädiger Herr! Befehlen sonst noch etwas?“

„Nein, danke.“

Noch eine Stunde! Er trank schluckweise ein Glas Wasser nach dem andern und schnitt eine widerstrebende Grimasse dazu. Vertheufeltes Geßöff! Und zu denken, daß es Hofbräuhausbier und Rheinwein und Champagner auf der Welt gibt, und daß man die Mittel in Hülle und Fülle hat, um sich von allem das Beste zahlen zu können! Infame Weltordnung! Fünf, sechs stürmische Jugendjahre, und die ganze Herrlichkeit ist zum Kuckuck. Ich habe genossen, ich habe geliebt, ich habe gelebt — eine lumpige Genugthuung! Ich will genießen, ich will lieben, ich will leben, Donnerwetter!

Unten zog ein Trupp junger Leute vorüber, schlug sich in den Wald und sang aus voller Kehle den Operettenwalzer „Nur für Natur“.

Karl knirschte und seufzte. Aber es hilft alles nichts. Das Dasein will ertragen sein, so oder so. Diese miserablen Anzüglichkeiten in den Operetten auf die unglücklichen Ehemänner! — Er entkorkte eine frische Halbf Flasche, nahm einen Schluck,

brachte ihn aber nicht hinunter; er gurgelte und spie aus.

Jetzt schallte es aus dem Wald: „Ach, ich hab sie ja nur auf die Schulter geküßt.“

Trotz alledem! Karl machte einige Schritte auf dem Balkon und trommelte mit den feisten, mit Brillanten beringten Fingern auf dem Geländer den Walzertakt. Neulich hatte sie ihm doch recht süße Augen gemacht, die Primadonnina des Marienbader Theaters, als er ihr nach der „Afrikareise“ einen kostbaren Kranz mit ellenlangen Atlaschleifen und Goldfranzen überreichen ließ. Ein haarsträubender Blödsinn, diese „Afrikareise“, und lasziv! Aber diese Operette erreicht nächst den mythologischen Offenbachiaden doch den höchsten Gipfel pikanter Entkleidungskunst. Vom tropischen Klima begünstigt, feiert die raffinierte Nudität wahrhaft klassische Triumphe. Und das Publikum ist hier nicht so prüde wie in München, gottlob! Und Kasse haben diese Böhminen fast wie . . .

Karl konnte doch ein Schmunzeln nicht unterdrücken, als er sich so diesen Abend der „Afrikareise“ durch die Erinnerung streichen ließ. Der fürchterlichen Hitze wegen vermochte er natürlich nur eine Auswahl von Szenen mitanzusehen. Er

wandelte in der Nachtkühle vor dem Hause auf und ab und ein gut eingeschulter Aufpaffer mußte ihm immer sagen: „Jetzt kommt's!“ damit er rechtzeitig in die etwas gelüftete und auf seine spezielle Anweisung parfümierte Parterreloge hart an der Bühne drücken konnte. Die Primadonnina hatte wahrhaftig nur Augen für ihn, sobald er in der reservierten Loge erschien; jede ihrer lüsternen Gesten war auf sein persönliches Verständnis hinausgespielt. Wie er dann hinter die Koulissen zu ihr trat und sie ihre beiden Hände auf seine Schultern legte und ihr kaum verhüllter Busen ihm vor der Nase wogte, da ging ein merkwürdig erregender Duft von Schweiß und Schminke und Gesundheit von ihr aus, der piketante odor di femmina, wie es die Italiener nennen. Ja, es war ein schöner Abend, und Karl spürte jetzt noch eine wohlthätige Wirkung, wenn er sich alle Einzelheiten ins Gedächtnis rief. Es gibt junge Weiber mit einer heilenden, kräftigenden Atmosphäre. O, was vermöchte erst seine unvergleichliche Marianna, wenn sie ihre Zurückhaltung gegen ihn überwinden wollte! Wozu diese schrecklich übertriebene Tugend der strikten Gattenhaftigkeit, die nichts als die Mutterchaft kennen will — und aller langsam vorbereiteten Aufregung der Sinne, aller Kunst

der Leidenschaft nur ihr eisiges: „Das mag ich nicht, dazu bin ich nicht verpflichtet!“ entgegengesetzt?

„O Marianna,“ rief er jetzt, vom stillen Denken unwillkürlich in das laute Selbstgespräch und in die zornige Apostrophe fallend, „warum bei so viel Schönheit so unüberwindliche Kälte, bei so herrlichen Naturgaben so beschränktes Pflichtgefühl? Was soll mir schließlich all deine Tugend? O hättest du nur einen Tropfen feuriges Mätressenblut in deinen Adern! Aber so ein Eheweib will niemals die Situation begreifen So ein starrer Eisblock!“

Und mit hochgerötetem Gesicht und dick angeschwellenem Halse fiel er keuchend in den Rohrstuhl.

„Ich habe mich wieder schändlich hinreißen lassen Nichts Kurwidriges, als an Weiber zu denken Bei meinem Zustand Bei meiner Taille Je schlimmer, desto dümmer!“

Es klopfte. Karl hörte nicht. Er lag immer noch unbeweglich. Es klopfte stärker und länger.

„Aha, die Post! Kann meinethwegen jetzt auch zum Teufel fahren. Ist gleichfalls eine kurwidrige Einrichtung.“

Es klopfte zum drittenmal.

„Herein!“ schrie er jetzt mit Anstrengung, ohne

sich zu erheben, den Kopf ein wenig gegen die offene Balkonthür wendend.

Da sich nichts mehr rührte, wurde er ungeduldig, raffte sich ärgerlich auf und war mit ein paar plumpen Schritten an der Zimmerthür.

„Eintreten!“

Eine untersezte Gestalt in hellem Überrock und modischem Cylinder parlamentierte im Vorzimmer mit dem Kellner, der Thür den Rücken weisend. Karl sah nur den Überrock, hochragenden Stehfragen und zwischen ihm und dem Cylinder ein Stück Glase, von einem Streifen langer weißer Haare umsäumt.

„Je le sais bien, parbleu!“ herrschte der Fremde den Kellner an, der sich mit seinem verzwickten Ollendorf = Französisch dem ungestümen alten Herrn gegenüber abquälte.

„Ah, Sie, Herr Professor, bitte, donnez-vous la peine d'entrer. Quelle surprise!“ rief jetzt Karl, der wirklich nicht wenig erstaunt war, den französischen Lehrer Mariannens vor sich zu sehen.

Der Franzose erzählte, daß ihn das magnifique Herbstwetter verführt habe, eine Promenade durch die berühmten böhmischen Bäder zu machen, daß sein eigentliches Ziel Karlsbad sei, wo er einen illustren Landsmann besuchen wolle, daß er sich

aber nicht aus Marienbad, das ihm jedoch keineswegs imponiert habe, fortstehlen wolle, ohne Monsieur bonjour zu sagen u. s. w. Das alles im sprudelndsten Redefluß.

„Also schon länger hier, Herr Professor?“

„Seit gestern Nachmittag. Aber schon alles Remarquable gesehen und nun im Begriff, mich in den Waggon zu schwingen und nach Karlsbad zu dampfen.“

Der Kellner pochte an, schlich auf leisen Sohlen herein mit einem schüchternen: „Pardon, messieurs!“ und: „Die Post für den gnädigen Herrn.“ Er überreichte auf einer Platte einen Brief und die Zeitung.

Karl warf einen flüchtigen Blick auf die Adresse. Es war Pepitas Handschrift. „Ah!“ machte er leise und schob den Brief ein.

„Ich störe; Monsieur hat wichtige Korrespondenzen, donc“

„Keineswegs, mein lieber Herr Professor.“

Nach einigem Hin- und Herfragen über Reise, Aufenthalt, Befinden, versicherte Karl, daß ihm die Kur bestens anschlage und er sie daher so spät als möglich zu beendigen denke. Er schmeichle sich auch nicht, in München mit allzugroßer Ungeduld erwartet zu werden „Aber Sie, Herr Pro-

fessor," fuhr er mit listigem Lächeln fort, „werden nicht zu lange auf ihrer böhmischen Exkursion verweilen dürfen, wenn Sie Ihre zahlreichen Schüler und Schülerinnen nicht grausam auf die Folter spannen wollen!“

„Bin ja frei, wissen Sie nicht? Habe schon seit Monaten einen Nachfolger im Amte! Ein süperber Mensch, Parisien pur sang, hat das ganze Geschäft übernommen.“

Karl machte große Augen. „Das erste Wort.“

„O, Sie können beruhigt sein, Monsieur; mein Nefte Mollard ist ein großes Talent, kolossales Talent. Fragen Sie nur einmal Madame! Aber Verzeihung, ich bin wirklich in Eile. Die Zeit drängt. Ich habe die Ehre . . .“ endigte er mit vielen verbindlichen Knixen.

Und Karl complimentierte den Franzosen zur Thür hinaus.

„Hol dich der Teufel!“ murmelte er dem Wunsche einer angenehmen Reise nach und warf die Thür zu. „Welch eine Ahnung dämmert mir auf . . . der Nefte, der Nefte! . . . Wartet, ihr verfluchten Halunken!“

Mit nervös zitternder Hand fuhr er in die Tasche und holte Pepitas Brief heraus. Schon hatte er den Umschlag aufgerissen, da pochte es

aufs neue an der Thür, und bevor er nur geantwortet, wackelte der sichelbeinige Kommerzienrat Blunzenmeier herein, über dem enormen Leib an einem Lederriemen das Trinkglas und in der Hand das rote Taschentuch.

„Grüß Gott, Karl, man stört doch nicht, hehehe?“ Ohne eine Einladung abzuwarten, stürzte er sich in den nächsten Lehnstuhl.

Karl hätte ihn am liebsten gepackt und hinausgeworfen, aber er beherrschte sich und sagte: „Ganz und gar nicht! Du bist immer willkommen.“

„Herr Jesses, die Hix!“ ächzte Blunzenmeier und fuhr mit dem roten Tuch über das fette, schweißtriefende Gesicht und putzte sich dann geräuschvoll die Nase. Karl stand wie auf Kohlen. Er konnte sich nicht enthalten, heimliche Blicke in Pepitas Brief zu werfen.

„Hast gute Nachrichten von deiner Frau Gemahlin, hehehe?“ rief Blunzenmeier aufschauend und sich im Stuhle reckelnd.

„Nein, es ist nur die neueste Rechnung von meiner Wirtschaftlerin,“ stotterte Karl ärgerlich und bemühte sich, verstohlen weiterzulesen.

„Na, dann pressiert's nicht. Das kannst auch später genießen. Setz dich her zu mir! Weißt', ich hab' Heimweh nach München. Hab' jetzt

zwanzig Pfund abgenommen, hehehe! Das ist genug Strapaz' für diese Saison. Magerer darf ich gar nicht werden, sonst imponier' ich meiner Alten nimmer. Das Teufelsweib, hehehe! Heut Abend eil' ich in ihre Arme. Und du, Karl? Gilst du mit?"

„In ihre Arme? Ich danke. Das mußt du allein besorgen. Ich wünsche dir recht viel Vergnügen. Ich bleibe noch einige Wochen hier, denn meine Kurserfolge befriedigen mich keineswegs.“

„Geh', du Griesgram! Ein alter Sünder wie du und diese Leichenbittermiene, hehehe! Ich will noch ein gutes Werk stiften, bevor ich gehe, und dir die neuste Anekdote erzählen, da wirst du lachen.“

„Habe die letzte Nummer der Fliegenden Blätter selbst gelesen; kannst dir wirklich die Mühe sparen.“

„Viel Besseres, als das, keinen kastrierten Blödsinn! Etwas ganz Saftiges, das mußt du hören, hehehe.“

„Ich bin heute wahrhaftig nicht aufgelegt, Kommerzienrat.“

„Eben d'rum! Das wird dich aufgelegt machen, hehehe. Höre!“

Blunzenmeier war in seiner Geschwätzigkeit

schauerhaft grausam. Karl hätte vor Ärger und Ungeduld bersten mögen. Er warf sich grimmig in der Sophaecke hin und her, den Brief Pepitas krampfhaft zerknitternd. Blunzenmeier ließ ihn nicht aus den Augen, und unbarmherzig hob er seine Erzählung an, nachdem er mit seinem Stuhl hart vor das Sopha gerückt.

„Magelneu, sag' ich dir!“ begann er schmunzelnd. „Frisch im Konversationsaal geschöpft, der reine Anstich, hehehe! Da war also der Dingsda, sagen wir der Baron Stopselfels, Garçon natürlich, und ein wütender — na, das läßt sich denken, hehehe. Hat die Malefizgewohnheit, nicht allein schlafen zu können. Sneipt regelmäßig bis Mitternacht, und dann mit dem Glockenschlag zwölf sucht er sich ebenso regelmäßig in einem menschenfreundlichen Haus eine — wie heißt's doch schnell in der Blumensprache des Lohengrin? — Genossin seiner Schmach hehehe, richtig. Immer mit derselben Regelmäßigkeit schläft er bis Punkt sieben Uhr, erhebt sich, kleidet sich an und legt einen Zehnguldenschein — die Geschichte spielt natürlich in der fidele Kaiserstadt — also einen Zehnguldenschein als Zeichen seiner Erkenntlichkeit auf den Nachttisch hehehe. Nun aufgepaßt: Baron Stopselfels verheiratet sich, verbringt die Hochzeits-

nacht bei seiner Frau, schläft bis Punkt sieben Uhr, erhebt sich, kleidet sich an und, indem er einen Zehnguldenschein auf den Nachttisch legt, sagt er zu seiner erstaunten Gattin: Das ist für dich, Kleine! und geht zur Thür hinaus hehehe.“

„Ein uralter Meidinger, lieber Freund!“ bemerkte Karl, nur um etwas zu sagen, mit schmerz= lich verzerrem Lächeln und wollte sich erheben.

Der fichelbeinige Kommerzienrat fuhr auf und drückte ihn nieder: „Was? Uralt? Gut, dann höre folgende Geschichte!“

„Um's Himmelswillen, Blunzenmeier, hab' ein Einsehen, ich bin leidend und deshalb ganz un= empfänglich für derartige Späße. Ich bin wirklich leidend, verschone mich! Ich mag nichts mehr hören. Auch mein Kopf ist krank.“

„Unheilbar. Da rettet dich auch Marienbad nicht mehr hehehe. Kannst mitkommen, wir fahren mit dem nächsten Zug.“

„Glückliche Reise! Ich muß noch bleiben.“

Blunzenmeier reichte ihm die Hand und ging kopfschüttelnd davon.

Unter der Thür kehrte er sich nochmals um und rief mit seiner meckernden Stimme: „Auf Wiedersehen hehehe, Karl!“

„In zwei bis drei Wochen. Adieu.“

Endlich ungestört nach dieser peinigenenden Geduldssprobe! Er bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und atmete schwer. Dann entfaltete er den zerknitterten Brief. Er las ihn einmal, zweimal in fliegender Hast.

Er lautete: „Die gnädige Frau ist wieder sehr nervös. Sie hat dem Fräulein von Huzler eine Szene gemacht, daß man's durch das ganze Haus gehört hat. Es scheint sich um einen Griechen gehandelt zu haben. Die beiliegende Karte hat die gnädige Frau mehrmals im Schlafzimmer gelesen und sehr aufgeregt dabei gethan. Ihre ganz gehorsamste Dienerin.“

Es flimmerte ihm vor den Augen. Nun wendete er die Karte her und hin, eine Visitenkarte größten Formats. Da stand in elegantem Stich:

Gaston Mollard.

Auf der halben Vorder- und der Rückseite befand sich in winziger, schwer lesbarer Handschrift ein Gedicht mit der unterstrichenen Aufschrift:
A toi que j'aime à corps perdu.

„Mollard, wer ist Mollard?“ fragte sich Karl. „Das ist unmöglich ein Grieche. Pepita hat sich geirrt, das ist offenbar der Franzose . . . der Nefse, von dem der alte Professor gesprochen hat. Wie nannte er ihn doch gleich? Wichtig . . .

Mollard. Donnerwetter, es stimmt, der Nefse ist's, das große Talent, das kolossale Talent, wie der alte Ausschneider sagte. Jetzt fällt mir alles ein; wär' nur nicht der verdammte Blunzenmeier dazwischen gekommen Der ist's, der mein Weib andichtet, der welche Sprachjüngling. Wer nur die freche Pfote lesen könnte!"

Nach langem Buchstabieren und Vergleichen, Hin- und Herwenden der Phrasen brachte er endlich folgendes im Zusammenhange heraus:

Hurrah! Que notre nuit toujours recommencée
Soit comme une bataille aux aveuglants éclairs
Qui fasse évanouir le jour dans mes yeux clairs!
Et tant mieux si ma mort doit en être avancée.

Redouble de caresse et de rage insensée,
Jusqu'à vider mes os, jusqu'à rompre mes nerfs!
Dans des spasmes pareils au rut fauve des cerfs,
Fais saigner largement mon corps et ma pensée!

Tu peux m'ouvrir le ventre et me casser les reins.
Frappe! Je ne crains pas la mort. Ce que je crains,
C'est que ta soif d'aimer ne soit pas assouvie;

Et je veux t'enivrer sans fin, jusqu'au moment
Où, les yeux effarés, tu briseras ma vie
Comme un ouvrier soûl brise son instrument.

Noch mehr Kopfzerbrechen verursachte dem aufgeregten Leser die Übersetzung des Gedichtes. Mit dem verfügbaren Bonnen- und Konversations-Französisch war anfänglich nicht weit zu kommen. Da haperte es allerwärts. Die ersten vier Zeilen gaben zwar einen abgerissenen Wortsinn, aber als Ganzes wollten sie nicht zusammengehen. Verständlicher waren die zweiten vier Zeilen. Dicke Schweißtropfen perlten auf Karls Stirn, als er sich in wütendem Eifer folgende ungelente Übertragung zurecht gelesen hatte: „Verdopple die Bärtlichkeit und die wahnsinnige — Rage, bis meine Knochen ausgeleert und meine Nerven zerrissen sind; lasse meinen Körper und meine Gedanken ausgiebig bluten in Verzückungen, ähnlich der wilden Brunst der Hirsche.“

Karl eilte ans Fenster und öffnete beide Flügel. Er glaubte ersticken zu müssen. Sein Gesicht glühte. Er riß sich den Rock vom Leibe und knöpfte die Weste auf.

„Weiter, mein geiler Jüngling,“ knirschte er, „mein französischer Lotterbube, der Appetit kommt beim Essen!“

Und er übersetzte wieder, über die Karte gebeugt, die beiden Ellbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände gestützt: „Du kannst meinen

Bauch öffnen und meine Lenden zerbrechen. Schlag' zu! Ich fürchte den Tod nicht. Was ich fürchte, ist — ist, daß ich deinen — deinen Durst zu lieben, deinen Liebesdurst nicht zu stillen vermag.“

Karl schleuderte empört und angeekelt die Karte von sich.

„Und das wagt er meiner Marianna zu sagen! Mit solchen hündischen Gelüsten drängt er sich an meine Frau heran! Gewiß hat sie ihn dafür mit Fußtritten regaliert, gewiß . . . Und doch, Schwachheit, dein Name ist Weib . . . Nein, es ist nicht zu denken . . .“

Er stieß die Karte mit dem Fuße, trat sie, hob sie wieder auf und legte sie nebst Pepitas zerknittertem Brief in sein Notizbuch. Nachdenklich machte er einige Schritte, mit den Fäusten in den Hosentaschen wühlend.

Dann klingelte er stürmisch dem Kellner.

„Rufen Sie meinen Diener und bringen Sie die Rechnung!“

Kurz darauf trat der Diener ein. Er erschraf über das verrückte Aussehen seines Herrn.

„Sean, sofort packen! Wann trifft der Abendzug in München ein?“

„Irre ich nicht, zwischen neun und zehn Uhr, gnädiger Herr.“

„Gut. Mach' alles in Ordnung. Wir reisen heute noch.“

„Zu Befehl, gnädiger Herr.“

Jean ging hinaus wie ein Träumender. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Jetzt plötzlich abreisen? Wollte sein Herr nicht immer bis zum Ende der Saison bleiben? Jetzt abreisen, bei diesem Prachtwetter, und wo ihm, Jean, Marienbad mit jedem Tag lieber wurde? Und was sollte nun aus seiner fischen Maruschka werden, die ihm für heute Nacht ein warmes Plätzchen bereit halten wollte und mit der er für morgen auch schon was hübsches geplant hatte? Arme Maruschka! Dem Herrn fehlt's unter der Kappe, kein Zweifel!“

Raum hatte Jean einige nachdenkliche Schritte im Vorzimmer gethan und sich das Unglaubliche im Benehmen seines sonst so wackern und vernünftigen Herrn zurechtzulegen gesucht, als er hinter sich rufen hörte:

„Komm' noch einmal herein, Jean!“

Karl schloß die Thür, betrachtete den Diener, der verduzt da stand, eine Weile mit prüfendem Blick von oben bis unten und dann, sein Auge wie hilfesuchend auf das Auge Jeans heftend, fragte er mit weichem, schmerzlich zitterndem Tone:

„Jean, hältst du die gnädige Frau für ein treues Weib?“

„Ja, gnädiger Herr, treu wie Gold!“ antwortete der Diener mit fester Stimme und in militärischer Haltung, so sehr ihn auch die merkwürdige Szene um alle Fassung zu bringen drohte.

„Ich auch. Es wäre mein Tod, wenn's anders wäre. So, jetzt geh, pack ein; wir reisen doch. Wir wollen die Münchener überraschen!“

Jean taumelte hinaus. Was war das? Sakra, jetzt ging ihm gleich eine ganze elektrische Ausstellung im Kopf auf. „Also deswegen die Abreise über Hals und Kopf! Na freilich, wenn einen die Eifersucht anpackt, und in den Jahren und bei dem Zustand! Bist wirklich ein arm's Kaverl bei all' deinem Reichtum, guter Herr . . . Thut nix, die Reichen müssen's auch spüren . . . Aber bei der Maruscha bin ich schön blamiert, Sakra! Wenn ich sie nur mit nach München nehmen könnt'!“

*

*

*

Karl war unterwegs. Er fühlte sich sterbensmüde in seinem Kupee erster Klasse, das er allein inne hatte. Es war um die siebente Abendstunde, als der Bahnzug bei Regensburg über die Donau

rasselte, die bairische Hochebene hinan und in die Nacht hinein.

Um dieselbe Stunde trat Marianna in einer prachtvollen schwarzen Atlastoilette in ihre Parterreloge. Das Residenztheater versprach an diesem Abend starken Besuch; man gab das neue Stück eines vornehmen Münchener Autors, der bis dahin mehr durch seinen gesellschaftlichen Rang, als durch dichterische Erfolge geglänzt hatte. „Die Spinne“ lautete der Titel des Lustspiels, das heute die Feuerprobe bestehen sollte. Man hoffte eine pikante Überraschung von einer Hosenrolle, als deren Trägerin die anmutigste und eleganteste Salonheroine auf dem Theaterzettel genannt war.

Marianna blieb einen Augenblick im Hintergrunde der Loge stehen. Es waren noch zehn Minuten bis zum Aufgehen des Vorhangs. Die elektrischen Glühlämpchen verbreiteten eine sanfte goldige Helle in dem kleinen, anheimelnden Koffkosaal mit seinen zwei Logenreihen, die schon zum größten Teil mit einem lebhaft flüsternden und mit dem Opernglas fleißig hin- und herfahrenden Publikum der besseren und besten Gesellschaft besetzt waren. In den Sperrsitzen und im Parterre herrschte große Bewegung; die Rohrsitze wurden lärmend auf- und zugeklappt; man kam und ging;

es bildeten sich Gruppen im Mittelgang; man begrüßte sich, man rief und winkte sich von den Sitzen aus zu. Nach und nach kam Ordnung in das Gewimmel; jeder war auf seinem Platz, sammelte sich und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Nur einige Sperrsitzeinhaber standen noch und musterten die Logen mit eifrigen Gebärden.

„Er ist noch nicht da,“ sprach halblaut Marianna zu der hinter ihr in die Loge tretenden Elisa, und ihre Stimme verriet ein nervöses Beben.

Marianna schritt gegen die Brüstung. Wie ihre vornehme Figur aus dem Halbdunkel des Hintergrundes hervor in die helle Beleuchtung trat, da reckten sich Hälse und Gläser aus den Sperrsitzen nach der auffallend schönen Erscheinung. Sie war so gewohnt, bewundert und — kritisiert zu werden, daß sie sich nicht mehr groß darum kümmerte, heute am allerwenigsten. Ihre Sinne hatten in diesem Augenblick nur Empfindung für einen einzigen Menschen in der Welt, für den Doktor Mikoras.

Und Mikoras war noch nicht im Hause, das wußte sie, denn Elisa hatte mit ihm einen bestimmten Platz verabredet, und der war noch unbesezt.

Wer hätte ahnen können, was in Mariannens Seele vorging, als sie so gleichmütig, so graziös blasiert nach der Sessellehne griff und sich mit edler Langsamkeit auf den Sitz niederließ! Und doch sollte der heutige Abend nicht mehr und nicht weniger bedeuten, als die Entscheidung über ihren ganzen künftigen Lebenslauf! Bringt die verabredete Begegnung mit dem Doktor Mikoras eine volle Harmonie, dann ist die Dissonanz der seitherigen Ehe gelöst, Marianna gehört mit allen Kräften Leibes und der Seele, mit allen Schauern der höchsten Wollust dem neuen Geliebten; er soll hinfür ihr Herr sein und sie mit sich hinausführen in die schöne, wunderreiche Welt.

Elisa hatte die Rottmannshöhe mit den glühendsten Liebesversicherungen des Doktors für ihre Freundin Marianna verlassen, mit dem Schwur aus seinem Munde, daß er nimmer ruhen noch rasten werde, bevor nicht das geliebte Weib dem unwürdigen fiktiven Besitz Karls entrisSEN sei und . . . zu dem geworden, wozu sie seine und ihre Leidenschaft, die eben so plötzlich als schicksalsmächtig hervorgebrochen aus dem geheimnisvollen Grunde der Seelen, unweigerlich bestimmte.

Aber warum bestand Mikoras darauf, daß dieser entscheidungsvolle Abend durch einen ge-

meinsamen Besuch der Premièrre im Residenztheater eingeleitet werde? Das war seine Marotte, oder, wenn man will, sein Aberglaube, und der Grieche hatte es hartnäckig abgelehnt, hierüber dem Fräulein von Huzler irgend eine Erklärung zu geben. In der That scheute er sich vor dem Eingeständniß, daß diese Verabredung nur auf seiner eifersüchtigen Laune beruhe. Bei einer Premièrre im Residenztheater war es, wo er zum erstenmal Marianna beobachtet hatte und von ihrer Erscheinung bezaubert wurde. An dem nämlichen Orte war es, wo er einmal durch ihre Koketterie unfählich gelitten, als sie einen jungen französischen Gecken, den ihm von Paris her verhaßten Gaston Mollard, in ihrer Loge empfangen und durch die liebenswürdigste Herablassung auf das Niveau seiner pariser Kurmacherei ausgezeichnet hatte. So wollte er denn auch hier den definitiven Eindruck empfangen, der ihm eine Genuthuung für das Vergangene und eine stolze Hoffnung für das Kommende bieten sollte — und zwar unter den Augen Mollards selbst, des regelmäßigen und passionierten Besuchers dieses herrlichen deutschen Theaters.

Mollard hatte seinen Platz stets neben den Vertretern der Presse im Sperrsiß genommen, da

er sich selbst bei diesen Herren in kollegialer Weise als Mitarbeiter angesehenen Pariser Blätter eingeführt und von Anfang an ihr Urtheil über französische Übersetzungs-Stücke mit Interesse für bestimmte Studienzwecke verfolgt hatte.

Als er heute des reizenden Weibes ansichtig wurde, das ihm in einer erregten Stunde ein rückhaltloses Entgegenkommen gezeigt und die vernünftigsten Aussichten für seine unersättliche Begehrlichkeit unbewußt eröffnet hatte, da zuckte es wie Flammen durch seine Adern. Er hätte die verführerische Blondine mit den Augen verschlingen mögen. Wie hinreißend schön sie war in dieser ruhig plastischen Attitüde, die so fabelhaft kontrastierte zu dem Feuer ihres Temperaments! Aber er mußte an sich halten, da sie durch die Nichtbeantwortung seiner glühenden poetischen Werbung ihm, vorläufig wenigstens, jede intimere Annäherung verwehrt hatte. Ah, daß eine deutsche Frau es wagen mochte, einem Pariser, der stets zu siegen gewohnt war, diese Kränkung anzuthun! Unerhört! Bornig zwirbelte er seinen feinen schwarzen Schnurrbart à la Grevin, riß sich den Zwicker von der Nase und putzte mit dem weißen Taschentuch so fanatisch daran herum, als wollte er das arme Glas zwischen

den Fingern zerreiben. Seine unbewaffneten Augen mit den etwas entzündeten Lidern und den bläulichen, tief eingedrückten Ringen funkelten phosphoreszierend unter dem starken Knochenworbau hervor, während die Zähne ungeduldig die Unterlippe benagten. Es lag etwas Raubtierähnliches, Blutdürstiges in dieser pariserisch stilisierten Gallierphysiognomie.

Er stieß den neben ihm sitzenden Kritiker, das böshafte Maul der Stadt, mit den Ellbogen an und fragte mit rauh gurgelnder Stimme: „Was halten Sie von dem schönen Weib da drüben?“

„An Sündhaftigkeit und himmlischer Gnade eine Nonne.“

„Will das etwa sagen: an Tugend eine Messalina?“

„Das will sagen, daß sie ihres Erlösers harret nichts weiter. Bis jetzt scheint sie nur an falsche Propheten geraten zu sein.“

Der Franzose hatte den Zwicker wieder aufgesetzt und starrte zu ihr hinüber. Er hoffte einen Blick, ein geheimnisvolles, dem Profanen unbemerkbares Zeichen von ihr zu erfassen.

Umsonst. Marianna saß in eisiger Ruhe da, unnahbar wie eine Königin auf dem Throne.

„Warte nur, du blonde Sphinx!“ drohte der Franzose in grimmigen Gedanken.

Jetzt erhob sie das Opernglas mit beiden Händen, stützte die Ellbogen auf die rotsamtene Brüstung und ließ ihre Blicke über das Parterre- und Sperrsitzeublikum hinweggleiten, um in langsam kreisender Bewegung des Kopfes die gegenüberliegende Logenreihe zu betrachten. Gleichgiltig streifte sie mehrere bekannte Gesichter.

„Unbegreiflich, er ist noch immer nicht da,“ flüsterte sie Elisa zu und setzte das Glas nieder, ohne auch nur mit einer Miene ihre Ungeduld zu verraten. Sie vertiefte sich in den Theaterzettel, ohne zu wissen was sie las. Elisa sprach kein Wort.

Drei dumpfe Schläge ertönten hinter den Koulissen, der Vorhang ging auf, eine feierliche Stille folgte. Aller Augen waren auf die Bühne gerichtet. Auch Marianna hob das Haupt und ließ den Theaterzettel in den Schoß gleiten. Kein mechanisch schien sie das hübsche szenische Bild zu fesseln, ohne ihre innere Aufmerksamkeit zu erregen.

Mikoras war in der That noch nicht im Saale. Eine Cigarette nach der andern rauchend, schritt er in dem Portikus, der die Eingänge des Residenz-

und Hoftheaters mit einander verbindet, auf und ab in schweren Gedanken. Er hätte ebenso gut in der Wüste wandeln können, so wenig nahm er von der ihn umgebenden Welt Notiz.

Als ihn Fräulein von Huzler nach einer langen Unterredung im Parke der Rottmannshöhe verlassen hatte, war er in das stattliche Riffer'sche Hotel zurückgekehrt, um seine Sachen zu ordnen und mit dem letzten Dampfer von Leoni nach Starnberg und von da nach München zu fahren. Er war fest entschlossen, der Verabredung gemäß zu handeln und um den Besitz des schönen Weibes sich zu jedem Wagstück bereit finden zu lassen. Diesmal handelte es sich ja nicht mehr um ein ebenso galantes wie banales Abenteuer, sondern um einen entscheidenden Schritt zur festen Regelung eines neuen Daseins. In den Grundzügen war er mit sich im Reinen; die kleinen Einzelfragen konnten schrittweise ihre Lösung je nach der Entwicklung der Dinge finden. Nie dachte er von den Frauen so hoch wie heute, nie war er so guten Mutes, so tapferer Zuversicht; jede pessimistische Regung schien in seiner einst so skeptischen Seele erloschen.

Da trat unerwartet ein Rückschlag ein. Um sich die Zeit bis zur Abfahrt zu verkürzen, blätterte

er im Fremdenbuch, das zufällig vor ihm auf dem Tische lag. Er stieß auf eine Menge von Namen von jungen Griechen, die vor ihm an dieser Stelle geweiht. Den einen und andern kannte er. Die Schnörkeleien der Handschrift und hie und da eine launige Bemerkung unter der Rubrik „Legitimation“ ergötzten ihn. Eine Weltfahrt von München an den Starnbergersee ohne Legitimation, wie polizeiwidrig! Er lächelte.

Doch was ist das? Im September 1878, soweit reicht das Fremdenbuch zurück, eine Gruppe von Namen, von der nämlichen Hand geschrieben: ein Bildhauer, Marianna, Elisa von Huzler! Vierzehn Tage später die nämliche Gruppe. Jedesmaliger Aufenthalt zwei bis drei Tage. Nun geht er Blatt für Blatt durch. August 1879 wiederum eine Gruppe: ein Schauspieler, Marianna, Elisa von Huzler, alle drei Namen von einer Hand, aber von einer andern als im Vorjahre geschrieben. Aufenthalt acht Tage. Weiter! Oktober desselbigen Jahres das nämliche Kleeblatt. Aufenthalt zwei Tage. September 1880: Mariannens Name allein, ohne handschriftlichen Zusammenhang mit der männlichen Nachbarschaft. In den folgenden Jahren kam der Name nicht mehr vor.

Diese Gruppenbilder peitschten in seiner Seele

all' die schlummernden Dämonen des Stepsis, der Eifersucht auf.

„Thorheit!“ sagte er sich. „Was geht dich die Vergangenheit des unglücklichen Weibes überhaupt an? Marianna ist für dich ein neues Geschöpf von dem Tag der ersten Bekanntschaft, des ersten gegenseitigen Reizes an. Vorher war sie dir so wenig wie du ihr verpflichtet. Traurige Hirngespinnste!“

Aber der Schatten des Zweifels senkte sich tiefer und tiefer auf das sonnige Gefilde seiner Liebe, seiner Hoffnung.

Während er im Portikus des Theaters auf und abschnitt, kämpfte er noch gegen die bösen Eindrücke des Fremdenbuches auf der Rottmannshöhe.

Plötzlich gingen die Thüren des Theaters mit Geräusch auf. Einige Herren traten heraus, den Wert des neuen Stückes besprechend. Das brachte Mikoras wieder zum Bewußtsein der drängenden, entscheidungsheischenden Wirklichkeit zurück.

„Der erste Akt ist vorüber. Was wohl Marianna von meinem Ausbleiben denken mag?“

Er lehnte sich an einen Pfeiler und blickte auf den Max-Josephs-Platz. Schwere Wolken jagten am Vollmondhimmel dahin und warfen ihre

Schatten auf das bläulich flimmernde Pflaster. Ueber die alten steilen Dächer ragten feierlich die Thürme der Frauentirche empor.

„Frauentirche! Immer und ewig das Weib vom Erhabenen bis zum Lächerlichen und Gemeinen.“ Er lauschte der lärmend konversierenden Theatergesellschaft, die sich hinter ihm in kritischen Redensarten über das neue Stück erging.

„Da wollen sie vom Kunstwerk reden und schwätzen nur von dem Weib, das darin steckt. Nicht einmal! Sie denken das Weib zu analysieren und sehen nur die Hosenrolle. Und während sie vom Kleid fabeln, spricht nur die eigene Geschlechtlichkeit und die persönliche Begehrlichkeit aus ihnen.“

Die Herren entfernten sich, der zweite Akt hatte begonnen. Ein dumpfes knarzendes Zufallen der Korridorthüren, dann wieder Stille ringsum.

Mikoras zog ein Stui hervor, steckte eine Zigarette in Brand und marschierte wieder auf und ab. Er stand so fest im Bann einer fixen Idee, daß er aus dem Monologisieren nicht mehr herauskam.

„Kann ein Weib in der Treulosigkeit gegen den Gatten dem Geliebten die Treue halten? Gibt es überhaupt für das Weib einen Ersatz für die giftig süße Gewohnheit der Untreue? Für den

Mann wohl, denn er hat eine mächtige Hilfe in anderen höheren Empfindungen und Interessen, die ihm schwere Entschlüsse und Abgewöhnungen erleichtern. Gewohnheitsmäßige Untreue beim Weibe hingegen, gleichgültig ob sie in Gedanken, Wünschen, Sehnsüchten oder in Handlungen besteht, wirkt wie gewohnheitsmäßiger Opium- oder Arsenitgenuß; das Gift ist ein Element des Lebens selbst geworden.“

Er nahm sich den Hut ab und strich mit der Hand über den Scheitel.

„Die Haare habe ich im heißen Leben behalten und nur die Illusionen verloren. Alle? Ach wie gern möchte ich die letzte, teuerste Illusion bewahren! Wieviele Opfer habe ich nicht dem holden Wahn gebracht, bis ich Mißtrauen und Zurückhaltung im Verkehr mit dem perfiden Geschlecht, welches das schöne heißt, gelernt habe! Dieser teure Erwerb soll nun mit einem Streich wieder preisgegeben werden . . . Und doch! Warum einem möglichen Ausnahmefall gegenüber dieses verstockte Mißtrauen, dieses feige Widerstreben? Ist es gerechtfertigt, daß schon der Zweifel an der Güte einer Sache uns als Argument gegen sie einnimmt? Man kann sich irren. Man kann das verschleierte Gute, zumal wenn es schwerer der

Erkenntnis zugänglich, mit dem Unvollkommenen und Schlechten verwechseln Und woher haben wir das Mißtrauen genommen? Etwa nicht zum großen Teil aus den bösen Geheimnissen der eigenen Brust? Sind wir Männer nicht allzumal Sünder und Pharisäer obendrein? Sind wir nicht Verführte und Verführer zugleich? Ist unsere Kraft so gering, daß wir, einmal selbst am festen Ufer, nicht mehr zu retten wagen dürfen, wenn im Strome eine Sinkende uns hilferufend die Arme entgegenstreckt?"

Stracks blieb er stehen, wie angewurzelt, wie von einer Vision geblendet. Marianna stand vor ihm, bleichen gramvollen Antlitzes, die Augen mit der stummen Schicksalsfrage fest auf ihn geheftet. Verzweifelnd hatte sie die Loge verlassen und war leise herausgetreten. Jetzt erschien sie im flackernden Lichte des dämmerigen Portikus, hoheitsvoll aufgerichtet, bewegungslos Ihr Auge bohrte sich in das des geliebten und doch so unbegreiflichen, heiß ersehnten und doch so fremden Mannes Beide waren keines Wortes fähig Minutenlang standen sie sich gegenüber.

Plötzlich nahm Mikoras den Hut ab, winkte ihr mit der Hand, eilte bloßen Hauptes die Stufen hinab über den Max-Josephs-Platz der Post zu,

wo eine Reihe von geschlossenen Wagen für den Nachtdienst aufgefahren stand. Ohne ihre Stellung zu verändern, folgte sie ihm mit dem Blick.

„Nun, Vater Odysseus, steh mir bei, die Leidenschaft soll ihren Festabend, das Schicksal sein Opfer haben!“ rief es stürmisch in Mikoras Seele.

Jetzt fuhr er mit dem Wagen zurück, öffnete den Schlag Lautlos stieg Marianna ein, der Schlag flog zu, das Pferd zog an, und rasselnd rollte das Gefährt über das Pflaster dahin.

Elisa stand unter dem Portikus, preßte sich die Hand auf die Brust und starrte den Enteilenden nach.

„Das ist dein Werk . . .“ Dann eilte sie durch ein Gewirre von Gängen und Höfen der weitläufigen Residenz, durch den Hofgarten der Königinstraße zu. Ohne daß sie es ahnte, zehn Schritte hinter ihr drein, folgte ihr eine ebenso eilige Mannesgestalt — Mollard.

* * *

Eine Stunde später hielt der Wagen vor Mariannens Wohnung.

Der Himmel war ganz mit Wolken bedeckt. Nirgends ein flimmernder Stern. Die Gasbeleuchtung vermochte nur schwach die nächtliche

Finsterniß zu erhellen, da diese noch verstärkt erschien durch die undurchdringlichen Schatten der hohen Bäume und Gebüsch, welche die einreihige Königinstraße auf der Seite des englischen Gartens umsäumten.

Mollard, der die Zeit über sich in der Nähe gehalten, drängte sich wie ein schleichender Tiger durch das Gebüsch an den Straßenrand, und seine funkelnden Augen erspähten die beiden Gestalten, wie sie sich schleunig über das schmale Trottoir in das Haus begaben. „Marianna mit dem verfluchten Hund Mikoras,“ fletschte er.

Sofort sprach er den Kutscher an, drückte ihm ein Markstück in die Hand und brachte forschend heraus, daß die Herrschaften am Residenztheater eingestiegen und eine Stunde spazieren gefahren wären.

Er trat in die Dunkelheit der Anlagen zurück und starrte, fiebernd vor eifersüchtiger Wut, zu den Fenstern Mariannens empor. Schmale Lichtstreifen schimmerten durch die Jalousieen. Sanfte Musik tönte herab.

„. . . Das will ich erleben, und wenn's die Nacht kostet!“ knirschte er zwischen den Zähnen hervor und faßte an einer Bank Posto.

Um die gleiche Stunde war der Regensburger Zug in den Bahnhof eingefahren. Nach der Ab-

spannung der langen Fahrt hatte sich Karls, als er der geliebten Vaterstadt ansichtig wurde, die jetzt so furchtbar bange Rätsel für ihn barg, eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigt. Jean war am Bahnhof geblieben, um die Auslieferung des Gepäcks abzuwarten, während sein Herr keine Minute mehr säumen wollte, um so schnell als möglich heimzukommen. Die Gedanken wirbelten ihm durch den Kopf, und als er ächzend in eine Droschke kletterte, kam er sich wie ein gehehtes, von allen Seiten bedrohtes Wild vor. Er stotterte dem Kutscher die Adresse zu, dann, sich in die Reisendecke hüllend: „Gott, wie soll das enden Hoffentlich werde ich zu Hause Ruhe finden Alle Aufregung und Angst wird umsonst gewesen sein Marianna wird zwar böse Augen machen, eine solche Überraschung Aber sie wird mir verzeihen, die teure Seele“

Elisa hatte sich in einer wunderbaren romantisch-heroischen Stimmung befunden, als sie atemlos in Mariannens Wohnung geeilt kam, um alles für den Empfang des merkwürdigen Liebespaares herzurichten. Um ohne störende Zeugen zu bleiben, war das Haus von der Anwesenheit der Dienerschaft gesäubert worden. Der Bofe, der Köchin, der Dienerin, der Magd — allen hatte man mit

gutem Vorwand den Abend frei gegeben. Vor zehn Uhr brauchten sie nicht zurückzukehren, wurde ihnen gnädigst eröffnet. Pepita grinste freundlich bei dieser Mitteilung und dachte bei sich: ich danke, das gibt morgen ein Brieflein an den alten Herrn in Marienbad und als Rückantwort wenigstens ein Goldvögelein für mich. Nur Bella mit ihrer noch blinden Familie und der schläfrige Fips waren im Hause zurückgeblieben. Lulu, der steinalte Pavagei, Karls Lieblingstier, weil er so drollig 'Ariann' zu kreischen verstand, war vor drei Tagen eines sanften Todes gestorben.

Elisa machte einen Gang durch die Zimmer, überall die Kerzen anzündend und sich versichernd, ob die Vorhänge und Salousteen gut geschlossen. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete sie dem Schlafzimmer Mariannens und dem Korridor. Das Schlafzimmer hatte zwei verschließbare Thüren, eine in den Korridor und eine in den kleinen Salon, der als Boudoir eingerichtet war und an den großen Salon stieß, wo der Flügel stand. Auch das Boudoir hatte eine Korridorthür. Elisa prüfte, ob alle Schlösser in Ordnung.

Hierauf nahm sie einen großen Strauß frischer Rosen vom Salontisch, sonderte die dornigen Stengel ab, zerpfückte die Blumen und streute

die duftigen Blätter in das Schlafgemach und auf das Bett.

„Wie anders mutet doch die lebendige Poesie an, als die tote in Büchern und Kunstwerken!“ hauchte die Schwärmerin, als sie so als geschäftige Festordnerin über die weichen Teppiche von Zimmer zu Zimmer huschte.

„Alles Schönheit, Glanz und Duft und göttliches Geheimnis der stillen Nacht! O Marianna, nun kommt das Glück, das Glück!“

Nach einigem Besinnen: „Nun werden sie wohl bald erscheinen . . . Ja, das ist's, ich werde sie mit Musik empfangen und, selbst ganz seltsam in Musik aufgelöst, will ich die Stunden in Tönen verschwelgen. Sie sollen mich gar nicht sehen, wenn sie nicht wollen. Ich will für ihr Liebesweihfestspiel das unsichtbare Orchester sein. Ein genialer Gedanke! Unsterblicher Meister, diese Inspiration verdanke ich dir!“

Und Elisa schlug den Klavierauszug von „Tristan und Isolde“ auf, setzte sich an den Flügel und begann zu präledieren

Unhörbar waren Marianna und Mikoras unter den Klängen der Musik durch den Korridor in das Schlafzimmer getreten.

Der Franzose hielt es nicht länger auf seiner

Bank aus. Die abenteuerlichsten Pläne wälzten sich in seinem Gehirn, wie es anzufangen wäre, die Menschen da oben in ihrem heimlichen Thun zu stören und an dem gehafteten Nebenbuhler exemplarisch Rache zu nehmen. Immer rauschender fluteten die Tonwellen durch die dunkle Nacht und vermählten sich mit dem wehmütigen Rauschen des Windes, der in den Bäumen und Büschen spielte. Jetzt fielen schwere Regentropfen.

Mollard trat hinaus auf die Straße. Eine Droschke rollte heran. Er wich einen Schritt zurück in den dichteren Schatten.

„Parbleu!“ schrie es wild in seinem Innern, als die Droschke vor Mariannens Wohnung hielt und ein dicker Herr sich ächzend und stöhnend aus den Decken wickelte. „Parbleu! Das ist der Alte, ich erkenne ihn nach der Beschreibung und der Photographie! Beißt euch in die Schwänze, alle Teufel, das Drama beginnt!“

Der Wagen war rasch davon gefahren, den dicken Herrn in kläglicher Unbehilflichkeit im Regen auf dem Trottoir zurücklassend. Da kam eine Frauensperson des Wegs daher.

„Pepita!“

„Jesusmaria, der gnädige Herr! Ist es denn möglich? Jesusmaria!“

„Schließ auf, ich bitte dich, und schweig!“

Immer tobender erklang die Musik, stürmischer klagte der Wind, wilder klatschte der Regen.

Mollard, auf dem Gipfel der Raserei, stürzte über die Straße, heulte durch das Hausthor, das Karl eben hinter sich schließen wollte: „Hahnrei! Hahnrei!“ und lief spornstreichs davon.

Sprachlos, mehr tot als lebendig, schleppte sich Karl, von Pepita gestützt, die Treppe hinauf, den Korridor entlang.

Wie Furien schlugen ihm die chromatischen Läufe und Triller und modulatorischen Spektakelien entgegen. Das ganze Haus hallte wider.

„Mariannens Schlafzimmer,“ stöhnte Karl fast besinnungslos. Die Thür war verschlossen. Karl sank davor nieder und legte den Kopf auf die Schwelle. Ein wollüstig gellendes Lachen drang in sein Ohr. Verzweiflungsvoll suchte sich der schwere Körper zu heben. Das Gesicht war schrecklich verzerrt, die Augen traten starr aus den Höhlen, ein Blutstrom brach aus dem Munde . . .

Pepita eilte von Thür zu Thür, schlug mit beiden Fäusten an und schrie wie wahnsinnig: „Der gnädige Herr stirbt! Der gnädige Herr ist gestorben! Zu Hilfe!“

*

*

*



Eine Maifahrt



er Preuße hatte ihn mit seinen ewigen Einwürfen und Zweifelfragen ganz wirr gemacht.

„Aber Lehmann, laß' doch mal sein!“ fuhr endlich selbst sein pommerischer Kamerad Badke dazwischen und hob den frisch gefüllten Maßkrug. „Die Bayern sollen leben!“

Hans Deixhofer stieß mit den Norddeutschen an, machte jedoch ein geärgertes Gesicht, als ihm Korbinian in die Ohren raunte: „Die Geschichte mag sein, wie sie will, aber ich ließ mich von dem Preußen doch nicht so ausfratscheln!“

Dann schrieb Hans: „Hast du heute wieder deine Quinten? Ich nicht. Ich erzähle die Sache wie sie passiert ist, einfach und zweifelsohne, und damit Punktum.“

Der aufgeregte Lehmann wischte sich den kleinen blonden Schnurrbart und hob wieder überlegen an: „Ne, wissen Sie, die Bayern bilden sich manchmal 'ne Makulatur ein, die schon gar nicht mehr schön ist. Ihr Vetter hat Ihnen wie so'n richtiger Schlamassel, der so nach seinen Phantasieen lebt, einen tollen Bären aufgebunden. Mein Gott, so etwas passiert selbst auf dem Seeweg nach Capri nicht bei guter Beleuchtung.“

Beschwichtigend fiel der Bommer Badke ein: „Passiert oder nicht passiert, in einer gebildeten Unterhaltung muß man sich verständigen. Du, Lehmann, leidest heute offenbar an verhärteten Gedanken.“

„Na, aber so 'ne List, nicht wahr, Herr Deirlhofer? Ich widerspreche so ganz sanft mit Geist und Grazie, weil mir jede Aufschneiderei ekelig ist, und nu . . . Urteilen Sie gefälligst selbst, meine Herren!“

„Was? Aufschneiderei?“ schrie jetzt Korbinian und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Rettigschwänze und Käsereste hüpfen und die Bierstümpel, die sich in den Unebenheiten des roh gezimmerten Tisches gebildet hatten, in zitternde Bewegung kamen. „Nix für ungut, aber dös is a Grobheit!“

Deixhofer war trotz alledem nicht aus seiner gemütlichen Verfassung zu bringen. Sollte diese nette Tafelrunde kunstbesserer Kameraden, denen das Bier in dem wieder eröffneten Hofbräuhaus am klassischen „Platz“ so vortrefflich mundete, daß es die helle Wonne war, wegen einer Geschichte, die er von seinem Vetter und Malgenossen Knöbelseder hatte und ihn eigentlich gar nicht familienmäßig, sondern bloß novellistisch interessierte, schließlich noch in Skandal ausarten? Deixhofer dachte nicht im Traum daran, so sehr auch Korbinian das Mißverständnis schürte. Es war ja bekannt, daß Korbinian den Krafehl liebte und gegen alle Nichtbayern einen unauslöschlichen Groll hegte, seit sie ihn in der Akademie überholt hatten, diese Malefizpreußen! Und Deixhofer fühlte sich immer so erleichtert, wenn er die Geschichten, die seine Seele bedrückten oder seine Phantasie erregten, unter den Kunstgenossen beim Bierkrug sich von der Leber reden konnte!

„Frischen Anstich, meine Herren,“ rief jetzt die fünfzigjährige Jubelkellnerin, die kugelrunde, schnackerlfette Toni mit ihrer kreischenden Stimme, „frischen Anstich, nix gefällig? Auch Kollmops, harte und weiche Eier, gute Zigarren, nix gefällig, meine Herren?“

„Wie heißt der Held der Geschichte oder der Gewährsmann, Deirhofer?“ fragte der Pommer gelassen, indem er eine Zigarre aus Tonis Busen zog. Toni pflegt nämlich immer die Muster ihres Zigarrenvorrats, das Stück zu sechs bis acht Pfennige „famose Bierzigarrl“, zwischen den oberen Knöpfen der Jacke zu tragen.

„Bitte um Feuer, edler Korbinian!“

„Wie mein Gewährsmann heißt?“ antwortete Hans. „Knöbelseder kurzweg. Wird noch berühmt werden, dieser Name. Ein sensationelles Talent.“ Dabei nahm er nach jedem Satz einen tiefen Schluck aus dem kühlen Maßkrug.

„Knöbelseder!“ spottete Lehmann mit einer Grimasse; „Knöbelseder reimt sich nicht mit Berühmtheit, Verehrtester.“

„Aber wie kannst du so etwas behaupten!“ bemerkte der Pommer vorwurfsvoll und strengte sich an, die hart gewickelte Bierzigarre von Tonis Busen in Zug zu bringen.

„Ne, den Namen kann keine Kunstgeschichte verschlucken,“ fuhr Lehmann in seinem klanglosen, spitzigen Tenor hartnäckig fort. „Raphael, Leonardo da Vinci, Murillo, Cornelius, Feuerbach — diesen Namen hört ein Hottentotte die Berühmtheit an, auch wenn er nie einen Pinselstrich

vor seine afrikanische Physiognomie gekriegt hat. Menzel, Defregger klingen auch noch passabel, und lassen ein kluges Ohr erraten, daß sie berühmten Malern angehören, aber Knöbelseder? Profit! In alle Ewigkeit nicht!"

„Was soll das Schwätzen nur heißen?“ brummte Korbinian.

„Was es heißen soll? Daß eine unglaubliche Geschichte nicht glaubwürdiger wird, wenn sie von einem Menschen mit einem unmöglichen Namen verbürgt werden soll.“

„Davon steht in der Bibel und im gesunden Menschenverstande nichts,“ meinte Hans Deixhofer gutmütig. Er winkte der Toni mit dem Kopfe, daß sie ihm eine frische Maß bringe. „Uebrigens habe ich die Geschichte schwarz auf weiß daheim, ein ziemlich umfangliches Manuscript, und ich denke, wenn ein Maler fabulieren will, so fabulirt er nicht mit der Feder, sondern mit dem Pinsel und quält sich nicht ein paar italienische Nächte ab, um Dinge aufzuschreiben, die nach Lehmanns profunder Meinung barer Unsinn sind. Dergleichen überläßt ein Künstler kaltblütig den Federfuchsern von Beruf. Und damit Profit, Anstich!“

„Es lebe die Notzucht!“

„Es lebe der Selbstmord!“

„Es lebe Knöbelseder!“

So riefen die Rumpane wieder froh und übermütig durcheinander und stießen mit den steinernen Maßkrügen an.

Nur Hans Deizlhofer sah noch ernst drein.

„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“ redete ihn jetzt Lehmann an und legte ihm die Hand freundschaftlich auf die Schulter. „Sie Stockbajaware, das ist ja durchaus nicht mehr so blau, wenn Sie's schwarz auf weiß haben. Schriftliches überzeugt mich immer. Da geb' ich mich mit Glanz gefangen. Ist's verdaulich geschrieben, bitte ich um das Manuscript, und nun weiter keine jungfräulichen Redensarten!“

„Sollen Sie morgen haben, sogar mit den Randglossen, die ich bei wiederholter Lektüre dazu gemacht!“ rief der gemüthliche Hans befriedigt. „Und wenn es Ihnen gefällt . . .“

„Nehmen wir's zu den Akten, d. h. wir lassen es in die nächste Bierzeitung drucken!“ vollendete der Bommer und qualmte dabei fürchterliche Dampfwolken aus seiner Sechspfennigzigarre.

„Oho!“ brummte Korbinian. „Keine Entweihung unserer Familienpapiere!“

„Und jetzt los, was Lustig's!“ fing Hans wieder

an und intonierte die berühmte urmünchenerische Gemütlichkeits-Hymne:

„So lang der alte Peter, der Petersturm noch steht.“

*

*

*

Manuskript

von Gregor Knöbelseder mit Anmerkungen von
Hans Deiglhofer.

Lieber Vetter Hans! Es gibt bekanntlich nicht Kurioseres, als die Welt. Und zumal die Welt auf Reisen. Hab' ich da eine Raifahrt nach Capri gemacht und dabei so Kurioses erlebt, daß ich nicht umhin kann, der Landschaft und der schönen Margarita von Anacapri ein paar Stunden zu entwenden, um Dir diese lange und systematische Relation aufzusetzen. Das heißt: systematisch nach meiner Art, vom Hundertsten ins Tausendste. Es ist eine schöne Sache um das Schreiben, ich meine um das Fabulieren und Mitteilen, und wenn ich nicht mit dem Pinsel hantieren gelernt hätte, wäre mir die Feder das liebste Handwerkszeug. Da ich mich nun einmal in die Welt des Schauens verlaufen habe, so ist mir's freilich unendlich wohler vor einem Stück weißer

Leinwand, als vor einem weißen Bogen Papier, und ich thue mich leichter mit einem Duzend Farbentöpfe, als mit einem einzigen Tintenfaß. Das Malen hat seine verfluchten Schwierigkeiten, aber, ich meine, das Schreiben noch mehr. Verstehst dich das kunstvolle Schreiben, nicht die fabrikmäßige Sudelei.

Warte einen Augenblick So Da hing nämlich ein Blütenzweig herüber — ich schreibe in einer Gegend, die nicht Garten, nicht Park, nicht Urwald ist und doch von alledem etwas und zwar das Lieblichste hat — und jedes Lüftchen, das über den Golf herübergaukelt, glaubte ein Recht zu haben, mit dem Blütenzweig mich im Nacken zu kitzeln. Nun stellt mir Margarita eine Flasche mit dem goldigsten Wein neben das Tintenfaß und macht mir ein paar Augen dazu, na, ein paar Augen. Du erlaubst doch? — Ei, wie sie jetzt davon hüpfet, die süße Hexe! Ich denke mir jetzt die Toni vom Hofbräuhaus daneben, wie sie daherwatschelt, in jeder Hand fünf Maßkrüge. Ach, die Welt ist kurios, und so reich, so . . . Stell' Dir vor, ich hab' einmal sogar die Toni geküßt! (Ich auch! Profit! Zur Sache! S. D.)

Das Erzählen wird mir immer schwerer. Das sehe ich schon. Es wird mir angst und bange,

wenn ich an die bösen novellistischen Parteien denke, die ich nicht umgehen kann, und deren Darstellung Deine vernichtendste Kritik herausfordern wird. Ich halte nämlich nichts von Heyse's berühmter „Falkentheorie“, sientemal ich keinen blauen Dunst davon verstehe. Theoretisieren ist mir überhaupt zuwider. >

(Mir auch. Falkentheorie, was ist denn das wieder für ein romantisches Geslunker? H. D.)

Jeder Künstler und Schriftsteller hat eben die Manie, das, was er am besten kann und ihm den sichersten Erfolg eingebracht, als alleinseligmachendes Kunstdogma zu definieren, um seine Werke damit zu glorifizieren und die Werke der anderen, die in abweichenden Punkten excelliren, als fehlerhaft und verpfuscht herunterzusetzen in den Augen aller rechtgläubigen Philister. So hat jeder aus seiner spezifischen Stärke sich seinen Götzen zurechtgemacht und will, daß derselbe von der ganzen Kunstgemeinde kniefällig adoriert und beweihräuchert werde. Immer und ewig das alte: Du sollst keine anderen Götter neben mir haben!

(Immer schöner. Nun verirrt er sich auch noch in das alte Testament. Heyse hat zwar allerhand Novellen geschrieben, sogar „moralische“, aber meines Wissens noch keine mosaische. Selbst-

verständlich der pure Meid, diese Mörgelei. Zur Sache! H. D.)

Also es war vor acht Tagen in Neapel. Bewundere den klassischen Untergang, ganz à la Herodot, mein Lieber! Also in Neapel. Ich kenne das vielgelobte und vielgeschmähte Sirenen-Nest von früher wie meine Tasche. Toujours la même chose — et le même chaos. Ich wollte nur übernachten und mich nach den Strapazen in den fürchterlichen italienischen Eisenbahnen wieder einmal kulturmäßig ausschlafen. Langer, gesunder Schlaf, fest, traumlos wie der Tod, ist schließlich doch der beste Lohn aller Tugend, alles Martyriums. Aber ich hatte ohne die neapolitanischen Flöhe und Schnacken gerechnet. Es war entsetzlich, sag' ich Dir. Ein Vorhof des Himmels unser Münchener Schlafgemach gegen diese italienischen Folterkammern! Kannst Dir denken, daß ich bajuwarisch gewütet und ein schauerliches Blutbad unter dem Ungeziefer angerichtet habe. Non sono cristiani! sagt der Neapolitaner zur Rechtfertigung seiner landesüblichen Tierschinderei. Natürlich, er treibt's ein wenig arg, aber ich wüßte nicht, wo die tierfreundliche Gesinnung herkommen und wie sie wachsen und gedeihen soll, wenn man die ganze, liebe Nacht vor tierischem Unfug kein Auge

schließen kann. Der Kampf um den Schlaf, mein Lieber! Ich habe diesen Feldzug mitgekämpft und kann auf hundertfache Wunden weisen.

(Armer Kerl! Schade, daß es nicht auch dafür einen Orden gibt. Mindestens hättest Du eine Croce d'Italia dafür verdient. Manche kriegen es für weniger. S. D.)

Hastig fuhr ich aus dem Bett. Mit dem ersten Hahnenschrei, meinst du wohl? Ach Gott, hier schreien diese Luder die ganze Nacht. Und dann erst die Gallinacci mit ihrem Krähen und Kruckzen und Kollern, und dann die Ziegenherden, die mit dem Morgengrauen durch die Straßen getrieben werden, was die zusammenmeckern, und die Esel, die vor Glend schreien, bis sie den Rachenkrampf und eine frische Tracht Prügel kriegen, und die Straßenrämer und fliegenden Händler und sonstige schachernde Brüllaffen!

Ja, ja, Italien ist ein musikalisches Land, aber es gehören italienische Ohrwatscheln dazu, um nicht des Teufels zu werden.

(Ich zerdrücke eine Thräne. Armer Knöbelsfeder, mußt Du gelitten haben! S. D.)

Hastig fuhr ich aus dem Bett. Nach alter vorsichtiger Gewöhnung sprang ich mit beiden Füßen auf den mit einem dünnen, zerfaserten

Teppich belegten Backsteinboden. Mit beiden Füßen zugleich, nicht der Gymnastik wegen; es soll etwas darauf ankommen, mit welchem Fuße man die Laufbahn des Tages antritt. Ich gebe nichts auf Vorbedeutungen, aber ich mag sie schließlich doch nicht an mir selbst erleben. Wer weiß! Daß das Auftreten mit dem linken Fuß beim Aufstehen Übles bedeute, ist ein Glaubenssatz, der sich vielleicht hinsichtlich seiner Solidität mit allen übrigen Glaubensartikeln messen kann, z. B. mit dem, daß bei dem jüngsten Gericht, der letztentscheidenden Instanz in dem langwierigen, von Ewigkeit zu Ewigkeit verschleppten Weltprozeß, die Böcke zur Linken und die Schafe zur Rechten plaziert werden. Die frommen Schweine fahren mitten hindurch, direkt in den Himmel. Siehe das schöne Mirakel beim heiligen Antonius von Padua, illustriert von dem unheiligen Wilhelm Busch!

Diese Anspielung auf die theologische Zoologie kommt mir wohl unwillkürlich daher, daß ich den ganzen Morgen ein unbezwingliches Heimweh nach Münchener „G'selchtem“ verspüre. So lange man bei den heimatlichen Fleischtöpfen sitzt, hat man gut über das ewige „Kälberne“ und „Schweinerne“ räsionieren. Man muß nur unter die Ultramon- tanen kommen, um den unvergleichlichen Wert

dieser religiösen Genußmittel ganz würdigen zu lernen.

(Edler Patriot, daran erkenn' ich Dich! S. D.)

Es war fünf Uhr in der Frühe und erster Mai. An dem Mai haftet auch so ein kalendermäßiger Aberglaube, von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, so eine angelogene Empfindungslosigkeit. Statistisch nachweisbar ist nur so viel, daß anlässlich dieses Monats viel mehr schlechte Verse verbrochen werden, als aus Schwärmerei für andere Zeitabschnitte. Maikäserpoesie, mir graut vor dir! Hab' selbst schon welche gemacht.

(Höchstens dem Heine kann man so etwas nachsehen, besonders wenn Schumannsche Musik dazu erklingt. Doch ziehe ich ganz unmaßgeblich den Maiwein im Ratskeller vor. S. D.)

Nun war es aber in der That ein ausgejucht schöner Tag, und es ist verzeihlich, wenn ich nach den ausgestandenen nächtlichen Qualen in überströmender Begeisterung zum Fenster hinausrief: O wunderschöner Mai, Monat der Poeten, Monat der Verliebten, Monat der Rosen, Monat der Madonna . . .! Dann fiel mir plötzlich nichts mehr ein, und ich schwieg. Oft jubelt man auch, nur um nicht weinen zu müssen.

Es klang aber ganz gut. Mein Vafß ist ja

nicht großartig, bei den „Bären“ finden sich weit imposantere Stimmen. Immerhin war die Wucht des Klanges hinreichend, ein allerliebstes Signoretterl an das gegenüberliegende Balkonfenster zu locken. Eine feine, schlanke Gestalt, rabenschwarze Haare in wilden Strähnen, in dem schmalen, blassen Gesichte zwei große, schwarze Augen mit glühenden Blicken. Dazu natürlich eine nicht ganz reinliche Jacke in Weiß mit bohnen großen roten Tupfen und einem ditto Nachtrock. Wie das so hinter den Gardinen erst neugierig hervorspähte, dann die Gardinen sachte, sachte, immer ein bißchen weiter zurückzog und voller ins Licht trat, bis ich endlich die ganze zierliche Gestalt mit dem Auge umspannen konnte: es war eine liebe Vision. Sag' einer, was er will, das Beste an einer Landschaft ist doch ein schönes Menschenbild, das darin wandelt, und das Beste an der ganzen Welt sind ein paar liebe, treuherzige Augen, darin sie sich spiegelt. Aber leider

Wie ich gierig die poetische Erscheinung in mich sog, kam mir der Gedanke, daß ich doch auch etwas sagen müsse und nicht bloß hinstarren wie ein verliebter Tölpel. Und da sieht man, wozu einige historisch-litterarische Bildung in verlegenen Momenten, wo einem selber nichts Eigenes einfällt,

gut ist. Ich stimmte meinen Fuß auf sein weichstes Register und sang mit artiger Neigung des Kopfes nach dem Balkon hinüber:

Viva Maggio

E il suo vessil selvaggio!

So ähnlich sollen nämlich die Italiener der guten alten Zeit gesungen haben, wenn sie ihre Maifahrten, *maggiolate*, machten und blühendes Strauchwerk in lustiger Prozession durch die lachende *Kampagna* trugen.

Nun war ich auf die Wirkung dieser sinnvollen Ansingerei gespannt, legte mich weiter zum Fenster hinaus und maß das Mädchen mit feurigen Blicken. Sonderbarerweise spielt sie jetzt die Schüchterne, dachte ich, denn sie wandte ihr Gesicht ab und das Köpfchen neigte sich nickend gegen die Straße. Unwillkürlich folgte ich dieser Bewegung, und ach, ich Thor, was mußte ich entdecken? Unten stand ein blutjunger neapolitanischer *Lumpazzi* mit dunklen Schmierlocken und mimte mit theatralischer Geckenhaftigkeit zu meiner angesungenen Schönen herauf; bald bewegten sich die Arme wie Windmühlenslügel, und das war von unten nach oben und von oben nach unten ein Begrinse und Gefinger und Genicke und Geängel, als ob zwei

verzückte Taubstumme sich ein verliebtes Kapitel aus Dantes göttlicher Komödie auslegten.

Das hat man von seiner germanischen Maienstimmung! Halb belustigt, halb geärgert, schlug ich das Fenster zu und vertiefte mich nachdenklich in die Arbeit des Waschens und Ankleidens. Alles Vorhergehende hatte sich nämlich im Hemde abgespielt.

Siehst Du, Hans, so wandelt man als talentvoller, begeisterter Künstler, im Besitz seiner Jugend, seiner unverkürzten bürgerlichen Ehren- und seiner elterlichen Sparpfennige in dieses perfide Land Italia hinein und muß sich von der ersten besten napolitanischen Schmutzfinkin nasführen lassen! Und das alles im wunderschönen Monat Mai!

(Tröste Dich, unter Umständen hätte Dir dergleichen auch daheim passieren können. S. D.)

Wie ich so den Seifenschaum durch die Finger rieb, kamen mir allerlei schwermütige Gedanken und es war mir, als füllte eine unendliche Traurigkeit die miserable Flohherberge. Die Luft kam mir so dumpf und dick vor, daß ich sie kaum atmen konnte. Wieder riß ich das Fenster auf, bunter Straßenlärm drang mit der fröhlichen Sonne herein, aber es half alles nichts. Meine Stimmung war gründlich verdorben, alle Heiterkeit wie fortgeblasen. Ich sah alles schwarz.

Gibt es also doch Vorbedeutungen und Ahnungen, die leise schwingend durch unsere Seele ziehen, als ob sie in einem elektrischen Rapport mit den herannahenden bösen Ereignissen stünden? Der Abend hat dem Morgen Recht gegeben.

Ich probierte allerlei, die Gespenster zu bannen, die unheimlichen Spukgestalten an einem lichten, italienischen Maimorgen. Kuriose Welt. Meine Gedanken gewaltsam zu zerstreuen, sagte ich das kleine Einmaleins her, das Nüchternste und Positivste, was je der Menscheng Geist erfunden. Es war umsonst. Die Gedanken wehrten sich gegen die arithmetischen Formeln, und recht um ihre unberechenbar trotzige Selbstherrschaft zu zeigen, formten sie sich zu rhytmischen Kolonnen. Dann schritten sie versifizierend zur eigenen Selbstbekämpfung!

Was soll's uns frommen

Zu denken:

Wär's doch anders gekommen!?

Laß' dich henken,

Figaro!

Gar Mancher drischt nur leeres Stroh

Und ist seines dümmsten Lebens froh.

Was schlägst du dein reines Herzblatt auf?

Die Dirn' geht vorüber und spuckt darauf!

Dazwischen tauchten Reminiszenzen der verschwiegensten Geschichten auf. Über solche Toll-

heiten hatte ich nun schon zweimal die Weste falsch zugeknöpft und mußte wieder von vorne anfangen; auch hatte ich vergessen, Gesicht und Bart abzutrocknen, und das Wasser tropfte auf das schön geglättete Hemd, an dem ohnehin schon das linke Ärmelknöpfchen fehlte.

Das macht die Fremde, das Ungewohnte, beschwichtigte ich mich. Du bist zu lange daheim gehockt, und jetzt ist die verrostete Maschine durch das Gerüttel und Gestöße der plötzlichen Ortsveränderung in Unordnung geraten. Daheim! Ich lachte. Ich sah mich wieder in Feldmoching. Marianna? Um Gottes willen nicht. Damals wußte ich noch gar nicht, daß sie existierte. Besser, ich hätte es nie gewußt. Nein, es war eine andere. Keine vornehme Dame war's. Es war eine Kuhmagd!

Nach landläufiger Moral und Moralitätsheuchelei verdiene ich, ein sehr übel beleumundeter Mensch zu sein. Ich sehe nichts Beschämendes, Sündhaftes in den erotischen Dingen. Ich bin kein stillbergnügter Duckmäuser, der öffentlich lästert, was er heimlich genossen, und pharisäisch seine Lieblingschüssel besudelt, sobald er sich ertappt glaubt. Trotzdem halte ich mich für natürlich ehrfamer, als alle Keuschheitsfuge der Christenheit. Wie

Empedokles sehe ich auf der großen Wiese des Unheils — Menschenleben genannt — nur eine einzige heil- und hoffnungsvolle Erscheinung, Aphrodite, die Begeisterungs- und Mutspenderin Aber immer noch zuviel Vorsatz und zu wenig That.

(Hm! Hm! Hm! S. D.)

Ja, Ruhmagd, Aphrodite von Feldmoching, dein gedenk' ich voll herzlicher Befriedigung. Die Liebe hat immer ihren unsterblichen Preis, woher sie auch komme. Ich erinnere mich nicht einmal deines Namens mehr, aber dessen erinnere ich mich, daß dein Auge strahlte, wenn ich kam, daß es heimlich weinte, wenn ich ging. Und als ich eines Abends auf dem duftigen Kleeacker hinter dem Stall, wo zwanzig fette Ochsen standen und noch im Einschlummern stupid selig wiederkäuten, daß ihnen der süße Schaum von den Mäulern triefte, dich von hinten packte und deinen prallen, gesunden Leib in meine Arme preßte, bis dir schier der Atem verging, und wir uns dann frank und frei küßten im Mondschein, da empfand ich bei deiner bäurisch täppischen, aber ehrlich urwüchsigen Zärtlichkeit eine himmlischere Wonne, als bei dem verliebten Gegirr überzivilisierter Salondamen. Wie fest und sonnigdurchglüht waren deine Backen, wie frisch deine Lippen, wie aufrichtig dein Kuß!

Und stramm waren deine Lenden, wie die der schönsten Preiskuh vom Oktoberfest, und feurig schlug dein Herz in der mächtigen Brust.

(Unfamer Naturbursche, ich muß dir die Freundschaft aufkündigen, wenn man deine bukolischen Exzesse erfährt. Kein anständiger Mensch, dem an der Hochachtung seiner Mitbürger gelegen, kann mehr mit dir über die Maximiliansstraße und andere städtische Tugendpfade wandeln. Eine Kuhmagd, wo sich's die feinsten Damen zur Ehre schätzen würden Es ist unerhört! S. D.)

Wie war dein Kleid?

Von grober Leinwand,

Grau,

Berschiffen.

Ich fühl's noch Maid!

Und deine bieb're Hand,

Schau,

Zerrissen

Von harten Felddienst's Plagen,

Bedeckt mit vielen Schunden.

Und dennoch rühm' ich's laut zu allen Stunden

Und will's den Feinsten ins Gesicht lech sagen:

Ein edler' Stück Natur

Hab' ich, o Kind der Flur,

Noch nirgends in der Welt gefunden.

Dann kam die Ironie. Mich lüstete nach gebildeten Abenteuern. Ich schmachtete zu Mari-

annens Füßen. Der Glanz ihrer Schönheit sollte die Landschaft von Feldmoching überstrahlen. Statt im fetten Klee, glänzend in satten Farben voll Saft und Leben, lag ich wie ein fauler Hund auf schwellenden Polstern. Und wenn ich von dem murmelnden Quell, der im Schatten der knorrigen, breitästigen Eiche aus der Erde springt, und von der Abendröte, die das Moor mit Feuer übergoldet, und von dem Mondschein, der den rauschenden Wald mit Silberfäden durchspinnt, und andern tausend Herrlichkeiten des bayerischen Landschaftsbildes fabelte und mir im bloßen Gedenken daran die Seele vor Wonne bebte, daß ich allesringsum vergaß; da sah sie mich mitleidig lächelnd an und schüttelte enttäuscht den stolzen Kopf, als wollte sie sagen: Geh, du bist doch nur ein blöder, langweiliger Bauer!

Wir verstanden uns nicht. Ich ging. Es überkam mich aber doch ein dummer Schmerz. Ich fand mich lange nicht mehr mit mir selbst zurecht. Anderes kam dazwischen. Ich hockte und brütete und keine Arbeit schmeckte mir mehr. Da packte ich eines Tages auf, schmiß alle Grübelei und Sorgelei in die Ecke — und lief wieder in die freie, frische Welt hinaus. Und nun steh' ich hier in Neapel und weiß kaum mehr was ich will vor neuer Denckerei. Herrgott!

(Necht so! So ein kurzes Stoßgebet hilft.
Profit! S. D.)

Nicht mehr im Denken, in der Poesie des Schauens und Genießens will ich schwelgen, mich vollsaugen an den kraftstrogenden Brüsten der ewigen Natur.

Jetzt hab' ich mich wieder, jetzt weiß ich wieder, wo Weg und Ziel. Auf nach Capri!

Es liegt viel abgequält Paradoxes in den Beschreibungen, die uns deutsche Wanderschriftsteller von dieser Insel gegeben. Gregorovius, Rossmann, Heß, Raden, Wyl und wie sie alle heißen, die romantischen Nachzügler, die sich auf dem hochgespannten Seil der Rhetorik gegenseitig überhüpfen wollten in hinreißenden, blendenden Schilderungen, sie haben doch nur Phrasen über Phrasen gewälzt und durch das Übermaß ihrer Schönrednerei die einfache, leuchtende Herrlichkeit des Bildes erst recht nicht herauszubringen vermocht. Vielleicht ist Gregorovius in seiner Capri-Idylle die Darstellung des Gleichbleibenden, In sich Ruhenden, Einfachen, über den Einzelreiz Erhabenen noch am erfreulichsten gelungen.

Dort drüben liegt ein Stück aus dem Reiche Harun al Raschids, phantasirt der eine.

Dort drüben hat die Natur aus Reichthum und

Armut, aus Erschrecklichem und Heiterem, aus den dürftigsten und glänzendsten Farben, aus tausend Lichtern und Schatten und Linien, aus Himmel, Erde und Wasser ein so zauberhaftes Bild geschaffen, wie es eben nur den Weihfestunden des urschöpferischen Geistes gelingt, faselt ein anderer.

Dort drüben blühen Märchen gleich lebendigen Blumen aus jeder Felspalte, versichert ein dritter.

Es muß weder Gelehrter noch Dichter sein, wer hierher kommen will, um die wohlthuedenste Einsiedelei der Welt zu genießen; der Unruhvolle und Friedlose mag hier seinen Wanderstab aus der Hand legen und an ein langes Verweilen denken; des Weltlaufs Elend und Sorgen werden auf dieser einsamen Scholle im Meer nur wie ferne Wolfenschatten an ihm vorüberziehen, träumt ein vierter.

Die Alten, zubenamst die Klassischen, brachten die Sirenen aufs Tapet, um den guten Spießbürgern von Hellas und Rom ein Gruseln einzujagen, wenn sie an die zaubermächtigen Gestade dachten und an den Unglückseligen, der zufällig dort herumruderte,

— — denn nach Hause kehrt er nicht wieder,
Sondern mit hellem Gesang bezaubern ihn die Sirenen,
Sitzend am grünen Gestad — — —

Das sind antike Aufschneidereien, aber immerhin lag ihnen eine naive, sozusagen herzliche Naturanschauung und Naturliebe zu Grunde, wovon bei den modernen Schreibern, die erst Jahrzehnte lang durch hundert Bücher und Bibliotheken und Museen gepeitscht werden, bevor sie das müd gelesene Auge auf die wirkliche Welt selbst richten lernen, nur in den seltensten Ausnahmefällen etwas vorhanden ist. Da ist alles angelernt, anempfunden, mit einem Wort: angelogen, und die schönsten Naturbeschreibungsbücher stinken noch nach der Studierlampe. Diese verkünstelten Stilübungen können schon deswegen keine rechte Freude machen, weil man bei den meisten merkt, daß sie gar nicht aus der Fröhlichkeit des Darstellens und Mitteilens hervorgegangen sind, sondern nur aus der erwerbsgierigen Absicht, mit diesem bunten, glitzerigen Beschreibungsstam auf dem Büchermarkt ein mehr oder weniger gutes Geschäft zu machen. Zieht einmal ein solches Buch Käufer an, so kommt gleich ein ganzer Schwarm von Nachahmern und Stümpfern hinterdrein, um für ihre schlotterigen Geschwindigkeitsfudeleien dem animirten Publikum schnell noch etwas Geld aus der Tasche zu locken.

Nenne mir heute nur einen einzigen Schreibkünstler, der sich mit Geduld und Ausdauer dem

Studium der wirklichen Natur hingibt, ehe er sich an den Werkisch setzt! Nenne mir den federgewandten Mann, der keine Anstrengung, keine Rücksichtslosigkeit scheut, um in sein schöngeistiges Werk die höchstmögliche Summe von lebendiger Wirklichkeit, von treuer, experimentierter Beobachtung knapp und gewissenhaft hineinzuarbeiten! Überall herrscht die Virtuosität der Phrase, die Bequemlichkeit der brillanten Mache, das Spiel der Geistreichelei und Schönthuerei. Dieses nichtsnutzige Wesen trifft man nicht nur bei den Schreibern, sondern auch bei den Zeichnern und Malern von der heiligen Schablone und Tradition Gnaden. Und das liebe Publikum ist stumpfsinnig und verbildet genug, um an diesem Unfug Geschmack zu finden, ja, ihn als Reichtum einer wohlgeborenen Phantasie zu preisen. So kann natürlich die künstlerische Gewissenhaftigkeit niemals zu ihrem schönen Rechte, noch zu lohnender Anerkennung gelangen. Denn die Kritik macht gemeinsame Sache mit den schöngeistigen Unfugtreibern und hat nicht Verachtung genug für die wissenschaftliche Exaktheit, für die strenge Wahrhaftigkeit, für die peinliche Analyse in der Kunst. Das gilt ihr ja alles für eitel Sterilität und wüsten, musenverlassenen Naturalismus! Aber die himmelblaue

Idealitätslüge, die schwärmerische Gefühlsgaukelei, die philosophische Verballhornung der natürlichen und menschlichen Wirklichkeit, die romantische Sterndeuterei und fromme Wolkenschieberei — das ist würdige Kunst, das ist makellose Schönheit! Also zum Teufel mit der naturalistischen Ästhetik, mit der unbequemen Unterordnung unter die Wahrheit, mit der schmerzlichen Tortur der Zergliederung, mit der impertinenten Gewaltherrschaft der Wirklichkeit. Es lebe das Phantom, es herrsche die Fabel, es blühe der pompöse Lügenstil! Amen.

(Gott sei Dank, daß diese wütende Kapuzinade überstanden ist! Bist du denn rein aus dem Häuschen, Mensch? Ist das die Wirkung der italienischen Sonne? Dann sei gesegnet, deutsches Nebelreich mit deiner sanften Ruhe, mit deiner edlen Toleranz. Welch' ein Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, wo die hehrsten Künstlergenien glänzen, wenn dieser naturalische Fanatismus je ans Ruder käme! Kehre um, Gregor, kehre schleunigst um zu deiner Aphrodite von Feldmoching; du kannst das fremde Klima nicht vertragen! S. D.)

Nun ist mir besser. Ich habe mich wieder einmal gründlich ausgeärgert. Damit habe ich zugleich die schwarzen Grillen verscheucht, die mich

wie garstige Fliegen umschwärmten und umsummten
Jetzt ist der Kkopf frei und klar, die Aussicht hell, und
ich vermag wieder den Faden aufzunehmen und an
dem Anäuel der Erzählung geduldig weiter zu haspeln.

Aber ich denke, es ist gescheidter, zunächst eine
kleine Pause zu machen. Das Schreiben ist ein
verdrießlich schweres Geschäft. Jedes Wort soll
etwas bedeuten, jede Zeile etwas Rechtes besagen.
jeder Satz wenigstens einen Gedanken ausdrücken.
Man darf mit den Schriftstellern wahrhaftig nicht
zu streng ins Gericht gehen. Woher all' die Ge-
danken nehmen — und die Ruhe und Geduld.
sie ordentlich darzustellen, leicht verständlich, an-
genehm folgerichtig?

Mit der Malerei thut man sich viel leichter.
Da gibt es viel Technisches zu erledigen, das zwar
auch schwer und mühsam ist, allein das bekommt
man durch die Übung so in das Auge und in die
Hand, daß der Geist dabei rasten oder flanieren
darf. Da hat man nicht die stete Sorge um das
Aufstöbern der Gedanken. Mit einem einzigen
Gedanken kann ich nicht einmal eine Seite, geschweige
ein Buch machen, während ich mit einem einzigen
Gedanken ein Duzend Bilder malen kann. Ja,
ich kenne geschickte Kollegen, die ihr Leben lang
malen, ohne jemals auch nur einen einzigen eigenen

Gedanken gehabt zu haben, die Glücklichen! Jedenfalls je weniger Gedanken, desto besser. Aber doch auch keine absolute Gedankenlosigkeit wie bei gewissen Pseudo-Impressionisten, bei deren Bildern man oft mit dem größten Scharfsinn nicht herausbringen kann, was sie eigentlich darstellen sollen, und wo man schließlich die Wahl hat, ob man das Ding für ein Felsstück, für einen Heustapel, für eine Madonna auf den Wolken oder für einen Eselskopf oder gar für das Selbstporträt des Autors nehmen soll.

„Wenn's nur gut g'mal'n is!“ wie unser genialer Lenbach zu sagen pflegt.

Also ich mache eine Pause. Ein kleiner Erholungsgang wird mir gut thun. Dort erblicke ich die reizende Margarita zwischen blühenden Rosen- und Lorbeerbüschen Wie, wenn ich Du erlaubst doch?

(Bitte, geniere Dich nicht! Wünsche angenehme Berrichtung! S. D.)

*

*

*

Meine dichterischen Dilettantenstreiche kamen mich auf dem kurzen Durchmarsch durch Neapel teuer zu stehen. Eine liebenswürdige Bevölkerung mit

einem unglaublich entwickelten Sinn für poetische Gerechtigkeit! Kann's so ein Lazzaroni-Junge nicht ertragen, daß ich zur Kurzweil unterwegs schlechte Verse mache, und schleicht mir nach, um mit seinen klassischen Fingern sein viel korrekteres Gaunerpoem in meinen hinteren Rocktaschen zu skandieren!

Auf dem Wege vom Gasthaus zum Landungsplatz des Capri-Dampfschiffes dachte ich zunächst nämlich gar nichts. Da aber vom Wenig- oder Garnichtsdenken zu schlechten Reimereien bekanntlich nur ein Schritt ist, so wahrte es nicht lange und ich fühlte mich beim Anblick des Meeres und des Schiffes zum stillen poetischen Sündigen gestimmt.

Den Stock im Takte schwingend, summe ich im Dahinschreiten — ach, das Unglück schreitet schnell! — vor mich hin:

Es tobt der Dampf in seiner Haft,
Weht der Maschine Riesenkraft;
Vom Schote weht der schwarze Schweiß,
Die Winde gehen sakrisch steif.
In See, halloh, in See!

Und ging's jetzt übers Weltmeer hin,
Nach Rückkehr lüftet' nicht mein Sinn.
In blauer Ferne winkt mein Ziel;
Mein Fahrzeug, auf, beginn' dein Spiel!
In See, halloh, in See!

Dräut auch in Wasserstiefen Tod,
Italiens Banner grün-weiß-rot
Fliegt hoch am Mast so lebensstoll,
Daß keine Angst mich fassen soll.

In See, halloh, in See!

In München sitzt ihr jetzt beim Bier
Und jubelt: Freund, das trink' ich dir!
Landratten, schlürft nur brav vom Faß,
Ich danke euch — und pfeif' euch das:

In See, halloh, in See!

Ich hatte nur noch ein paar Schritte zu machen und wollte eben in einer Schlußstrophe den bier-seligsten Kameraden daheim etwas Verbindliches reimen. Kaum hatte ich die Verse heraus:

Auf eure Bäuchlein fett und rund

Wünsch' ich des Himmels Gnad' all' Stund' —

als ich das bewußte Skandieren in meiner hintern Rocktasche verspüre. Rasch fahr' ich herum — zu spät. Der neapolitanische Taschenpoet hatte bereits sein Werk vollbracht. Ich hatte meine see-lustige Improvisation mit dem Verlust meines Foulards, meines Taschenperspektivs und einer Schachtel Emser Pastillen gebüßt.

In See, halloh, in See!

Endlich stand ich auf dem Dampfer, meine Fahrkarte nach Capri in der Hand. Noch fünfzehn

Minuten bis zur Abfahrt! Lass' mich schweigen, Freund, von der Wandlung meiner Seele, die in dem Augenblick anhob, als ich auf dem schwan- kenden Element der ganzen Herrlichkeit frei strei- fenden Künstlertums bewußt ward. Dem Künstler gehört die Welt! Jetzt fühlte ich, wie alle Lasten und Ketten des gefesselten Daseins in der kon- tinentalen Kleinstädtereier von mir abgefallen waren, seit ich den Staub des Festlandes von den Füßen geschüttelt. Das Meer bedeutet die Freiheit! Feld- mochinger und Münchener Welt, wie fern bist du mir, wie bin ich entrückt allen Wirrnissen jener Zeit. Wie böse Träume sind sie zerronnen. Frei ist mein Kopf, frei ist mein Herz, und keine gemüt- liche Dummheit soll mich mehr in Fesseln schlagen. Nur eine Lockung — die Freiheit; nur ein Zauber — die weite Welt; nur eine Herrscherin — die Kunst. Alles was ich sonst in den Täuschungen der Liebe verkrant und verzettelt, hab' ich wieder zurück- gewonnen. Ich fühle meine ganze, volle, unab- hängige Kraft; ich kenn' euch nimmer, ihr schwan- kenden Gestalten, die ihr einst an meine Seele euch gehängt, jeden kühnen Aufschwung hemmend. Nur wer der Liebe Lust entsagt, gewinnt der Welt Erbe zu eigen, wie Richard Wagner predigt.

Ich war in einem unbeschreiblichen Zustand.

Wie gesagt, ich war wie verwandelt, wie ausgetauscht.

(Trau, schau wem! Ich traue dem Zauber nicht. Alle Plötzlichkeit ist mir verdächtig. Ich fürchte, du bist auf dem besten Wege, neue, unerhörte Dummheiten zu machen. Phantast, wo ist denn jetzt deine gerühmte objektive Menschen- und Weltbetrachtung, dein fühler Experimentiersinn? Du glaubst dich stark und fest und flackerst wie eine Gasflamme, der man den Cylinder entzogen. Warten wir's ab! S. D.)

Nun lass' mich meinen Beobachtungsposten beziehen. Ich bin in der besten Laune eines hohen Herrn, eines Königs, der von seinem unerreichbaren Palastfenster sich das wimmelnde Unterthanenvolk auf der Gasse betrachtet, souverän, heilig, wunschlos.

(Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit. Dein unerreichbares Palastfenster ist ein Dachfirst, mein Lieber, und deine souveräne Erhabenheit ist die schwindelnde Höhe eines Nachtwandlers. Gregor!, fall' nicht! S. D.)

Hi Teufel!

(Hat ihn schon! S. D.)

„Sei gepriesen, o Santa Lucia! Endlich frei auf den freien Fluten dieses Golfes!“ Mein

Echo? Nein, ein weniger mythologisches und akustisches Ding, ein tiefverschleiertes, elegantes Frauenzimmer. Unzweifelhaft eine vornehme Römerin, nach Haltung, Gestalt und Kleidung zu schließen Wer weiß, vielleicht eine Venezianerin Ich bin doch nicht ganz sicher.

Sie trug dunkle Seide, keinen Hut, die reichen schwarzen Haare mit Perlschnüren durchzogen und im Nacken griechisch geknotet. Ein feiner, kostbarer Schleier wallte über Haupt und Schulter zum Busen nieder, wo er von einer Brillantnadel gehalten ward; oben war er über die Stirn herangezogen und verdeckte das halbe Gesicht. Lippen von wundervollem Schnitt, üppig, blühend. Mir war, als ob ich sie schon einmal geküßt haben müßte. Unsinn!

An der schattigeren Seite des Verdecks glitt sie mit vornehmer Lässigkeit auf eine Bank nieder, welche von der geschäftigen Dienerin mit weichen Tüchern belegt worden war. So saß sie malerisch hingegossen, in der Haltung eine reizende Abgespanntheit, eine ganz eigentümliche, fast demütige Grazie affektirend, eine Madonna di Foligno — hart an der frommen Seite eines Abbate. Instinkt, Überlegung, Zufall?

Ich mustere den Abbate. Tadellos von Figur

und Haltung, wohl konditioniert, eine mystische Ineinanderbildung von Sensualismus und Idealismus, eine komplizierte Physiognomie trotz der ruhigen Großheit der Züge: das ist der Abbate, kundig der Dinge im Diesseits und Jenseits, salon- und himmelfähig. Er exerzierte seine Augen an den lateinischen Vokabeln seines Breviers. Warum diese fromme Eile? War es drängendes Andachtsgefühl oder forderte bloß die Stunde und die gewohnte Disziplin jetzt den murmelnden Buchstabendienst? Welcher Menschenkenner errät die geheimen Regungen und Gelüste einer Mönchsseele? Sonderbar: hat er nicht eine Schramme an der Schläfe wie von einem Säbelhieb?

„Ein prachtvoller Morgen“, sagt die verschleierte Dame *mezza voce* für sich. Die Lippen des Abbate murmeln weiter. Mögen ihn die Heiligen erhören!

Wer ist der Nachbar zur Rechten? Unzweifelhaft ein Kommis-Bohageur feinerer Sorte. Etwa sächsisch. Spezialität? Geschnitzte Christusbilder. Sehr originell, dieser Kreuzifix-Musterreiter. In einem sargähnlichen Lederkoffer von der Größe eines Geigenkastens führt er seine Proben mit. Er hat es auf den Abbate abgesehen. Offenbar wünscht er ihn für sein frommes Schnitzgeschäft

zu fruktifizieren. Ich trete näher. Ohne daß ich ein Wort sage, oder sonst ein bestimmtes Verlangen äußere, erklärt er mir in wohlgelesener Rede, daß er hauptsächlich zwei Sorten von Kreuzigten führe: den erhabenen und den traurigen Christus — il Cristo superbo und il Cristo tristo. Der traurige Christus war die billige Sorte, bestimmt für die armen, trostbedürftigen Gläubigen; der Heiland ist dargestellt mit dem Ausdrücke schmerzlichster Trauer in dem tief auf die Brust herabgebeugten Antlitz. Der erhabene Christus war die teure Sorte, bestimmt für den gläubigen Luxus der Reichen und Vornehmen. Hier läßt der Gekreuzigte den Kopf weniger tief hängen, und sein Ausdruck ist hoheitsvoller, sieghafter im Leid. Es ist wirklich rührend, wie sich die christliche Kunstindustrie in die ökonomischen und religiösen Abstufungen der gläubigen Welt zu finden weiß. Ein Wink für die etwas versandete religiöse Malerei, um in ein profitableres Fahrwasser zu gelangen!

Dem Kreuzifix-Musterreiter gegenüber saß der berüchtigte sichelbeinige Kommerzienrat Blunzenmeier aus München. Zum Glück erkannte mich der fettleibige und fade Geck nicht. Ein widerwärtiger Anekdotenjäger und prozig brutaler Witzler. Im Augenblick war er allerdings stumm und

schaute verdrießlich drein, ohne Zweifel ärgerlich über das lange Warten, denn das Schiff spähte immer noch auf neue Passagiere. Doch schienen er und der Musterreiter gute Bekannte, denn sie nickten sich von Zeit zu Zeit verständnisvoll zu.

Die Geschäftsgedanken zurückdrängend und einer lyrisch-heroischen Wallung nachgebend, rief jetzt der Musterreiter seinem verstimmtten Gegenüber zu: „Großartig schöner Tag; möchte man sich nicht vor Wonne dem Teufel verschreiben, Herr Kommerzienrat?“

„Thun Sie das gefälligst hehehe! Meinetwegen dem Teufel und seiner Großmutter, oder, was vielleicht noch gescheidter, der schwarzen Madonna neben dem Pfaffen dort.“ Und mit einem höhnischen Blick auf die hellblaue Kleidung seines Anredners: „Ja, riskiren Sie was, Sie unwiderstehlicher blauer Ritter, Sie hehehe!“

Die Verzückung des sächsischen Christushändlers war jedoch mehr pantheistischer oder richtiger, klassisch-historischer Natur, ohne scharfe persönliche Ausladung. Auch so eine Bildungskarrikatur, die sich bis ans selige Ende aus den Futternäpfen der Schule nährt, ohne jede Spur von originellem Geisteslebensdrang.

„Verehrter Herr Kommerzienrat, Sie haben

Geist und Phantasie," hob der blaue Kerl wieder an, „bemerken Sie dort gefälligst den Muschelwagen der Nereide Galatea auf sanft bewegter Flut? Welch ein unsagbar poetischer Duft schwebt über diesem Bilde!"

Schon hatte ich einen Fluch auf den Lippen über diese schauderhafte deutsche Schulbildung mit ihrer klassischen Phrasenpauke und ästhetischen Gehirnersimplung, als der Kommerzienrat losmeckerte:

„Wo? Muschelwagen, Galatea? Sind Sie besoffen hehehe? Ich sehe nichts als eine baufällige Barke mit zerklumpten Fischern drin. Und was den poetischen Duft betrifft, den müssen Sie in der Nase haben hehehe. Ich muß schon gestehen, daß mir der Theer-, Schwefel- und Kloakenge- stank von Santa Lucia nachgerade unerträglich wird. Da riecht's am Bache im Lehel daheim wie Eau de mille fleurs dagegen.“

Die Antwort war köstlich, nicht wahr? Und die famose Verwechslung von Duft und Geruch verdirbt nichts daran. So gefiel mir der Kommerzienrat; das war Natur in seiner schlechten Laune. Die Menschen wären überhaupt natürlicher, erträglicher und viel origineller, wenn sie mehr bei schlechter Laune wären. Die Maske der Freude steht ihnen nicht und taugt auch ihrer

geistigen Gesundheit nicht. Die Freude der modernen Menschen ist etwas Konventionelles, Erlognes. Im Grunde ihres Herzens freuen sie sich gar niemals. Sie hätten auch gar keine Ursache dazu, diese schulzwänglichen, erwerbshänglichen Kulturhanswürste. Aber bringe einen solchen gebildeten und gedrückten Kerl, so ein unerfreulich freudiges Bildungskunstprodukt in schlechte Laune, tritt ihm gehörig auf die Hühneraugen, auf die im Gehirn, im Herzen oder an den wertigen Füßen, siehe, da fällt die Maske, da zeigt sich das Gesicht, da kommt die verriegelte Natur wieder aus dem Loch hervor und grinst und bellt und fletscht die Zähne, daß es ein Vergnügen ist, und wenn Du nicht vorsichtig bist, haut sie Dir ein paar Ohrfeigen hin, was unter Umständen kein Vergnügen ist, aber Du kannst wieder hinhauen, und dann gibt's eine Rauferei, eine Prügelhymphonie, wie man sie nirgends in der Welt schöner komponiert, als bei uns daheim, hauptsächlich in der Umgegend von Feldmoching. Aber die naturverlassene „Münchener Schule“ hat in ihrer klassisch-romantischen Duselei ganz die Schneid' verloren, so etwas Sublimes von echter Natur zu verstehen und mit Kraft zu malen. Lappen!

(Knöbelsfeder, du schnappst noch über. Übrigens warum malst denn du diese „sublimen“ Einzigkeiten

nicht lieber, anstatt in der Welt herumzubummeln und deinen Schmerz und deine Unzufriedenheit auf allen Heerstraßen auszuscreien? Immer noch Rückfälle in die kritische Tobsucht, welche dir früher so viele Feinde und Kunstverleider schuf? (S. D.)

Über das dumme Menschenvolk hinweg blickte ich nach Chiathamone hinüber. War gewiß ehemals ein hübsches Landschaftsmotiv, ist aber jetzt auch von klassisch gebildeten Baumeistern architektonisch total verschandelt. Und das überragende Bizzofalcone dazu! Höchstens dort den architektonischen Begrenzungen des Gartens, die den Horizont überschneiden, könnte man natürliche Anmut im Aufbau nachrühmen. Es steckt was drin, was wirklich nicht ohne ist, zumal in dieser flotten Frühbeleuchtung. Der klare Sonnenschein, der über die Spitzen der Gebäudeteile herüberspielt und die herrliche Steineichen-Gruppe des Vordergrundes durch leuchtende Randlichter doppelt wirksam hervorhebt; der klare, warme Reflexton, der wie eine Verklärung darüber schimmert; der sanfte Halbschatten, der über dem Garten ausgebreitet liegt; die Fülle des Tons im ganzen wie im einzelnen; die vollendete Harmonie der Farben und der maiensonnigen Stimmung: alles das vereinigt sich zum fesselnden Vorwurf für ein echtes Kunstwerk, das, naturalistisch

aufs genaueste durchgeführt, von unendlichem Reiz sein müßte. Man kann selbst in Feldmoching nichts Schöneres sehen. Wenn ich jetzt nur Leinwand und Farbenkasten zur Hand nehmen könnte! Wenigstens eine Skizze mit dem Stift und eine Beischrift der Töne, damit ich doch Anhaltspunkte zur Erinnerung an diese gefällige Bedute habe. Ich suchte nach meinem Skizzenbuch — es war verschwunden! Ich hatte es an einer Schnur um den Leib getragen, die Schnur war zerschnitten und nur noch ein Trumm davon hing an einem Knopf! Blitzelement, napolitanisches Gaunergesindel!

Wo ich heute nur meinen guten bayrischen Kopf habe, daß mir so ein Malheur nach dem andern passieren kann!

Ein leichter Windstoß fuhr über den Golf und rempelte die Schiffsflanke an. Die Ankerkette ächzte. Die fünfzehn Minuten Wartezeit sind längst überschritten. Meine Uhr hab' ich noch, Gott sei Dank!

Die Barken schaukelten frisches Reisevolk heran. Wird die Menagerie bald vollzählig sein? Ist doch die reine Arche Noe, so eine internationale Nußschale. Mich verzehrte die Ungeduld.

Ein schmutziger Barkenführer mit einer rechten Brigantenvifage erhob plötzlich, durch ein reiches Trinkgeld stimuliert, einen rauhen Singfang.

„Aber hören Sie doch, mein bester Herr Kommerzienrat,“ brach der blaue sächsische Kreuzifix-Ritter in überströmender Begeisterung los, „diese wunderbaren Stanzas von Ariost oder Tasso!“

„Ja, Stanzas hehehe! Ein schneidiges Schnada- hupfl und eine Maß Münchener wär' mir lieber,“ meckerte der Sichelbeinige grollend.

„Sie scherzen, mein Gutester. Diese Poesie! Denken Sie sich doch verliebte Tritone, die ihren angebeteten Meergöttinnen den Morgengruß auf Muschelhörnern blasen. Denken Sie sich doch“

„Ja, blasen hehehe. Ich bin so frei, mir Verschiedenes auf dieser verfluchten Galeere zu denken. Sprechen Sie mir nur nicht schon wieder von verliebten Truthähnen! Unser verunglücktes Liebesabenteuer von gestern Abend liegt mir noch in allen Gliedern“

„Tritone, nicht Truthähne, Herr Kommerzienrat.“

„Ich versteh' mich nicht auf die welsche Kasstratensprache hehehe.“

„Die Stanzas von Ariost oder Tasso sind entzückend, auch wenn man nichts davon versteht. Der Klang macht die Musik.“

„Lassen Sie mich jetzt mit ihren Stanzas aus!“ polterte der Dickwanst und wackelte davon.

Der Barkenführer sang in der That weder

etwas von Ariost noch von Tasso, sondern kröhle mit seinem vertrackten Schreiorgan einige schlüpfrige Fragmente aus dem napolitanischen Gassenhauer Cicuzza,

„come fu e come non fu“.

Die Römerin wurde unruhig auf ihrem weichen Sitz. Ihr Seidenkleid knisterte. Flugs verschwand das goldgeschchnittene Brevier des Abbate in einer Falte des Priestergewandes. Ein eigentümlich zuckender Augenaufschlag — und der glühende, von verhaltener Sinnenlust blizende Blick des geweihten Gottesmannes verschlang die Huldgestalt an seiner Seite.

Donnerwetter, ja! Dieses Weib lockte anders, als alte Bibelsprüche und geschmackloses Mönchslatein. Das war sprühende Poesie, lebendige Andacht, göttliche Offenbarung, seliges Leben und gnadenreiches Sterben, Auferstehung des Fleisches und jauchzende Himmelfahrt

(In See, Halloh, in See! Du brennst schon wieder, Gregor; zum wievielten Mal heute? Mach' eine Pause und küß' die schöne Margarita, damit du mir nicht noch explodierst, bevor du an die eigentliche Geschichte kommst. Du bist ein mörderisch umständlicher Erzähler, das reine Novellen-Wippchen! S. D.)

Soldy' ein lebendiges Liebesbrevier verdiente allerdings mit aller Kraft Leibes und der Seele Wort für Wort studiert zu werden, meinst du nicht, Pfäfflein?

Aber mir selbst wird so sonderbar, wenn ich dieses Weib mit den Blicken streife. Und wende ich mich ab, so ist mir doch, als Sie ist immer noch tief verschleiert. Schade. Vielleicht hat sie irgend ein häßliches Mal im Gesicht zu verbergen. Es ist wider alle römische Gewohnheit. Oder sie ist auf abenteuerlicher Flucht und will nicht erkannt sein. Hierzulande wimmelt's ja von unternehmungslustigen Weibern, einheimischen und fremden, die auf den großen Verkehrswegen verbotenes Obst einhandeln möchten. Italien ist das Paradies der Sünderinnen. Drum auch für Männer von braver Gesinnung ein muhamedanisches Himmelreich, durch einen Witz der Weltgeschichte geeinigt und regiert von dem galanten Viktor Emanuel Numero Eins. Muhamed war ein großer Weltweiser, und mit seiner fanatischen Haudegennatur verband sich poetischer Tieffinn sondergleichen. Was hat dieser Halbgott für wunderschöne Sachen gedichtet! Unvergeßlich bleiben mir die Sätze, die ich einmal abgeschrieben und in einer faulen Stunde sogar auswendig gelernt:

„Es gibt nur zwei schöne Dinge in der Welt: Frauen und Rosen Wenn ich in Trübsal bin, tröstet mich mein Weib, und wenn ich mich matt fühle, stärke ich mich am Duft der Blumen. Allah sei unendlich gepriesen, daß er diese schönen und guten Dinge geschaffen; sie geben der Seele neue Kräfte, nachdem sie sich müde gerungen im Kampf und Gebet.“

Merkwürdig, daß mir dieses Citat niemals einfallen wollte, wenn ich bei Marianna war. Das hätte sicher eine Brücke der Verständigung gegeben. Recht merkwürdig. In der Nähe dieses entzückenden Weibes schwazte ich offenbar, ich seh' es jetzt leider zu spät ein, immer das unzeitgemäßeste Zeug, und meine Feldmochinger Landschaftslobrednerei stempelte mich zum Mann der verpaßten Gelegenheiten. Ich habe gewiß eine lächerlich verrückte Rolle gespielt

Ein Blumenmädchen kam auf den Dampfer mit einem Körbchen voll frischer roter Rosen. Das muhamedanische Citat, der Anblick der Blumen, die Erinnerung an Marianna, die Nähe der geheimnisvollen Römerin — das alles wirkte zusammen, mich plötzlich einen heroischen Entschluß fassen zu lassen. Ich kaufte sofort die schönste Rose, trat resolut vor die verschleierte Dame hin

und überreichte ihr dieselbe mit einer huldigenden Verbeugung. Sie nimmt die Rose, heftet sie an den Busen und schiebt das Spizentuch über die Stirn zurück

Herr des Himmels!

Beruhige Dich, Hans, es war nicht die Marianna. Es war aber auch eine. Und die andere kommt später nach. So, jetzt habe auch ich den Schleier gelüftet, den ich seither so sorgfältig über meine konfuse Erzählung und noch schrecklich konfusere Stimmung zu breiten suchte. Ich bin ja seit acht Tagen meiner selbst nicht mehr mächtig, wenn ich mich auch noch so sehr abmühe, den Starken zu spielen. Ich habe den Kompaß vollständig verloren. Meine Seele treibt wie ein Wrack auf sturmgepeitschtem, uferlosem Meer. Genug. Ich mache eine Pause — und eine Dummheit. Margarita, wo bist du? Bring' eine frische Flasche zunächst und dann

(Mir steht der Verstand still. S. D.)

* * *

So redselig ich heute bin, so verschwiegen pflegte ich einst zu sein. Hand aufs Herz, mein Better Hans, habe ich Dir jemals auch nur eine Silbe von meinem amorosen Intermezzo ausgeplaudert,

das ich vor drei Jahren während meines römischen Winteraufenthaltes mit der Signora Torelli-Casalina dichtete? Habe ich Dir je . . . Aber wozu frage ich, Du weißt ja doch nichts und müßtest tausendmal nein sagen.'

Sie hat mich in die Geheimnisse der römischen Liebe, ich habe sie in die Geheimnisse der deutschen Poesie eingeweiht. Immer apart. An Bodenstedts „Mirza Schaffy“ — oder schreibt man Schafy? ich weiß es jetzt nicht, habe kein litterarisches Hilfsmittel zur Hand, und es ist in meinem Zustand gewiß verzeihlich, wenn ich mit der orientalischen Orthographie nicht mehr auf dem Laufenden bin, nicht wahr? — habe ich ihr in kurzer Zeit ein sehr respectables Deutsch beigebracht, und zwischen einem Duzend Küsse machten wir oft gleich ein halbes Duzend Verse, nur daß die Küsse unvergleichlich besser gelangen, als die Verse. So eine Römerin hat rasend viel Talent zu allem. Es ist unglaublich. Schließlich machte sie Verse beinahe so fix und so gut wie Bodenstedt selbst. Gerade fällt mir noch so ein poetischer Fetzen von ihr ein

Mit mir spielen lassen,
Wag ich nicht.
Schwören, dich zu hassen,
Wag' ich nicht.

Ob auch nichts mir bliebe,
Klag' ich nicht.
Und ob ich dich liebe,
Sag' ich nicht.

Aber was gehen Dich meine außerbayerischen Liebchaften von Anno dazumal an?

Traust Du mir Eifersucht zu? Thörichte Frage, gelt? Ich hätte diesen Abbate an ihrer Seite erwürgen mögen, siehst Du. Im Grunde mag er ja in diesem besonderen Fall unschuldig sein.

Wo nicht die Erwägungen hoher Kirchenpolitik im entgegenstehenden Sinne entscheiden, sind ja alle Priester die höflichsten Leute von der Welt und lehnen nicht leicht etwas ab. Und käme heute zu einem die Eva, begleitet von der biblischen Schlange, und wäre sie vielleicht auch nicht ganz so schön wie die Sünde oder wie diese Römerin, sondern etwa ein wenig negligiert und unsauber wie leider die meisten italienischen Obstverkäuferinnen, — käme die Eva und spräche: Lieber Bruder im Herrn, ich habe hier schönes, reifes Obst, komm', isß ein saftiges Äpfelchen mit mir! keiner schlüge die unschuldige Bitte ab, wenigstens kein italienischer am wenigsten ein Abbé.

Auf einen Wink der Römerin eilte die Dienerin herbei und brachte in einem gelben Strohkörbchen,

wie sie so zierlich von den Mädchen zu Ischia geflochten werden, allerlei köstliche Früchte Campaniens, die letzten Drangen und die ersten Frühkirfchen, getrocknete Feigen und Rosinen. Mit einer graziösen Handbewegung lud Signora Torrelli-Casalina den Abbate ein, sich doch gefälligst auch eine Frucht gefallen zu lassen.

„Welches Obst lieben Sie am meisten, anmutige Signora?“

„Ich liebe jegliches Obst, Signor Abbate, nur die Feigen sind mir zuwider.“

Ich stand von ferne, die Gruppe mit Othello-Augen beobachtend und jedem Worte lauschend. Jetzt flog ein Blick von ihr zu mir herüber, ein Blick

Das Dampfschiff schaukelte, lichtete aber noch nicht den Anker. Immer neues Volk kletterte aus den Barken die Schiffstreppe hinan. Auf dem Verdeck entstand nach und nach ein enormes Wimmeln und Drängen von Reisenden aus aller Herren Länder. Vorerst hatte ich keine Empfindung mehr für das einzelne Neue; ich fühlte nur summarisch die wachsende Menschenmasse und sah — die Römerin und den Abbate. Deutsche, französische, englische, slavische Laute schlugen im wirren Durcheinander an mein Ohr, aber ich unterschied keinen

Wortfinn; ich hörte nur das römische: „Ich liebe jegliches Obst“ und was folgte, bis ich im Gedränge aus der Hörweite geschoben wurde. — Endlich regte der Dampfer seine eisernen Schwingen und schickte sich an, die glänzend blaue Fläche des Golfes gewaltigen Flügelschlages zu durchmessen. Ich atmete auf. Ich nahm einen Anlauf, aus dem Urwalde des Phantastischen und Erinnerungsweckenden wieder auf die klare Sichtung des — wie sag' ich nur, Wirklichen? nein, denn das Phantastischste war ja in meinem Falle zugleich das Wirklichste! — sagen wir des Gewollt-Nüchternen, des Bewußt-Bernünftigen zurückzukommen. Fort mit dem Gefühlvollen, Empfindsamen! Betrachten wir uns die Welt als Abgeschiedene, als säßen wir, ganz beobachtender Geist, auf einem fremden Stern!

Die Blumenmädchen, die fliegenden Händler, die Korallen- und Lavaschmuck-Krämer, welche mit dem aufdringlichen Angebot ihrer Ausschußwaaren die Reisenden bis auf das Dampfschiff verfolgt und dort noch manchen Soldo und manche Lira sich erschachert hatten, eilten jetzt vom Schiff herabzukommen. Dem Kommerzienrat suchte ein solcher Schlingel noch in der letzten Minute einen zweifelhaften Korallenschmuck um einen närrisch hohen

Preis anzuhängen. Blunzenmeier machte nur abwehrende Grimassen, ohne ein Wort zu sagen.

„Aber, Signor, nehmt doch dieses Armband, euer Liebchen daheim damit zu schmücken. Der Preis ruiniert mich freilich; jedoch was thut man nicht einem so schönen und vornehmen Herrn zu lieb! Übrigens ist es bekannt, so billig wie bei mir kauft man in keinem Magazin Neapels, in keinem Magazin der Welt. Ich heiße Pasquale, Herr, Pasquale Caniglia. Alle Fremden kennen mich. Nehmen Sie, nehmen Sie! Prendete, Signor, prendete!“

Der Kommerzienrat, ein harter, verstockter Sünder, war nicht zu rühren. Er nahm nichts. Mit der theatralischen Miene des Verkannten und Verzweifelnden kramte der Händler seine Siebensachen wieder in sein Kästchen.

In seinem Innern sagte er sich mit einem Fluch: „Keine Möglichkeit mehr, diese reichen, fremden Hunde ordentlich anzuschmieren; sie sind schon zu sehr gewizigt durch die venezianische und römische Konkurrenz, bevor sie nach Neapel kommen; sie kennen den Schwindel! Der Teufel hole meine Seele, was für eine erbärmliche Zeit! Das kommt vom einigen Italien, das hat man vom Patriotismus!“

Die gutgespielte kummervolle Miene des Händlers bekümmerte wahrhaftig die sächsische Seele des blauen Kreuzifix-Ritters. Er fühlte ein menschliches Rühren mit dem inferioren armen Kollegen. Ihn zu trösten, kaufte er zu einem schon erworbenen Totenköpfchen aus weißer Koralle noch ein Hörnchen aus roter Koralle, wie es die Neapolitaner zur Abweh rung des bösen Blickes, des mal'occhio, zu tragen pflegen am Charivari der Uhrkette. In etwas brüchigem, dresdnerisch ausgesprochenem Italienisch adressierte er nach vollendetem Geschäft die teilnahmevolle Frage an den kaum sechzehnjährigen Händler: „Hast du auch ein Liebchen?“

„Ja, Herr.“

„Und wie ist sein Name?“

„Graziella Flautino!“ antwortete der neapolitanische Schuft, mit vergnügter Miene und dem Bewußtsein, doch einen dummen Fremdling, der sich über den Löffel barbieren ließ, gefunden zu haben, die Schiffstreppe hinab in die Barke springend.

„Welche Romantik!“ schmunzelte der gefühlvolle Sachse dem Kommerzienrat zu, indem er das rote Hörnchen an seiner Uhrkette befestigte. Das Schätzchen dieses Schlingels heißt, wie ich schlau herausgehört habe, Graziella Flautino,

was, in unser geliebtes Deutsch übertragen, etwa sagen würde: Anmut Flötchen, also das anmutige Flötchen. Welche Poesie in diesem Namen!"

"Mir ist jedes andere Blasinstrument ebenso sehr oder ebenso wenig poetisch wie das Flötchen," meckerte der verstimmte Kommerzienrat.

"Aber wozu reisen Sie dann in Italien, bester Herr, wenn Sie jeder Poesie grundsätzlich aus dem Wege gehen wollen? Ich bitte Sie!"

"Wozu? Das habe ich mich in diesem Augenblick selbst gefragt hehehe."

Im Fluge ließen wir den Strand von Santa Lucia hinter uns. Die vorwärtsdrängende Bewegung that mir unendlich wohl. Und wie der Kiel in die spiegelglatte blaue Wasserfläche schnitt, und wie das knisterte und sprühte und piff und rauschte, und immer so gradaus in die frische Frühluft hinein, die einen an Haar und Bart zauste, den Hut lüpfte und in jede Brustfalte kroch und den Leib wie mit unsichtbarer Hand streichelte und drückte und die Umrisse betastete und abfühlte wie ein Blinder eine Statue, und sich dann hinaufschwang und in die große Tricolore hockte und da drin sich blähte und zischte und mit den Zipfeln flatschte, das war alles so wunderschön, Hans, und erinnerte mich so eigen an die

Stimmung unserer unvergeßlichen Fahrten auf dem Starnbergersee. Weißt Du, damals, als die Berge von der Zugspitze bis hinüber zum Wendelstein schon alle im Schnee lagen, in dem jovialen Augustschnee, an den kein Mensch glauben kann und die Berge selber nicht, und der ganze winterliche Aufputz nur ein atmosphärischer Scherz ist, derweil rings um den See der Sommer noch grün auf den Wiesen und Wäldern liegt und mit der Sonne lacht und mit den Vögeln singt und die Lerchen in den Himmel steigen läßt und soviel lieben Unsinns treibt, daß die ernstesten Menschen leichtsinniges Zeug reden und die traurigsten Herzen heimlich frohlocken. Weißt Du, Hans, wie schön das war? Weißt Du noch? Und dann gingen wir wieder heim in unser trautes München, und Du lebstest so klar und ruhig dahin und gingst mit dem festen, gleichmäßigen Heldenritt des jungen Soldaten, der zum Siege in das Feld rückt, Deinen Studien nach, und Dein Geist war sonnig und Dein Gemüt so warm, und ob draußen der Winter in Schnee und Eis starrete, in Dir blühte der Frühling fort und die Sommerfluren Deiner Kunst standen in goldiger Pracht und reiften der gesegneten Ernte entgegen. Während ich Ach, Du weißt es ja.

Ihre Augen, ihre schrecklich schönen Schicksals-
augen machten mich wieder zum Narren und zogen
mich mit ihrem unwiderstehlichen Zauber aus meiner
stillen Arbeitsklausel, aus meiner ländlich heimlichen
Verborgenheit, aus der seligen Haft meiner besten
Vorsätze.

Buße wollt' ich thun und schweigen,
Fest verschließen alle Bronnen,
D'raus die unheilvollen Wonnen
In mein sorglos Herze steigen,
Wenn sich hold mir Sterne neigen.

Aber ihrer Augen Sterne
Bligten in mein friedsam Dunkel
Gleich des Sirius Gesunkel
Jäh'n Glanz, den ich so gerne
Wünscht' in welkenweite Ferne.

Sah ich sie, so fühl't ich wieder
All' die unsagbaren Schauer,
All' die selig-herbe Trauer
Riesel'n auf die Seele nieder,
Bebend ziehn durch meine Glieder.

All' die frommen Bußgedanken,
Der Entfagung stille Weihen,
Wilden Sünden mild' Verzeihen,
D'ran sich Ruh' und Friede ranken,
Schwinden hin in feigem Schwanken.

Und die alten Bronnen rauschen
Neue Lieb' und neues Leiden —
Sag', warum kann ich's nicht meiden,
Süßer Thorheit Sang zu lauschen,
Ewig Schmerz um Schmerz zu tauschen?!

Immer flatterten meine Gedanken wieder zurück in die Vergangenheit, in die Heimat, während der Dampfer in stolzen Rhythmen vorwärts eilte, seine gerade Wasserfurche ziehend. Weit lag die Küste hinter uns. Wir hatten die Höhe des Golfes gewonnen, und der napolitanische Strand lag in seiner ganzen Herrlichkeit ausgebreitet. Rückschauend, konnte man mit einem einzigen Blick die großartige Linie umspannen von der äußersten Spitze des Posilippos bis zur Marinella, wo der langhinstreckte rote Ziegelbau der „Granili“, der ehemaligen Riesenofenkammern, die eigentliche Stadtgrenze gegen die im ununterbrochenen Häuserzug folgenden Orte Portici und Resina markiert. Wie aus süßem Traume erwachend, wickeln sich die Inseln und Ufergelände aus dem silbernen Dunstschleier, den die Maiennacht über sie gesponnen.

Der Aufbau Neapels im Mittelpunkt ist, von dieser Entfernung aus gesehen, wirklich prächtig: über den wuchtigen Häusermassen von Santa Lucia

mit dem Kastell und den neuen Quai- und Palastbauten zur Linken und dem breit hingelagerten Königsschloß mit dem anschließenden Arsenal und Kriegshafen zur Rechten erhebt sich der brillante Straßenring des Corso Vittorio Emanuele, darüber das weiß schimmernde Kloster San Martino, darüber das graue Kastell Sant Elmo, zur Linken, aber perspektivisch zurücktretend, wiederum überragt von den bewaldeten Höhen mit dem Turm und Kloster von Camaldoli, darüber endlich das leuchtende Aurgewölbe und davor hingelegt der Riesenspiegel des blauen Golfes. Die kräftigen Tinten der frühlingfrischen Vegetation des Posilippos mit seinen Pinien und Cypressen und Palmen harmonieren sehr hübsch mit den leichten Farben, meist Blaugelb und Rosa, der koketten Landhäuser, die aus dem Pflanzengrün der Abhänge auftauchen oder am Fuße derselben sich in den Fluten spiegeln.

Ich kann mir jedoch nicht helfen: das Ganze erinnert zu sehr an die Feerie-Effekte der großen Oper, es haftet ihm etwas Theatralisches an, und wer im fürchterlichen Staub der Straßen, im Schmutz der Stadt und im Wohnungselend der dort hausenden hunderttausend verwahrlosten Menschen sich etwas gründlicher umgethan und für die empfangenen abscheulichen Eindrücke ein gutes

Gedächtniß bewahrt hat, der sieht eben nicht bloß den Beleuchtungszauber der Kulissen, sondern auch deren miserable Rehrseite mit dem ganzen ekelhaften Drum und Dran.

Im Norden ist das doch ganz anders. Die nordische Schönheit ist keine so bestechende; sie ist bei weitem schlichter, und selbst in ihren grandiosen Stadt- und Landschaftsbildern läßt sie sich bescheidener an. Dafür bleibt aber der Genuß reiner und wird nicht getrübt durch jene peinlichen Enttäuschungen, auf die das scharfe Auge, der analytische Verstand, das fühlende Herz im Süden auf Schritt und Tritt sich gefaßt machen müssen. Dem riesigsten Kunstenthusiasten würde die wonnevollste Beethovensche Symphonie zum zweifelhaften Vergnügen werden, wenn man ihm sagte: Nun, Glücklicher, schwelge, aber wo der Schmauß am süßesten, mußt du dir zugleich ein paar Ohrfeigen gefallen lassen. Der Genußrausch müßte schon ein unmenschlicher sein, wenn ihn die unvermeidlichen Ohrfeigen nicht sehr unangenehm unterbrechen sollten.

(Sag' einmal, Gregor, ist die interessante Römerin inzwischen mit ihrem Abbate vom Schiff verduftet? Und die übrigen Passagiere? Es wird plötzlich so unheimlich still auf deinem Fahrzeug.

Bemerkst du nichts davon? Deine ganze Fahrt ist doch nicht etwa ein Walpurgisnacht-Spuk? Oder ist dein Dampfer mit deinem „In See, Halloh, in See!“ am Ende gar ein Geisterschiff nach dem gespenstischen Muster des fliegenden Holländers? Weißt, für einen Naturalisten deines Kalibers wär's doch ein Skandal, wenn er sich so foppen ließe oder wenn er gar uns foppen wollte. Halt' zu Gnaden, es ist nur meine unmaßgebliche Privatmeinung! (S. D.)

Auch die Inselgruppen, welche den Golf von Bajä umlagern und jetzt in immer schärferen Umrissen hervortreten, zeigen hinreißend schöne, elegante Konturen. Auf breiter, bequemer Basis ruht die obst- und weinreiche Insel Ischia mit dem freundlichen Kranz malerischer Städtchen und Villen neben dem schmalen, langhingestreckten Procida, und über dem Kap Misenum reckt sich im duffigen Hintergrunde der Berg Epomeo in die lichte Himmelsbläue. Gen Osten grüßt unser Auge — hätt' mir der verdammte napolitanische Lump nur mein Taschenperspektiv nicht gestohlen! — das dampfende Haupt des Vesuv's, dem die schneeigen Abruzzenberge feierlich den Rücken zu decken scheinen wie eine Nobelgarde in weißen Hermelinmänteln. Aber gerade der Blick auf den

Bejw raubt uns die letzte Illusion und zeigt uns die ganze Schönheit dieser südlichen Landschaft in ihrem wahren Licht: Verlogenheit und Perfidie und komödiantische Grimassenschneiderei!

Was steckt hinter all der stolzen, so reklamenhaft klassisch genannten Ruhe des so fein umrissenen und kolorierten Bildes? Nichts als lauende Speiteufelei, höllische Stänkerei und vulkanische Zerstörungswut. Kein Atom von natürlicher Ehrlichkeit und vornehmer Kurage. Gewiß, auch die Leidenschaft hat ihre Schönheit, auch die Schlechtigkeit hat ihre Poesie, aber nur im Höhepunkt der Entladung, im Zustand der Eruption, nicht im jesuitischen Versteckspiel. Aber zwischen einer Krisis und der andern Liebkindchen zu machen, bis die Bestialität wieder hinlänglich zu Kraft gekommen, und dann mit wütender Weißerei loszufahren, das ist ein Schauspiel für Teufel. Je mehr ich darüber nachdenke, desto scheußlicher kommt mir diese vielgefeierte vulkanische Natur vor. Die Königin unter den Landschaften wäre dieser napolitanische Golf? Jawohl, eine saubere Königin! Unter ihrer glänzenden Krone hat sie den Kopfgrind und Myriaden Läuse und unter ihrem diamantengestickten Mantel den Ausatz und mitten in der prunkvollsten und zeremoniellsten Audienz stürzt sie hin und

bekommt epileptische Krämpfe. Das ist ja um verrückt zu werden!

(Ich bemerke, daß ich hinfort nichts mehr zu bemerken habe. S. D.)

Und nun wäre ich gerade in der erforderlichen Stimmung, um vor die Römerin hinzutreten und also zu ihr zu sprechen:

„O Signora Torrelli=Casalina! Bergötterte Schönheit! Mätresse! Dein Mund ist liebenswürdig und ekelhaft. Deine Lippen sind ein Rosenbusch, blühend von giftigen Küssen. Jedes deiner Worte ist eine Seligkeit und eine Lüge. Du hast die zaubermächtigen Augen der Melusine und den Blick des Basilisken. Dein Leib hat die Schönheit der Schlange und deine Seele ihre Falschheit. Dein Vater war der Himmel und deine Mutter die Hölle, und aus ihrer sträflichen Umarmung in einer klaren Mondscheinnacht mit Aschen- und Schwefelregen bist du hervorgegangen, eine faszinierende Spottgeburt. Sei was du willst und wie du willst: öffne deine Arme, drück' mich an deine Brust und küsse mich! Dein verruchter Leib sei mein seliges Grab, darein ich mich betten will und schlafen bis zum jüngsten Tag! Küsse mich, hörst du?“

Und nachdem ich also im Geiste gesprochen

und dabei die Augen geschlossen hatte, mit beiden Händen mich fest an die Balustrade des Verdecks klammernd, fühlte ich es plötzlich wie einen elektrischen Schlag meinen Körper durchzucken. Eine feine, wollüstig heiße Hand hatte sich auf die meinige gelegt und . . . wie ich erschreckt umschnelle, stehe ich Aug' in Auge ihr gegenüber. Ihr!

Und von ihren Lippen strömt es wie Ambrosiaduft und jedes ihrer Worte ist paradiesischer Wohlklang: „Mein süßer Freund, dir scheint nicht wohl zu sein? Und wenn mir dieses wie vom Himmel gefallene Wiederbegegnen sagt, wie sehr ich dich einst liebte und noch liebe, zürnst du mir?“

Ich stand starr wie ein Heiliger, der eine Stimme göttlicher Offenbarung vernimmt. Und als ob ihr die Prosa zu unedel wäre, ging ihre Sprache in die Formen der Poesie über, und wie einst in unsern römischen Liebesnächten improvisierte sie:

„Wohl Jahre sind vergangen,
Wie ist es möglich doch,
Daß deine heißen Küsse
Ich fühlte stündlich noch?

Bist falsch von mir gewichen,
Wie konnt' es doch gesch'hn,

Daß ich dich jah noch immer
So freundlich vor mir stehn?

Ich konnte dich nicht halten
Und durfte dir nichts sein,
Und doch — mein höchstes Lieben,
Mein ganzes Herz blieb dein!“

Der Abbate war herangeschlichen. Sie drückte mir eine Karte in die Hand mit einem fragenden Blick, ich nickte unterthänig — und wieder war sie davon und an der Seite des Gottesmannes am andern Ende des Berdecks, ohne daß ich Zeit gefunden hätte, auch nur ein einziges Wort herauszubringen. Ich hätte den ganzen, blitzschnell abgepielten Vorgang für eine Sinnestäuschung, für eine Halluzination, kurz für alles mögliche und unmögliche gehalten, nur nicht für eine Wirklichkeit, wenn mich die Karte in meiner Hand nicht jedweden Zweifels überhoben hätte. Das war eine wirkliche, materielle Visitenkarte und kein Blendwerk der Phantasie. Die eine Seite zeigte den lithographierten Namen und die Adresse der Römerin — Signora Olimpia Torrelli-Casalina, Straße der unbefleckten Empfängnis Nr. 14 — und die andere Seite die mit Bleistift gefritzelten Worte: Morgen Abend, wenn die Sonne ins Meer sinkt, in der blauen Grotte in Capri

— unfehlbar! Das Wort „unfehlbar“ war dreimal unterstrichen.

*

*

*

Also wieder einmal die Hand des Verhängnisses, die mir das Was, Wo, Wie des nächsten Tages vor die Nase hinschrieb. Gut. Hat auch sein bequemes. Wer nicht gleich bei seiner Geburt eine ganz detaillierte Gebrauchsanweisung zu dem verdächtig unergründlichen Geschenk des Erdenlebens mitbekommen hat, ist oft in erstaunlichen Nöten und Verlegenheiten, was er damit anfangen soll, um eine einigermaßen anständige Figur neben den andern Lebenskünstlern zu machen. Da schreien die Menschen Ach und Weh über die Selbstmörder. Die thun sich leicht! So ein armer Kerl hat einfach seine Lebensgebrauchsanweisung verloren und kennt sich mit seinem eigenen bischen Kopf nicht mehr aus; oder es stehen kostspielige Dinge auf seiner Anweisung, und er findet die Mittel nicht, sie auszuführen. Eine höchst fatale Situation für einen, der nichts mehr als seine Ehre im Leibe und in der Tasche hat! Was thut er? Das Zunächstliegende: er geht dahin, woher er gekommen, um sich die vorenthaltene oder die verlorene Gebrauchsanweisung zu holen

oder sich einige Aufklärungen oder die fehlenden Mittel zu erbitten. Er macht sich also gewissenhaft und schleunigst auf den Rückweg. Er hat sich umgebracht! schreien und richten die andern, denen nichts abgeht, oder die den Abgang nicht spüren oder sich leichtsinnigerweise nichts daraus machen und die Geschichte ruhig abwarten. Er hat sich umgebracht! Wie hätte er's denn machen sollen, um den Weg ins Vorleben zu finden? Und nun bleibt er aus und kommt nimmer zurück. Ist das seine Schuld? Oder wenn er in anderer Gestalt kommt und ihr erkennt ihn nicht wieder? Wißt ihr denn alles, seht ihr denn alles, durchschaut ihr denn alles, ihr Übergescheiten, ihr Übersichtigen, ihr Überzufriedenen, ihr Urteilsfertigen? Inzwischen bemächtigt ihr euch seiner irdischen Hülle, die er zurückgelassen, weil er sie auf dem schauerlich engen und beschwerlichen Weg, den er gegangen, nicht mitnehmen konnte, und ihr scharrt sie ein wie den Kadaver eines Hundes an ungeweihter, verrufener Stätte ohne Sang und Klang. Freilich, das ist euer Recht. Er ist ja nicht da, Einspruch zu erheben. Die arme Seele hat Wichtigeres zu thun, wovon ihr nicht einmal eine blasse Ahnung habt. Und wenn ihr ihn dann eingescharrt und verdammt habt, so hockt ihr euch wieder fromm

vergnügt zusammen und stärkt euch im Glauben an die Unsterblichkeit der Seelen und ein ewiges Leben, Amen.

Sei ruhig, seliger Geist meiner Großmutter! Meine feurige Seele küßt deinen lieben, alten, bleichen Schatten. Es thut nichts, daß dein Enkel nicht einmal die Stelle weiß, wo sie deinen armen geringen Leib eingescharrt in der schönen deutschen Heimat

Jetzt will ich mir zur Kurzweil die Schiffsgesellschaft ein wenig genauer ansehen. Auf Reisen muß man vorlieb nehmen mit allem, was der Zufall bietet.

Breitspurige Engländer mit schmalen, rotblonden Köpfen, fatten, gottseligen, zuweilen auch knurrigen Physiognomien, nihilistische Rubel stark abgegriffenen Gepräges; Dollarsäcke aus dem Lande der Freiheit, das „bewohnt von Gleichheitsflegeln“, wie ein wissender Dichter versichert; blasirte und exaltierte Franzosen, Revancherepulfaner und sanfte Legitimisten; stramme Landwehrmänner, schnoddrige und feingehaltene Berliner, sentimentale Sachsen und allerlei Bayern; der dicke Handlanger des „Zauberers von Rom“, ein Hexkaplan und der unqualifizierbare Abbate; die dünne, selbständige rationalistische Gouvernante, die in Sprachen, Musik, Handarbeiten und künstlerischen Bagatellsachen unterrichtet und

meistens aus der Schweiz stammt, wo sie neben Uhren, Schnitzereien, Alpenkräuterbitter, Käsen und verbotenen sozialistischen Druckschriften und anderen humanitären Fabrikaten einen bedeutenden Ausfuhrartikel bildet; eine deutsche Schriftstellerin, die einem Roman, eine Malerin, die klassischen Motiven nachjagt; ein halbes Duzend Archäologen; diverse Bummler ohne sichere Standesabzeichen; eine achtungsgebietende Brunnhilde, entstellt durch einen Zwicker auf der Nase; eine englische Traktätschen-Verschleißerin; eine Pariser Kokotte vom Orden der männermordenden Schwestern; Neapolitaner, Römer, Juden, Heiden, Freimaurer, Pilger und andere alte Weiber, gehirnerweichte Künstler und andere Kinder; Lebendige, Halbtote, Vierteltote, Ganztote, Gespenster in verschiedenen Schattierungen, eine Katze, diverse Affen, ungelehrte Flöhe und sonstige Blutsauger. Die nordische Menschenflora ist besonders reich vertreten. Neben imponierenden Eichen kümmerliche Birken, neben stolzen Fichten kriechendes Schlinggewächs, neben gelehrten Schwämmen poetische Kräuter.

Die Brünnette mit dem Stumpfnäschen und den weltklugen, heißen Augen mag eine Polin und der ältliche, welke Herr mit dem Mumien-
gesicht und den Brillantknöpfen der hochzeit-

reisende Gemahl sein. Armer, alter Ehefex! Ich beneide dich nicht um den Totentanz der Flitterwochen. Hast ihr übrigens Geschmack an der Hochzeitsreise beigebracht, der polnischen Ehehälfte! Warum versteift sich der Sprachgebrauch auf Hälfte! Sind nicht Fälle nachweisbar, wo das Weib Eheviertel, Ehedreiviertel, Eheneunundneunzighundertel und der Mann oft gar nichts bedeutet?

„Ach,“ lassen die fliegenden Blätter eine Flitterwöchnerin von der riskierten Sorte dieser Polin seufzen, „die Hochzeitsreise ist so schön, daß ich im nächsten Jahr wieder eine machen möchte!“

Der Franzose dort, Ehrenlegionär nach der Aussage des errötenden Knopflochs, das einzige, was in vielen Fällen an solchen Helden noch zu erröten vermag — reist mit der übermütigen Boulevardmodefigurantin an seiner Seite offenbar nur zum zärtlichen Kurgebrauch. Eine Reise ohne Mätresse wäre nicht chic und ganz und gar anormal.

Dialog zwischen Monsieur und dem Hausarzt vor Beginn der Saison:

„Lieber Doktor, welche Kur empfehlen Sie mir?“

„Schwefelhaltige Blondine.“

„Heiße oder kalte Quelle?“

„Elsässerin.“

„Temperatur?“

„Mai am Golf von Neapel, Nächte in Sorrent.“

„Einverstanden. Danke, Doktor! Bringen Sie meiner Frau die geeignete Überzeugung bei! Famos!“

„Madame muß in die Pyrenäen.“

„Bravo.“

Und der Monsieur segelt mit der schwefelhaltigen Blondine, der boulevardisierten Elsässerin, nach Sorrent, Madame trifft indessen den Cousin in den Pyrenäen.

Merkwürdig, Paris, das so viele Deutschtümler verrückt macht, hat mich noch nie gelockt. Ich fühle nicht das geringste Verlangen, es zu sehen. Wird mir schon Italien täglich zweifelhafter, wie groß würde erst meine Enttäuschung in Frankreich sein! Das Gute und Originelle, was die Franzosen heute noch in der Malerei, Schriftstellerei, Musik, Industrie und Mode hervorzubringen vermögen, werfen sie ja mit solchem Geschrei auf den Weltmarkt und schleppen es in die Ausstellungen und stopfen die Magazine ihrer gefälligen Handlanger in allen fünf Erdteilen damit voll und drängen sich in allen Schaufenstern vor, daß man sich den Weg in ihr Land und ihre Werkstätten

füglich sparen kann. Was lagern sie nur alles in unserem guten patriotischen München ab! In den Kunst-, Buch- und Modeläden ersten und zweiten Rangs herrschen die Franzosen, als ob sie hier zu Hause wären! Es ist schmachvoll. Und erst in unsern Opern- und Schauspielhäusern, welch' eine demütigende Franzöferei! Das muß einem schließlich zum Hals herauswachsen. Freilich, die Franzosen üben im Kampfe um das Dasein, um Reichthum, Macht und Ansehen ein natürliches Recht aus; zu tadeln sind nur die deutschen Hundsfötter, die in dem nämlichen Augenblick nach „Schutz der nationalen Arbeit“ winseln und den Ausländern die Hände unter die Füße breiten, um ihnen den Einzug ins Land bequem zu machen.

Doch ich schwaze daher wie ein Auerbachscher Romanheld, der von Gedanken plagt. O, ich weiß wohl, warum mein armer Kopf heute nicht bei der Stange bleiben will, warum er diese Extraspüringe nach links und rechts, nach vorn und hinten macht. Er will den letzten Rest der Zeit und Freiheit noch genießen, bevor er sein Testament macht. Bald wird ein langes Schweigen folgen
Bestelle dein Haus! Hab' ich denn ein Haus? Besitze ich denn mehr, als meine zwei Beine tragen? Du hast eine Welt in deinem

Pinself und auf deiner Palette breitet sich ein Univerſum aus! raunt mir der Kunſtgeiſt zu. Diddel-dumdei! Sei ſtill, Verführer!

Olimpia? wo iſt Olimpia? Ich ſpähte auf dem Verdeck umher. Verſchwunden. Sie wird mit dem Abbate in die Kajüte hinabgeſtiegen ſein, um dort der Andacht zu pflegen und ſich auf unſer letztes Stündlein in der blauen Grotte vorzubereiten.

„Morgen Abend, wenn die Sonne ins Meer ſinkt.“ Hier ſtehts auf der Karte. Ich hab's nun zehnmal geſehen. Ihr Wille geſchehe! Es ſoll für mich ihr letzter ſein.

„Frühling waltete rings, im Frühling prangte der Erdkreis.“

Zeit und Ort ſind gut gewählt. Die Römerinnen verleugnen nie künſtleriſches Feingefühl. Immer großartig in der Inſzenierung ſelbſt des Nichtsnuzigſten.

Ich näherte mich einer Gruppe, wo lebhaft deutſch konverſiert wurde; fünf ernſthafte Männer, alle mit gelehrten Brillen — die ja unzertrennliches Requiſit deutſcher Denkerſchädel! — kolleſgialiſch auf einer Bank in möglichſt ungraziöſer Haltung zuſammenhockend.

„Die Sonne Homers, siehe, sie strahlet auch uns!“

zitierte der eine vergnügt und lüftete den umfangreichen Schlapphut à la Felix Dahn, und mit der homerischen Sonne um die Wette erstrahlte der Vollmond der deutschen Glaxe. Es waren offenbar Philologen aus dem Norden unseres großen Vaterlandes. Ihre Blicke waren so selbstversunken nach Innen gekehrt, als ob sie in Gedanken nachschlügen in den alten Folianten und Schweinslederbänden daheim in der dumpfen Studierstube, ob sich in der Szenerie des Golfes alles richtig verhalte laut Strabo und Plinius und andern des Schreibens beflissenen und in Lokalsachen meist zuverlässigen Männern der klassischen Zeit. Und dann lasen und kommentierten sie wieder mit akademischer Gründlichkeit die modernen Klassiker der reisenden Welt und studierten die Wirtshauspreise und wo sich's am billigsten logieren lasse in Capri und Pompeji — in welchem Punkt natürlich Bäderer und Gsell-Fels beschlagener sind, als alle Alten.

Jetzt drängte sich die Polin vorüber. Ihr Kleid blieb hängen und ein Stückchen Wade wurde sichtbar. Das gelehrte Kollegium schlug die Augen auf und nieder und wieder auf à tempo, wie von einer gemeinsamen Springfeder im Sehmehani-

muß bewegt. Das Stückchen Wade war phänomenal. Alle waren sprachlos. Der Jüngste fand zuerst die Kraft der Rede wieder und sich zum Ohre des Nachbarn neigend, begann er zu dozieren: Wie die Forscher aus dem einzigen Kieferknochen eines Urweltviehs das ganze Tier rekonstruieren, so müßte man auch aus der Wade das ganze Frauenbild, wenigstens das Gerüst des Leibes erraten können

Die gelehrten Häuser schüttelten sich vor Lachen und waren sehr glücklich.

Ich fühlte ein Zupfen an meinem Rockzipfel. Donnerwetter, sollte — — Ich fahre blitzschnell mit der Hand in die klaffende Rocktasche und richtig, ich erwische eine fremde Hand unterwegs. Zu komisch! Die fremde Hand gehörte der Engländerin, die mich mit bittender Miene angrinst. Die bekehrungseifrige Insulanerin hatte ein Missionstraktätchen in meine offene Rocktasche zu schieben versucht. Es handelte sich diesmal nicht um einen gottlosen Raub, sondern um ein frommes Geschenk. Ich beobachtete, daß die freigebige Person dieses Manöver an verschiedenen Reisenden mit Erfolg durchgeführt hatte. Aus mehreren Rocktaschen sah ich die englischen Traktätchen herausgucken, und die In-

haber hatten die protestantische Schenkung noch gar nicht bemerkt.

Olimpia war noch immer unsichtbar. Vielleicht hatte sie auch schon ihr Traktätchen.

Endlich näherten wir uns Sorrento. Das Meer atmete tiefer und frischer. Ein starker, penetranter Salz- und Algengeruch ging durch die Luft und kitzelte den Gaumen der Landratten. Wer ist seetüchtig? Erregter wird der Wind, herzhafter das Wellenspiel. Weiße Sonnenlichter hüpfen auf der gekräuselten blauen Wasserfläche.

Einige überlaute französische und italienische Schwäher sind stille, bleiche Gesellen geworden. Sie schleichen um die Ecke, neigen sich über die Brüstung und machen verdächtige Gestikulationen. Die Seekrankheit bietet ein widerliches Schauspiel.

Ich verspürte Hunger und noch mehr Durst und suchte das Buffet auf. Der Kommerzienrat, sein blauer Ritter und ein dritter Landsmann saßen bei der soundsovielten Flasche Lacrimae Christi. Bier war nicht zu haben, außer einem dicken englischen Gebräu, das natürlich durch keine brave bayerische Kehle, welche die heimatische Biertradition respektiert, zu bringen ist. Also lieber italienischen Wein. In der durstigen Not

würde sogar der Teufel zu „Christusthränen“ seine Zuflucht nehmen.

Ich that wie der Kommerzienrat und erwarb mir eine Flasche *Lacrimae Christi*, trotz des elegischen Namens ein starker Saft. Er hatte auf das zechende Kleeblatt bereits seine Wirkung geübt.

„Reich’ mir das Thränenfläschchen, das *La-la-lacrima-to-torium!*“ hauchte der Eine.

„Wie wäre ohne diese Thränen das Dasein *la-la-lac-lacrimabel!*“ lallte der andere.

Dann war es mit ihrem fragwürdigen Latein und Wiß zu Ende. Sie sanken neben einer riesigen alten Schachtel am Schenktisch nieder.

Olimpia fand ich auch hier nicht, den Abbate ebensowenig. Sonderbar. Mein Durst war brennend. Eine zweite Flasche!

Die Nähe Sorrentos lenkte meine Gedanken auf Tasso und sein bejammernswertes Geschick. Das Gebäude, welches für Tassos Geburtshaus gehalten wird, lag vor mir auf der hochragenden, steil ins Meer abfallenden Felswand. Ein Engländer — Sorrento wäre ja wohl himmlisch, wenn es nicht so verdammt englisch wäre! — hat die Ruine zu einem stattlichen Gasthof ausgebaut. Hier wurde der unglückliche und nächst Dante nervöseste Dichter des italienischen Olymps vor mehr als

dreihundert Jahren geboren. In Prosa und Versen haben die Nachgeborenen den unglücklichen Poeten zum Mittelpunkt sentimentalere Verherrlichungs-Schöpfungen gemacht, und die Malerei hat sich wiederholt seines Lebens bemächtigt. An die Schmerzengewalt des Lieder, das ihm der gleich geniale und gleich unglückliche Leopardi gesungen, reicht bis jetzt nichts anderes hinan. Ich weiß leider nur den Anfang auswendig.

„Es ward uns dein erhabner Geist beschieden,
Torquato! doch beschieden
Dir selbst war nur der Schmerz zum Angebinde.
Du Armster! Ach, es gab dir nicht den Frieden
Dein eignes Lied — — —
Und unsres Lebens lieblichste Bethörung,
Die Liebe, wach von dir — — —“

Schade, daß ich's nicht weiter weiß.

Seine Dichtungen, besonders sein „Befreites Jerusalem“ sind mir nicht sympathisch. Es ist zu wenig Natur und zu viel Beredsamkeit darin. Dafür ergreift mich sein Leben um so tiefer; ist es doch selbst ein heroisches Poem, in welchem sich gewisse mysteriöse und fabelhafte Züge mit den vom Wahnsinn verwirrten und umnachteten Schicksalspfaden einer hohen Künstlerseele verweben. Das schneidet ins Herz.

Ich kann den Blick nicht vom Tassohause wenden, ohne jener erschütternden Szene zu gedenken, wo Torquato nach seiner Flucht von Ferrara als elender Hirte verkleidet, irre an sich und an Gott und Welt, verzweifelnd an Glück und Stern, in die Heimat zu seiner Schwester Kornelia die Schritte lenkt:

„Wo wohnt Kornelia? Zeigt mir es an!
Kornelia Serjale? — Freundlich deutet
Mir eine Spinnerin die Straße, sie
Bezeichnet mir das Haus“

Eingetreten in das Haus, fand er die Schwester umgeben von ihren Dienerinnen; denn sie war jetzt Wittwe. Ihre Kinder waren in diesem Augenblick nicht anwesend. Er stellte sich als ein Bote vor, beauftragt, ihr Briefe und Nachrichten von ihrem Bruder Torquato zu überbringen. Hastig erbrach Kornelia die Briefe, welche meldeten, daß Torquatos Leben in äußerster Gefahr schwebte, falls nicht der Beistand der Schwester, von welcher er dringend nötige Empfehlungsschreiben erbitte, ihn rettete. Bezüglich genauerer Nachrichten verweise er die Schwester auf die Mittheilungen des Boten. Nachdem die bestürzte und vor Schrecken bleiche Kornelia dem verkleideten, mit Schweiß und Staub bedeckten Hirten einige Erfrischungen hatte reichen

lassen, erbat sie sich von ihm die im Briefe versprochenen näheren Erklärungen. Tasso, die Gefahren, denen er sich ausgesetzt glaubte, übertreibend, erzählte in pathetischen Ausdrücken eine Geschichte so voller Wahrscheinlichkeit, daß die Schwester aus Angst und zärtlicher Besorgniß um den Bruder in Ohnmacht fiel. Überzeugt von der Liebe seiner Schwester und seine Verstellung, durch die er Kornelia so gefährlich geängstigt, sich selbst zum Vorwurf machend, wandte er die besten Worte zu ihrer Beruhigung auf und schloß endlich damit, sich ihr zu erkennen zu geben

Brave Kornelia! Welch einen Schatz von Liebe und Treue umschließt doch solch ein Schwesterherz! Sagt was ihr wollt, Mutter- und Schwestergüte hat nicht ihresgleichen in der Welt und keine Gattin, keine Geliebte ist ihnen darin gleich zu achten. Hier ist ein Heiligtum aufgerichtet; knieet nieder und betet an, weß Glaubens oder Unglaubens ihr auch sonst seid! Hier ist Ablass für jede Irrung, Heiligung für jede Sünde, nur für eine nicht — Lieblosigkeit gegen die eigene Familie. Ach, Mütterchen, ach Schwesterchen, lebtet ihr mir noch, wie viel fester, reiner, getrösteter stünd' ich da!.

Jetzt hielt das Schiff. Der plötzliche Ruck rüttelte mich aus meinen Phantasieen auf. Meine zweite Flasche war leer. Ich eilte auf das Verdeck,

wo eine wirre Bewegung des Ein- und Ausladens herrschte, begleitet von einem widerwärtigen Schreikonzert. Ich wollte flüchten, allein der sonderbare Anblick fesselte mich wider Willen. Auch die landschaftliche Szenerie enthüllte sich überraschend pittoresk. Aus der in effektvolle Klippengehänge hineingebauten und wie absichtlich im lauschigsten Versteck gehaltenen Sorrentiner Marina ruderten buntbemalte, mit Reisenden dicht besetzte Hotelbarcken auf unsern Dampfer zu und kreuzten sich mit den andern, welche die aussteigenden Passagiere an den schmalen Strand beförderten.

O ich ausgesuchter Narr! Dort schwankt auch Olimpia Torelli-Casalina mit dem Abbate der Küste zu Ich gucke mir die Augen aus dem Kopf. Ja, sie ist's. Jetzt sieht sie mich. Sie macht mir Zeichen. Wiedersehen, Worthalten! Ich verstehe. Du sollst morgen in der blauen Grotte deinen Mann an mir finden. Unfehlbar! Bringst du den Pfaffen mit und ich bekomme ihn in der feuchten Höhle in Armweite, dann will ich ihm eine Taufe besorgen, an deren Kühle und Gründlichkeit er für sein Leben genug haben soll. Gleichfalls unfehlbar!

Was hatte mich nur plötzlich für eine tolle Wut erfaßt? Ich war doch nicht etwa vom Wein berauscht?

„Kennen Sie den Abbate?“ fragte ich ohne jeden zeremoniellen Übergang einen Reisegefährten neben mir, der meinem Blick nach der entweichenden Barke gefolgt war und mich zu beobachten schien.

Er schüttelte verneinend den Kopf. Dafür hatte sein Nachbar, eine joviale soldatische Gestalt älteren Stils, ungefragt die Antwort bereit: „O Herr, das ist ein famoser Gauner; ehemaliger Reiteroffizier und wütender Duellant; wird die geistliche Maske nicht lange ertragen. Waren Kameraden.“

„Das ist ja hoch interessant. Bitte erzählen Sie mehr. Ich spreche sehr mangelhaft Ihre schöne italienische Sprache, aber ich verstehe sie vollkommen.“

„Recht gern. Die Fahrt ist mir gleichgültig, ich habe sie schon hundertmal gemacht. Verplaudern wir also die kurze Strecke bis nach Capri. Suchen wir uns einen bequemen Platz mit Schatten. Die Hitze fängt an lästig zu werden.“

Der freundliche Plauderer zog mich mit fort gegen die Steuerseite. Das Schiff ging mit vollem Dampf. Endlich einmal wieder einen sympathischen Menschen gefunden mit dem man — — — Un-erhört! Heute geschehen Zeichen und Wunder. Ich traue meinen Augen kaum: dort sitzt Mari-

anna mit ihrem unausstehlichen Gatten Mikoras. Sind sie vom Himmel gefallen? Warum entdecke ich sie jetzt erst? Sie sind gewiß in Sorrento an Bord gekommen, als ich Donner und Doria! Während mein Erzähler anhub: „Sehen Sie, mein Herr — —“ entfaltete meine Phantasie die boshafteste Vielseitigkeit. Olimpia, Abbate, Marianna, Mikoras, Rom, Königinstraße, Feldmoching, Sorrento, blaue Grotte — das alles spann sich jetzt in meinem Kopfe zu dem buntscheckigsten Abenteuer-Roman zusammen. Welch' ein Schelmenfeiertag dieser erste Mai! Immer blauer!

Und in diese verrückte Dichtung, die mit vollem Orchester in meinem Kopfe kataphonierte, klang der warme, volle Baßton meines Erzählers hinein, wie die Deklamation eines Psalms in eine Kammermusik.

„Sehen Sie, mein Herr, zu den ständigen Sommergästen am Comersee, dieser Perle italienischer Villeggiatura, zählte seit Jahren ein verabschiedeter General, einer der brillantesten Offiziere der ruhmvollen Garibaldinischen Armee, mit seiner einzigen Tochter, dereinstigen Erbin einer runden Million Lire. Palmira, so hieß das Fräulein, erregte schon als Vierzehnjährige gerechte Bewunderung durch ihre Schönheit und Anmut.

Von Jahr zu Jahr wuchs der Schwarm ihrer Anbeter, und als sie achtzehn zählte, achtzehn Jahre nämlich — Sie verstehen doch?“ unterbrach er sich, um mich zu fixieren.

„Jawohl, jawohl, als Marianna achtzehn Anbeter zählte“, bestätigte ich.

„Nicht doch, Sie verwechseln“

„Ich verwechsle leider zuweilen, wissen Sie, kleiner Gehörfehler, Gewohnheit, verstehe ganz gut, Olimpia, wie nannten Sie sie doch gleich?“ Ich mußte ein fabelhaft dummes Gesicht machen, als ich mich ertappt fühlte, um den Verdacht der unhöflichen Zerstreuung nicht aufkommen zu lassen. Marianna hatte mich entdeckt, war offenbar sehr überrascht und ließ mich fortan nicht mehr aus den Augen. Sie hielt den roten Sonnenschirm so, daß Mikoras weder ihr Gesicht noch mich gewahren konnte.

„Wie schön und interessant sie ist“, kam es mir unwillkürlich über die Lippen.

„Haben Sie sie denn auch gekannt?“ fragte mein Erzähler verwundert.

„Marianna?“ fuhr mir's wieder heraus.

„Palmira!“

„O nein, Olimpia kannte ich sehr gut.“

„Aber ich sagte ja kein Wort von Olimpia. Wer ist Olimpia?“

„Das ist die andere. Diese Geschichte werde ich Ihnen nachher erzählen. Aber bitte, fahren Sie nur fort. Ich bin ganz Ohr. Sie haben das Wort, bitte; und Sie erzählen so wundervoll, so . . .“ ich wußte selbst nicht mehr, was ich kauderwelschte. Nun mußte ich mich wirklich ordentlich zusammennehmen, oder ich spielte eine lächerliche Rolle. Ich wiederholte daher: „Bitte, Signor, fahren Sie fort!“

Nicht ohne mir einen mißtrauischen Blick zuzuworfen, fing der Italiener wieder an: „Als sie das achtzehnte Jahr erreicht hatte, kannte die Anbetung der Jünglinge, und es waren fast lauter Leute aus den nobelsten Familien und Fremde von Distinktion, keine Schranken mehr. Es war ein Wettlauf der Vergötterung, ein Delirium, eine Raserei. Wir leben in einem heißen Lande, Signor, und unsere Gefühle steigern sich leicht ins Tropische. Sie verstehen?“

„Ins Tropische,“ antwortete ich gedankenlos wie das Echo.

„Palmira blieb ungerührt wie ein Götterbild. Sie verhielt sich gegen alle Anträge stumm. Nun begann sich der Wind zu drehen. Den Schmeiche-

leien folgten Lästerungen. Eine herzlose Kofette riefen die einen“

„Sie täuschen sich! Kofett, aber nicht herzlos“ pläzte ich wieder heraus. Meine Phantasie hatte alle Zügel abgeworfen. Der genossene Wein wirkte wohl auch ein wenig

„Wer sagt das?“

„Ich.“

„In welcher Absicht?“ rief der Italiener erregt. Der veränderte Ton brachte mich zur Besinnung.

„Aus purer Theilnahme,“ sagte ich entschuldigend. Das verfehlte seine gute Wirkung nicht. Der Italiener fuhr fort:

„Der General, ein kühner Schlachtenlöwe, bedeckt mit Ruhm und Narben, so gütig er in der Seele war, zeigte nach außen ein strenges Wesen. Er konnte sogar sehr derb werden. Das behagte wenigen. Der Kreis, in welchem er persönlich verkehren mochte, war ein beschränkter, aber äußerst gewählter“

In diesem breiten, feinen Nebenumstand überspringenden Erzählerton ging es fort. Wie lange? Das weiß ich nicht. Von Zeit zu Zeit erhaschte ich ein Schlagwort und nickte verständnisvoll mit dem Kopf. Dies schien dem immer feuriger und

ausdrucksvoller werdenden Erzähler zu genügen. Inzwischen lief der andere Roman in meiner Phantasie weiter. Kapitel fügte sich zu Kapitel; die verwegensten Episoden umschlängelten die Handlung: Rache am Abbate und an Mitoras für ihr schamloses, unverdientes Liebesglück; klassische Idylle abwechselnd mit Marianna und Olimpia in Capris Olivenhainen, schließliche Entscheidung für die eine oder andere, Flucht mit der Geliebten. Die Schlagworte aus der Erzählung des Italieners fügten sich teilweise meinem Phantasiestück zwanglos ein, teilweise lenkten sie meine Gedanken auf neue Kombinationen. Solche Schlagworte waren z. B. Wasserfahrt, Spazierritt, Abfertigung des Marchese, unwürdiger Bewerber, heimliche Zusammenkunft im Park mit dem Geliebten, Serenade, Duell, Flucht des Abenteurers (das war der Abbate, damals entlassener Offizier). Aber das Beste zu meiner Geschichte las ich aus Mariannens Augen. Die Münchener Reminiszenzen wurden lebendig und gewannen Gestalt; ich klagte mich an und verteidigte Mariannens Verhalten. Sie wurde immer vernünftiger, reiner, heroischer, dann, nach ihrer zweiten Eheschließung mit dem Griechen, herbeigeführt durch den plötzlichen, etwas mysteriösen Tod ihres ersten Mannes, immer unglück-

licher; der Grieche entpuppte sich als ein eifersüchtiger Egoist und herzloser Tyrann. Sowohl, meine Phantasie war auf dem rechten Weg; Marianna blickte zu mir herüber so gramvoll, so sehnsüchtig. . . . Kein Zweifel, sie wünscht mich zu sich, sie hat mir etwas Großes zu vertrauen. Und der Erzähler läßt mich nicht los; er hat gewiß schon einen dreibändigen Roman heruntergeredet. Ich bin das Schlachtofer des italienischen Fabulisten. Bin ich denn verpflichtet, dem welschen Menschen Stand zu halten? Kein Gott kann mich dazu zwingen. Dem muß ein Ende gemacht werden; ich bin ein freier Reisender und Künstler und brauche mich von niemand langweilen zu lassen! Aber dort drüben sitzt der mißmutige Grieche, als wäre er angewurzelt, und hütet seinen Schatz wie ein Drache Jetzt rührt er sich, erhebt sich, entfernt sich Ich kann mich an Mariannens Seite stürzen Die Minute ist kostbar, Capris Landungsplatz schon in Sicht Ich muß mit Marianna Verabredung treffen, ihre Erlösung planen, unsere Flucht Was geht mich die Römerin an? Der Deutsche gehört der Deutschen! Mikoras bleibt noch immer unsichtbar Es ist vielleicht der letzte günstige Augenblick . . .

Eben hatte der Italiener eine neue weit-

schichtige Periode mit theatralischer Geste in Angriff genommen: „Wenn auch an der Lauterkeit des jungfräulichen Charakters der schönen Palmira . . .“ als ich mit brennendem Kopf und hochklopfendem Herzen dem Erzähler die Worte auffspringend zuschleuderte:

„Lassen Sie mich gefälligst mit Ihrer schönen Palmira in Ruh', nun hat mich das Frauenzimmer genug gelangweilt, Donnerwetter.“

Was dann folgte, weiß ich im einzelnen nicht mehr. Ein Wortwechsel, gespickt mit beleidigenden Adjektiven, schwirrte los wie ein aufknatterndes Beletonfeuer Stimmengewirr der Abwehrenden, dazu das Pfeifen der Dampfmaschine Herausforderung, Austausch der Karten. Das alles hatte sich mit Blitzesschnelligkeit abgespielt. Marianna stand vor mir, drückte krampfhaft meinen Arm und sprach in höchster Erregung: „Wir müssen uns allein sehen, bestimme wo?“

Ich war noch wie von Sinnen und antwortete klanglos, rau, mechanisch die Worte hervorstoßend, die auf Olimpias Karte standen: „Morgen Abend, wenn die Sonne ins Meer sinkt, in der blauen Grotte, unfehlbar.“

*

*

*

Es war Hochmittag, als ich in Capri ans Land stieg. Ich hatte beim Verlassen des Dampfschiffes eine Barke für mich allein gemietet, um mich von den übrigen Reisenden abgesondert halten zu können. O ich haßte die Menschen in diesem Augenblick! Ich befahl dem jungen Schiffer nur etwas hin und her zu rudern und mit der Landung zu zögern, bis die verehrlichen Passagiere theils zu Pferd und Esel, theils zu Fuß zum Hinaufstieg ins Städtchen, das im Sattel der wie ein knieendes Kameel hingestreckten Insel liegt, sich gerüstet und in den Windungen der von Mauern umgebenen Straße verloren hätten. Mein Kopf glühte wie ein Vulkan; ich hätte Feuer speien mögen. Klare Rechenenschaft von dem Borgesfallenen vermochte ich mir in diesem Augenblick natürlich noch nicht zu geben; von irgendwelcher Art von Gewissensbissen selbstverständlich erst recht keine Spur. Gewissensbisse sind überhaupt ein Vorurteil und nur für den moralischen Pöbel erfunden, dessen Kopf von fressenden Furchtsamkeiten wimmelt, wie ein Kadaver von Würmern.

Mein Abenteuer mußte sich am Strand wie ein Lauffeuer verbreitet haben. Ich bemerkte, wie Fischer, Matrosen, Weiber, Kinder vor der Kneipe am Landungsplätze, hierzulande großartig Marina

genannt, zusammenliefen, kreischten, gestikulierten und mit Kopf und Armen nach meiner Barke herüberwiesen.

Sofort kam mir ein Gedanke. Ich mochte von dem Gesindel nicht angegafft und erkannt sein. Mein Schiffer wußte noch nichts. Er machte einen gutmütigen, naiven Eindruck. Ich erzählte ihm die Geschichte und beschrieb ausführlichst einen andern als den Missethäter, den ich aber kaltblütig als einen deutschen Maler qualifizierte.

„Ein deutscher Maler?“ rief er verwundert ein ums andere Mal; „das sind ja die liebenswürdigsten Menschen von der Welt, so lustig, so gut.“

„Ja, kennst du sie denn so genau, mein Junge?“

„O ja, das will ich glauben!“ betonte er mit dem Nachdrucke der persönlichen Überzeugung. „Wir haben das ganze Jahr Maler hier aus allen Ländern, die ganze Insel läuft voll davon, aber die besten darunter sind die deutschen.“

„Woran erkennt ihr denn, daß es Deutsche sind?“

„O das ist leicht. Die Deutschen verstehen unsere Sprache, reden mit allen Leuten, scherzen und sind immer lustig. Sie sind auch nicht so geizig wie die andern, die so hochmütig sind und nicht sprechen mögen, und die man auch gar nicht versteht, wenn sie einmal den Mund aufthun. Aber

die Deutschen! Die sind nobel und geben die besten Trinkgelder.“

„Bravo! mein Sohn! Rudere um die Ecke, dort an den Felsen vorbei; wir gehen noch nicht ans Land.“

„Gegen die blaue Grotte zu?“

„Sawohl, gegen die blaue Grotte zu.“ Das Wort kam mir etwas zögernd aus dem Mund. Es war mir, als könnte es ein schweres Geheimnis verraten. Das Gepolde der Naturburschen, der in seinem einfachen Hemd und aufgetrempelten Beinkleid von grobem, weißem Zwillich mit den nackten Beinen und Armen und dem sonnverbrannten Gesicht da vor mir saß, so kräftig die Ruder regierte und mich dabei mit seinen großen, braunen Augen so kindlich ansah, rührte und beschwichtigte mich jedoch ganz merkwürdig. Dazu diese grandiose Ruhe der in Licht und Glanz getauchten Welt!

Ein wunderbarer Friede überkam mich und die Aufregung der letzten Stunde lag hinter mir wie eine Erinnerung aus ferner, ferner Zeit.

Meine Stille schien dem Schiffer nicht ganz zu behagen. Er blickte mich lächelnd an, als ob er mich zum Reden ermuntern wollte. Als ich sein Lächeln erwiderte, aber immer noch schwieg, fragte er treuherzig:

„Soll ich etwas singen, Herr?“

„Was kannst du denn singen?“

„O allerlei Lieder, auch deutsche! Die Maler haben mich das gelehrt. Ich kann auch die Wacht am Rhein. Freilich, die Worte weiß ich nicht sehr gut. Die sind schwer zu behalten. Lieb Vaterland kannst ruhig sein — nicht wahr, es lautet richtig so?“

Dabei summte er den Refrain unseres Nationalliedes und machte ein himmlisch vergnügtes Gesicht; stolz hob sich seine Brust und die Ruder klatschten im Takt.

„Von wem hast du denn das?“ fragte ich mit beifälligem Erstaunen.

„Von dem Signor Christiano, einem Berliner Maler. Ich habe ihm früher immer seine Sachen getragen, seine Pinsel und seine Palette gepuzt. O, der war sehr gut. Seit einigen Jahren ist er nicht mehr gekommen. Aber die Wacht am Rhein hat er uns zuerst gelehrt und jetzt singen wir sie alle noch auf der Insel. Die französischen Maler, die bei Bagano sind, ärgern sich oft darüber.“

„Signor Christiano aus Berlin sagst du?“
„Weißt du seinen andern Namen nicht?“ fragte ich ihn nach einigem Besinnen. Nach alter italienischer Sitte nennt man Freunde und Bekannte nämlich nur nach dem Vornamen, und da sich die deutschen

Maler auf der Insel so gut in die patriarchalischen Verhältnisse zu finden wußten, so wurden auch sie bei längerem Aufenthalt in den Genuß dieses schönen Vorrechts der Intimität gesetzt.

„Nein, den andern Namen weiß ich doch nicht mehr,“ antwortete er bedauernd. „Aber wissen Sie ihn denn nicht, Herr?“ fragte er jetzt ganz naiv. „Signor Christiano ist doch ein berühmter Maler!“

Ich durchforschte in meinem Gedächtniß die Berliner Berühmtheiten; nach Münchener Urtheil ist die Liste ja nicht übermäßig lang

„Jawohl, mein Junge, du hast's getroffen. Signor Christiano ist ein berühmter Maler und heißt mit seinem ganzen Namen Christian Wilberg. Ist's nicht so?“

„So ist's!“ rief er triumphierend und zeigte eine unbändige Freude. „Wie ich das nur vergessen konnte! Ei freilich, Christiano Wilbergo, Christiano Wilbergo! Wenn er einmal wiederkommt, und er hat es ja versprochen, werde ich's ihm erzählen, daß Sie ihn auch kennen.“

Armer Junge, dachte ich, da kannst du lange warten. Dein Freund Christiano weilt jetzt in einem Lande, von wannen es keine Rückkehr mehr gibt. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, dem braven Burschen den Tod Wilbergs mitzuteilen. Der dü-

stere Todesgedanke in dieser lichtvollen Landschaft!
Nein, es ging nicht.

„Die blaue Grotte, dort ist der Eingang, durch das schwarze Loch!“ schrie jetzt der Jüngling.

Bei diesem Klang packte mich wieder der Dämon.

„Dein Freund Christiano ist tot!“ rief ich dem Schiffer zu, daß er jäh erbleichte. War's die Mitteilung als solche, war's der Klang meiner Stimme, was auf den Infulaner diesen schrecklichen Eindruck machte, ich weiß es nicht.

„Wie heißt du?“ fragte ich. •

Er starrte mich an mit seinen großen Augen, die plötzlich allen Glanz verloren zu haben schienen, dann antwortete er kleinlaut: „Giovannino heiß ich, Herr.“

Eine leichte Brandung gurgelte und zischte und leckte an den Felsen. Wir saßen schweigsam. In monotonen Rhythmen glitt die Barke dahin. Von der Stirn des Schiffers perlte der Schweiß in großen Tropfen. Er wagte nicht mehr, mich anzusehen. Er blickte seitwärts in die Flut. Sein Ruderschlag war matter geworden. Jetzt streifte mich scheu sein Blick. Seine Gedanken schienen schwer zu arbeiten.

Nach einer Weile fragte er leise lauernd: „Hat man ihn umgebracht?“

Diese Frage erhellte mir wie ein Blitz dunkles Gewölk die düstre Phantasie des Südländers. Der Bursche hielt mich für den Mörder seines Freundes Christiano!

„Nein, Giovannino,“ antwortete ich sanft, „man hat ihn nicht umgebracht. Er ist an einer schweren Krankheit gestorben.“

„Ah!“ machte er und atmete erleichtert auf. Allmählich gewann sein Gesicht den freundlichen Ausdruck wieder und seine guten Augen blickten mich an, als ob sie mir etwas abzubitten hätten. Braves Naturkind!

„Wollen wir noch weiterfahren?“

„Das ist eine Frage zur rechten Zeit. Nein, Giovannino. Lass' uns umkehren!“

Als wir wieder in die Nähe des Grotteneingangs kamen, sagte er: „Dort, gleich neben dem schwarzen Loch, geht auch ein Fußsteig nach Anacapri. Er ist anfangs ein wenig steil, dann geht er aber durch schöne Gärten und Weinberge, und in einer halben Stunde ist man hoch oben in Anacapri.“

Eine vorzügliche Bemerkung.

„Kann man hier landen?“ fragte ich rasch.

„O ja, man kann schon bei stillem Wetter wie heute. Sonst ist es schwer und gefährlich. Die

Felsen sind so steil. Hier ragt eine niedrige schmale Platte heraus, wo man anlegen und ein- und aussteigen kann, wenn das Meer ruhig ist. Es geschieht zwar selten, und die Fremden machen diesen Weg fast nie.“

„Thun wir's; lass' mich hier landen, Giovannino!“

Mit ein paar kräftigen Ruderschlägen war die Barke an der Felsplatte. Ich gab dem wackeren Jungen reichen Fahrlohn, schüttelte ihm herzlich die Hand, ergriff Tornister, Malkasten, Plaid und Stock und stand mit einem Sprung auf der Platte.

„Können Sie das alles allein tragen? Lassen Sie es lieber in der Barke, Herr, und ich bringe es Ihnen Nachmittag hinauf nach Anacapri!“ meinte Giovannino besorgt.

„Das schleppe ich immer allein, mein Junge; ich habe schon Schwereres getragen. Aber etwas anderes mußt du mir thun.“

„Befehlen Sie, Herr!“ unterbrach er mich dienst-eifrig.

„Morgen Abend, wenn die Sonne ins Meer sinkt, mußt du mit deiner Barke hier zur Stelle sein, unfehlbar! Verstanden?“

„Verstanden!“

„Auch dann, wenn das Wetter weniger still wäre, als heute!“

„Selbst wenn es stürmte, daß die Felsen frachen! Für Sie bin ich immer da, Herr. Ich heiße Giovannino und habe die beste Barke auf der ganzen Insel. Sie können sich auf mich verlassen, Herr. Sie wohnen doch bei der Margarita, nicht?“

„Richtig! Also morgen Abend, wenn . . .“

„Wenn die Sonne ins Meer sinkt, Herr, auf Wiedersehn!“

„Auf Wiedersehn, Giovannino!“

So kam ich hinauf in das stille Anacapri zur schönen Margarita. Hier oben fand ich die freundlichste Aufnahme. Keine Seele ahnte etwas von meinem Abenteuer. Die ganze Geschichte und was noch folgte, wurde erst zwei Tage später ruckbar in dieser Weltabgeschiedenheit.

Voll Ungeduld harrte ich des nächsten Tages. Um mich zu zerstreuen, streifte ich in den Olivenhainen hinter Anacapri umher, ganz auf der Westseite der Insel, wo es unglaublich einsam ist. Ich fand eine entzückende Ölbaumgruppe — und setzte mich hin, das schöne Symbol des Friedens zu malen, vor dem Sturm!

Nach einer guten Nacht, die mir wenig Schlaf brachte, kam der denkwürdige Tag des doppelten

Stelldicheins. Trüb und bleiern war der Himmel, unheimlich schwül die Luft. Es wehte ein ersticken- der Scirocco. Das Meer erschien dickflüssig, wie eine ranzige Ölmasse; der Wellengang war träg und zäh. Eine jammervolle Weltuntergangsstim- mung ging durch die Natur. Alles war schlaff und welk, Mensch und Vieh und Pflanze.

Am Nachmittag kam ein kleiner barfüßiger und barhäuptiger Junge von Capri herauf mit der Mel- dung: Giovannino habe plötzlich einen Auftrag nach Neapel bekommen und könne mir daher seine Dienste heute nicht nicht widmen, wenn ich einen andern Fährmann an der bewußten Stelle zur bewußten Stunde haben wolle, sei der Bote beauftragt, einen zuverlässigen Kameraden Giovanninos zu benach- richtigen. Ich bedeutete, daß ich niemand brauche.

Als sich die Sonne zum Untergange neigte, eine häßliche, fahle Scheibe, die am dunstigen Himmel hing, wie ein verbrannter Pfannkuchen, schlenderte ich durch Gärten und Weinberge den gestern begangenen Weg ans Meer hinab. Auf dem mit Moos bedeckten Plateau Damecuta, das sich genau über der Wölbung der blauen Grotte befindet, legte ich mich hart am Felsenabhang nieder. So hatte ich den ganzen Weg von der Marina bis zur Grotte in meinem Sehfeld. Nichts konnte

mir entgehen. Eine Barke stieß vom Lande; gradaus, um die Ecke links und jetzt in der Richtung nach der Grotte. Der Weg beträgt für tüchtige Ruderer eine gute halbe Stunde. Kaum hatte das Fahrzeug die Hälfte des Wegs hinter sich, stieß eine zweite Barke ab in der nämlichen Richtung. Einige Minuten später eine dritte, dann eine vierte Barke. Die Ruderer der beiden letzten Barken legten sich ins Zeug, als gelte es einen Wettkampf. Die letzte Barke hatte bald die vorletzte eingeholt und dann überflügelt. Numero drei ließ sich das nicht gefallen. Wütend heben und senken sich die Ruder. Jetzt war der Vorsprung eingeholt, die beiden Barken bewegen sich nebeneinander. Von meinem Beobachtungspunkt aus ähnelten die winzigen Boote, die besonders für die schmale Grotten-einfahrt gebaut sind, großen schwarzen Krabben, die sich in stupider Emsigkeit auf dem schaukelnden Wasser fortquälten in ruckweiser Bewegung. Ich wohnte wie ein Unbeteiligter fast gedankenlos dem spaßhaften Schauspiel bei. Ich lag auf dem Bauche, die Ellbogen nach vorn gestützt, den Kopf in den Händen, wie ein napolitanischer Lazzarone, vor mir den Golf, ganz in Dunst gehüllt. Jetzt berührte der Sonnenpfannenkuchen die graue Meer-sauce, ohne einen Strahl, ohne den geringsten Licht-

effekt. Öder und unkünstlerischer hat sich nie ein großartiger Naturvorgang abgespielt.

Die Ruderschläge der ersten Barke gelangten immer bestimmter an mein Ohr. Die Dämmerung war inzwischen in Nacht übergegangen. Ich lag unbewegt; kein Pulschen schlug rascher. Jetzt vernahm ich Stimmen, zuerst undeutlich, vom Geräusch der Brandung und der Ruderschläge halb verschlungen, dann Wort für Wort vernehmbar. In rauhem, wetterhartem Tone setzt der Schiffer seinem Bootsinsassen auseinander, daß es eine Unmöglichkeit sei, sich der Grotte bis hart an die Einfahrtsstelle zu nähern, und ein Widersinn, zu dieser Stunde und bei diesem Wetter überhaupt an einen Besuch der Grotte zu denken; er habe das der Signora ja gleich gesagt und nun könne sie sich überzeugen, daß er Recht gehabt. Pause. Man hört nur das Plätschern der Wellen. Ich spanne den Gehörnerv aufs äußerste an. Wer ist die Signora? Nun ist es mit meiner Ruhe vorbei. Das Verstummen der Stimme foltert mich. Die Ruderschläge der zweiten Barke kommen näher und näher. Ich springe auf.

„Was befiehlt die Signora?“ brummt jetzt der Schiffer. Ich halte beide Hände an die Ohrmuschel . . . „Antworten Sie doch!“ drängt der Schiffer.

„Gregor!“ tönt es wie ein Angstschrei durch die Nacht.

Alle guten Geister, das ist Marianna!

„Ma —“ setzte ich aus voller Kehle an, aber ich bringe das Wort nicht heraus. Schon bin ich an der Steige, die von der Platte heraufführt; meine Pulse jagen; auf Händen und Füßen, mit dem ganzen Leib arbeite ich mich hinab. Endlich. „Hierher, Schiffer, an die Platte!“

Die Ruder schlagen klatschend ein, eins, zwei, drei, eine Ewigkeit „Achtung!“ Ich neige mich vor, packe den Schnabel der aufbäumenden Barke mit einem Schub liege ich darin und umklammere Mariannens Knie. „Vorwärts, in See!“ kreische ich den verblüfften Schiffer an.

Die zweite Barke, von der dritten und vierten eingeholt, arbeitet auf die Grotteneinfahrt los. In wilden Flügen toben die hadernden Ruderer. Alle drei Barken kommen in schauerhaftes Gedränge; es ist kein Raum zum Ausweichen; die Ruder werden eingezogen. Ein Weib schreit wie wahnsinnig auf. Es ist Olimpia. Der Abbate stürzt sich über die mittlere Barke hinweg, ihr zu Hilfe zu kommen. Er stößt auf Mikoras, der in dem Weib die fliehende Marianna erhascht zu haben glaubte. Mordwütig packen sich die ehemaligen

totfeindlichen Rivalen vom Comersee, die sich bei der flüchtigen Begegnung an der Sorrentiner Marina gestern wieder erkannt. Nun greifen auch die Schiffer mit harten Fäusten zu. Es entspinnt sich eine homerische Kauferei von Barke zu Barke; die Felswände hallen wider von Weibergeschrei, von Flüchen und Puffen und Stößen und Krachen der Planken und Wutgeheul in der finster lauschenden Nacht.

Bei diesem Höllenspektakel schreit auch unser Schiffer aus Leibeskräften, aber vor Vergnügen, und ist um keinen Preis zu bewegen, den Kämpfern näher zu kommen oder ihnen Hilfe zu bringen und Schlichtung des mörderischen Streites.

„Hunde von Konkurrenten!“ brüllt er, „schlagt euch tot, ersauft!“ und meiner Einsprache nicht achtend, rudert er, keuchend und schäumend wie ein wütender Stier, heimwärts durch Nacht und Grauen — —

Ich bin endlich des Schreibens herzlich müde und schließe mit der Meldung vom capresischen Kriegsschauplatz: Der Abbate ist bis zum heutigen Tage nicht mehr zum Vorschein gekommen, man nimmt an, daß er ertrunken; Olimpia ist verschwunden, doch will man sie am Tage nach der Katastrophe noch an der Marina gesehen haben;

Mikoras und Marianna sind abgereist, nachdem sich der windelweich geprügelte Grieche von seiner Eifersuchts-Promenade zur blauen Grotte notdürftig erholt hatte; die feindlichen Schiffer mußten ein paar Tage brummen wegen Beförderung nächtlichen Unfugs; mein Fabulist ist verduftet.

Lieber Better Hans, glaube mir, es gibt nichts Kurioseres, als die Welt. Erlaubt es die schöne Margarita, so sehen wir uns übers Jahr in Feldmoching wieder. Ich grüße die Heimat und dein kunstgeweihtes Haupt!

* * *

Hans Deirlhofer, Korbinian, Lehmann, Badke und noch zwei Freunde, worunter der Philosoph Gurlinger, der gleichfalls Knöbelseders Manuskript gelesen, sitzen wieder bei der Frühmaß im Hofbräuhaus am „Platz“.

Die Vertilgung des Bieres macht schnellere Fortschritte, als die Diskussion der Knöbelsederschen Maifahrt. Auch über die Qualität des Gerstensaftes ist längst Stimmeneinhelligkeit erzielt, während die Meinungen über Knöbelseders künstlerischen, schriftstellerischen und moralischen Charakter noch widerspruchsvoll durcheinander laufen.

Korbinian kam zum neunundneunzigstenmal darauf zurück, daß Knöbelseders Erlebnisse als Illustration seines Satzes „Es gibt nichts Kurioseres, als die Welt“, sich überhaupt jeder Kritik entzögen; wer nicht ähnliches erlebte, habe hier nicht mitzureden.

Deixhofer suchte seinen Helden dadurch zu retten, daß er im theilweisen Widerspruch mit seinen eigenen schriftlichen Glossen, den Nachweis versuchte, Knöbelseder experimentiere als Naturalist mit der Welt und ironisiere als Künstler den Naturalismus, den er als Mensch verfechte.

„Kinder,“ hob jetzt Lehmann wieder an, „ich will euch nun 'mal was recht Gescheidtes sagen. Ich habe über die Geschichte ausnahmsweise einmal mehr nachgedacht, als sie wert ist . . .“

„Halloh!“ protestierte der grimmige Korbinian.

„Bitte, nicht unterbrechen.“

„Knöbelseder, geben Sie Acht, meine Herren, leidet an dem Mangel fast aller Süddeutschen: er hat keinen Schwerpunkt. Seine Seele ist Sturm, oder richtiger: Wirbelwind. Immer erobern, keine Fähigkeit zum festhalten.“

„Das ist kein Urtheil,“ schrieb Korbinian, „das ist norddeutsche Arroganz.“

Nun war der Teufel los. Zum Glück gelang

es dem gutmütigen Hans Deixhofer, mit freundlich energischen Worten den Unhold zu bannen.

Badke bemühte sich, seinem Freund Lehmann zu Hilfe zu kommen, indem er auf Knöbelseders schwankendes Verhalten den Frauen gegenüber verwies und hierin eine schwere tragische Verschuldung finden wollte.

„Die Verschuldung hebt sich auf, sobald er die Rechte gefunden“, meinte der neu eingeführte Tischgenosse.

Der Philosoph Gurlinger hatte seither lächelnd zugehört. Nun erachtete er den Augenblick für gekommen, aus seiner Reserve herauszutreten:

„Darf ich mir ein Wort erlauben?“ begann er.

„Reden, reden!“ ermunterte ihn die Tafelrunde.

„Ich liebe die Urteile nicht, die in Bausch und Bogen das Richtige treffen wollen. Man steht sich selber immer einige Schritte zu nah und dem Nächsten immer einige Schritte zu fern, und aus diesem Fehler des Standpunktes folgen die meisten Ungerechtigkeiten im Urteilen. Übrigens ist das Wort Schuld nun so oft gefallen, daß ich erklären muß: nach meiner Auffassung der menschlichen Dinge gibt es überhaupt keine Schuld.“

„Paradox!“ rief Lehmann. „Da kann ich nicht mehr mitthun.“

„Verzeihung,“ fuhr der Philosoph fort, „wenn ich dann an Ihren leergewordenen Platz einen Mann stelle, dem Sie weder Weisheit noch Ernst werden absprechen wollen, den alten Epiftet nämlich. Der sprach folgende Worte vor achtzehnhundert Jahren, und die nächsten achtzehnhundert Jahre werden mittelst Naturwissenschaft und experimentaler Psychologie die glänzende Bestätigung bringen: ‚Man gehört noch zum Pöbel, so lange man immer auf andere die Schuld schiebt; man ist auf der Bahn der Weisheit, wenn man immer nur sich selber verantwortlich macht; aber der wirkliche Weise findet niemanden schuldig, weder sich noch andere.‘

„Wie heißt der Mann?“ fragte Korbinian leise Hans Deizlhofer ins Ohr.

„Gurlinger.“

„Nein, der andere, sein achtzehnhundertjähriger Kollege?“

„Epiftet.“

„Ein famoser Kopf, aber gottlos. Doch freut's mich um Knödelfeders willen.“

Die Köpfe hingen schweigend über den Maßkrügen. Lehmann, sonst der geistige Leithammel und Tonangeber der kleinen Gesellschaft, war verstimmt; der Philosoph war zu hoch gestiegen; Deizl-

hofer war nicht zum Singen aufgelegt, sein gewöhnliches Auskunftsmittel um der erlahmten Unterhaltung auf die Beine zu helfen — kurz, keiner mußte mehr weiter.

Eine Zeitungsausträgerin schrie jetzt ihren Journalkram über den Tisch hin: „Neueste“, „Vaterland“, das „andere Vaterland“, das „ganz andere Vaterland“, die „Augsburger“ —

„Geben Sie die neueste Augsburger her!“ rief Hans Deixhofer aufatmend. Endlich eine Abwechslung!

Er entfaltet das Blatt und überfliegt die Depeschen Plötzlich erhebt er sich totenbleich.

„Meine Herren, bitte ums Wort! Eine sehr schmerzliche Nachricht“ Er konnte nicht weiter sprechen. Schluchzend fiel er auf die Bank zurück. Alle richteten sich erstaunt auf.

Lehmann nimmt ihm das Blatt aus der Hand und liest die Stelle, wo sich Deixhofers Nagel ins Papier eingedrückt, mit lauter Stimme:

„Nach einem Privattelegramm unseres römischen Korrespondenten wird aus Capri der Tod des seit kurzem dort wohnhaften Münchener Künstlers Gregor Knöbelseder gemeldet. Unser talentvoller Landsmann ist in der blauen Grotte verunglückt.“

*

*

*



Die goldene Schmiede



Es war die einzige Schmiede in der Sendlinger-
gasse zu jener Zeit, der goldenen
Zeit der Spitzeder'schen Bankherrschaft.

Die Werkstatt befand sich im Eckhause der
Sendlinger- und Paradiesgasse, ein paar hundert
Schritte rechts vom Sendlingerthor herein. Der
Name Paradiesgasse war jedoch nicht der offizielle,
sondern stammte aus dem Volksmunde, der ein
ironisches Vergnügen daran fand, diesen engen,
schmutzigen, von übelberufenen Frauen und Mäd-
chen häufig als Stelldichein benutzten, in das Gäß-
chenlabyrinth des alten Heumarktes verlaufenden
Winkel mit dieser hellen, reinlichen, an selige Phan-
tasieen erinnernden Bezeichnung aufzuputzen.

Gegen die Paradiesgasse hatte die Werkstatt
einen erhöhten, mit einem besonderen, fast platten

Dach versehenen Vorraum; hier standen Räder, Karren, Kutschen und andere Gegenstände, alte und neue, in malerischer Unordnung über-, unter- und nebeneinander, bis die Reihe an jedes einzelne Stück kam, von dem eifigen Schmied und seinen Gesellen in Arbeit genommen zu werden. Da waren über neue Räder eiserne Reife zu ziehen, dort war eine Deichsel mit derben Ringen zu versehen, hier der lahme Borderteil einer Landkutsche mit tüchtigen Klammern und Schrauben zu kurieren, dort eine gebrochene Achse zusammenzuschweißen.

Kurz, es fehlte nie an Arbeit. Und ließen die Aufträge der gewöhnlichen, meist kleinbürgerlichen und ländlichen Kundschaft einmal ein wenig nach, so nahm Meister Florian mit seinen Gesellen Bestellungen von Eisenwaarenhändlern entgegen. Dann wurde altes Material umgeschmiedet, allerlei Hacken, Ketten und sonstige Gerätschaften wurden hergestellt, und die Hämmer tanzten früh und spät auf dem Amboß und die Funken stoben und die Blasbälge ächzten, daß es eine Lust war.

Von dem Vordach gaukelten die Ranken des wilden Weines nieder und umkränzten mit grünem Blattwerk in gar freundlicher Weise die schwarzen, rußigen Wände, die seit Menschengedenken keine anderen Farben gezeigt, als diejenigen, welche der

Rauch und der Eisen- und Roßstaub und der anfliegende Schmutz von der Straße in Sonnenschein und Regen selbst aufgetragen hatten.

Das Vordach, das auf blechbeschlagenen Holzpfählern ruhte und fast die ganze Breite der Paradiesgasse einnahm, war mit einem einfachen schmiedeisernen Gitter umgeben und diente der Familie, die über der Werkstatt wohnte, zugleich als Veranda und Lustgarten. Hier standen in großen Kübeln die wilden Weinstöcke, die so lustig auf- und abwärts rankten, und dazwischen in braunen Thontöpfen allerlei bunte Blumen, Nelken und Goldlack, Kapuziner und Fuchsien und Stiefmütterchen. All diese Herrlichkeit war das Werk der frommen Frau Anastasia, die nicht eher geruht hatte, bis Florian ein schmales Fenster auf das Vordach zur Thür erweitern und das Gitter anbringen ließ. Sie wollte immer viel höher hinaus, als der Gatte, der fast ganz in seiner harten Arbeit und im Horizonte der Werkstatt aufging, aber sie verstand auch die Kunst, ihren Kopf bei dem Meister Florian durchzusetzen

Zuweilen kostete das freilich nicht wenig Mühe; der Schmied hatte seine eigene Art, das Hauswesen und die Dinge und Menschen zu betrachten. Wenn er auch nicht viele Worte machte, und dem ehelichen

Frieden gern ein Opfer brachte, so konnte er unter Umständen doch durch seinen wortkargen, passiven Widerstand die hagere, fromme Gattin aufs äußerste reizen. Zuletzt fügte er sich, wenn's nun einmal nicht anders ging und dachte: „Es is so weit nit aus.“ Schließlich war ja seither doch alles gut geraten.

Wie hatte er sich nicht gewehrt, seinen zweiten Sohn Joseph in die geistliche Laufbahn eintreten zu lassen!

Von dem Leben der Priester hat er in seinem Herzen nie große Stücke gehalten, wie überhaupt von den gelehrten Leuten, die nur in Gedanken und Formeln und Büchern kramen. Er, der Mann der harten Arbeit, schätzte vor allen diejenigen, die durch körperliche Anstrengung und wahrnehmbaren Fleiß etwas vor sich brachten und praktische Ergebnisse aufzeigen konnten. Er begriff, daß die andern in Gemeinde und Staat auch notwendig seien, leider Gottes; aber im Grunde hielt er sie doch für schlaue Müßiggänger, die sich für ihre geringen Dienste von der Gesamtheit übermäßig gut ernähren ließen. Handwerkererei war ihm der ehrsamste Stand.

Seinen ältesten Sohn, einen strammen, muskulösen Burschen, ganz sein Ebenbild, nahm er,

dem Widerspruch seiner Frau zum Trotz, frühzeitig in die Werkstatt, um ihn unter seinen Augen zu einem tüchtigen Schmied auszubilden und dann einige Jahre auf die Wanderschaft zu schicken, damit er als ein gereifter Meister später das väterliche Geschäft zu übernehmen würdig wäre.

Der zweite Sohn, schwächer als der erste, aber wie Frau Anastasia früh herausgefunden hatte, geistig begabter und reger und verschlagener und daher vom lieben Gott sichtlich zu einem vornehmeren Dasein bestimmt, hatte alle Pläne des Vaters mit Hilfe der Mutter durchkreuzt.

Die Absicht Meister Florians war gewesen, den zarten und intelligenten Knaben, der sich nicht für die grobe Schmiedarbeit eignen wollte, zu einem hñischen Beruf erziehen zu lassen. Ingenieur, Mechaniker oder so etwas. Darum sollte Joseph die Realschule absolvieren, dann ein paar Jahre auf dem Polytechnikum studieren und schließlich in einer großen Fabrik oder einer Maschinenwerkstätte sich zu einem selbstgemachten Mann hinaufarbeiten. Im Grunde also ein höherer, veredelter und sehr viel Geld verdienender Schmied: das war des Vaters Ideal.

Wenn Anastasia dem Meister Florian zuhörte, wie er am Feierabend oder über Tisch oder vor dem

Einschlafen in der Nacht in kurzer, unbeholfener Rede die Zukunft des zweiten Kindes sich zurecht hämmerte, da kniff sie die Augen ein, zog die Lippen zusammen und schwor sich: daraus wird nichts. Dann machte die fromme Frau, die um jeden Preis etwas Geistliches und Hohehrwürdiges und Einflußreiches in der Familie haben wollte, sich hinter den Beichtvater, der ihr wegen ihrer eifrigen Kirchenbesuche und Spenden überaus gewogen war, und machte gemeinschaftliche Sache mit ihm, um den braven Joseph, den verhätschelten Liebling, dem Eigensinn und der Weltlichkeit des Schmiedes zu entreißen.

Und so geschah es wirklich, daß der feine Knabe nicht in die Realschule, sondern in die Lateinschule, nicht in das Polytechnikum, sondern in das Priesterseminar kam und dort zu einem hellleuchte Kirchenlicht präpariert und geweiht wurde.

Wenn der alte Florian grollte und sie fand es für angemessen, ihm ein begütigendes Wort zu sagen, war es gewöhnlich dies: „Du hast dein Ebenbild, den Max, nach deinem Kopf geformt, ich forme den Joseph, mein Ebenbild, nach meinem Kopf; so hat jedes sein Kind nach seinem Willen und jeder ist seines Glückes Schmied.“

Darauf wußte der gerechte Sinn des Meisters nichts zu erwidern.

Sagte ihm aber Frau Anastasia gar: „Schau, lieber Florian, eigentlich wird auch aus unserem Joseph ein Schmied; er schmiedet die Herzen der Menschen für das Reich Gottes!“ so klang ihm das zwar überspannt, aber er lächelte doch und setzte nach seiner kurzen Art hinzu: „Es is so weit nit aus.“

Und so war, als die Zeit erfüllet war, aus dem Mutterjöhnchen mit Gottes und der Heiligen Hilfe ein recht kluger, artiger und beliebter Kirchenmann geworden. Das Glück der Mutter schien ein vollständiges zu sein, als der geistliche Herr Sohn in der Vaterstadt München selbst in die kirchliche Laufbahn einrückte und alle Aussichten dafür sprachen, daß er hier von Stufe zu Stufe auf der hierarchischen Leiter zu immer höherem Glanz und Einfluß emporsteigen werde.

Inzwischen war auch Max von der Wanderschaft zurückgekehrt. Das Auffallendste, was er sich in dieser Zeit angeeignet, war für das Auge des Vaters ein mächtiger Vollbart und ein ungemein geläufiges Mundwerk. Die Gedanken aber, die in schneidiger Rede aus dem Munde des gereisten Sohnes hervorbrachen, wollten dem alten Meister Florian nicht übermäßig einleuchten. Dafür gefielen sie der Frau Anastasia um so besser.

Joseph wollte jetzt seinen Weg allein machen, und der mütterlichen Geschäftigkeit war nach dieser Seite hin wenig Spielraum mehr geboten. Sie wandte sich daher mit um so stärkerem Interesse der Nutzbarmachung der Anregungen zu, welche von dem welterfahrenen Max kamen. Es war ganz eigentümlich, wie der Erstgeborne, der früher nicht von der Seite des Vaters gewichen war, sich jetzt der Mutter zuneigte. In den lauen Sommerabendstunden konnte man die beiden stundenlang auf der Veranda über dem Vordach im eifrigsten Gespräche sitzen sehen, während unten in der Werkstatt Meister Florian mit seinen Gesellen glühende Eisenbarren auf dem Amboss bearbeitete und mit den schwersten Hämmern daraufloschlug, daß das Haus bebte.

„Eine glückliche, beneidenswert glückliche Familie!“ meinten die Nachbarnleute; „Söhne, die außerordentlich geraten sind, Arbeit, Wohlstand, Eintracht im Hause — wahrhaftig die goldene Schmiede des Glücks am Paradiesgassen-Eck!“

Der Schmied war trotz seiner Fünfziger noch eine ungebeugte, riesenhafte Gestalt. Nur das Gehör fing an nachzulassen. Dadurch wurde seine gewöhnliche Schweigsamkeit noch mehr befördert. An Stärke und Arbeitslust vermochte es keiner

seiner jüngeren Arbeiter mit ihm aufzunehmen. Er hantirte immer noch seine zwölf bis fünfzehn Stunden im Tage. Und er hätte es des Erwerbs wegen in der That nicht nötig gehabt, sich so scharf einzuspannen. Er wußte zwar nicht genau, wieviel das Geschäft abwarf, denn die Buchführung und alle Geldangelegenheiten wurden von Frau Anastasia und Max besorgt, aber das wußte er, daß seit der Versorgung des geistlichen Sohnes das Vermögen in der erfreulichsten Zunahme begriffen war und jährlich eine stattliche Summe auf Zinsen angelegt werden konnte. Ja, die Frömmigkeit und geistliche Eitelkeit hatte Frau Anastasia nie gehindert, im Hause nach dem Rechten zu sehen und ein strenges, knappes Regiment zu führen. Nächst Gott und seiner kirchlichen Verehrung lag ihr nichts so sehr am Herzen, als die Zusammenhaltung und Vermehrung des Gutes, das Florian und Max im Schweiße des Angesichts erarbeiteten. Und Max hatte nicht nur die Bedürfnislosigkeit des Vaters, er hatte auch den Sparsinn der Mutter. Mehr noch: auf seiner Wanderschaft hatte er gelernt, wie man mit den modernen Mitteln der Spekulation und der Ausnutzung günstiger Verhältnisse das Geld auf eine mächtige Weise vermehren könne. Dem Verstand des Vaters gebrach

es an Feinheit, diese Ideen zu begreifen und zu würdigen, aber die Mutter erfaßte sie mit der Inbrunst einer rastlos strebenden Seele. Stundenlange Unterredungen zwischen Mutter und Sohn drehten sich um diesen Punkt, und der weiße Rand des „Münchener Fremdenblattes“, das die Geschäfte Gottes und der Kaufleute mit der nämlichen unermüdlichen Hingabe treibt, und immer auf dem Tische lag, war stets mit langen Zahlenreihen, mit Multiplikations- und Divisionsexempeln vollgefrizelt, wenn sich die fromme Anastasia und ihr spekulationsklüfsterner Max in die Geheimnisse des Börsenspiels vertieft hatten.

Ganz München, ganz Altbayern war damals vom Dämon des Gewinnes erfaßt, seit die fromme Adele Spitzeder dem Gott der Spekulation den phantastischen Tempel erbaut und wahre Orgien der unsinnigsten Profitmacherei mit dem Glanze und der Weihe wunderbarer Kultushandlungen zu umgeben gewußt hatte. Allen war das Millionenfieber in die Glieder gefahren. Auch Anastasia und Max waren der Seuche der gehirnvernebelnden Spitzeder-Schwinderei zum Opfer gefallen. Wie weit sie mit den sauer erworbenen Kapitalien schon gekommen waren, verheimlichten sie natürlich dem Meister Florian. Sie lebten noch in den goldigsten

Hoffnungen und wollten den Alten und auch den geistlichen Herrn erst in die Unternehmungen einweihen, wenn der Segen so überströmend geworden, daß er alle Beutel und Kisten sprengte.

Und der nichtszahnende Schmied stand Tag für Tag nach alter Gewohnheit am Amboß und schwang seine schweren Hämmer. Sein Gesicht und seine Arme waren schwarz von der Asche des Feuerherdes und dem Eisenstaub der Metalle. Seine guten Augen lachten aus dem mächtigen, harten Kopf mit den wirren, leicht ergrauten Haaren, die tief in die Stirn und in den Nacken hinabgewachsen waren. Aus seiner breiten Brust zog der Atem mit dem kräftigen Geräusch des Blasbalgs. Und wenn die roten und blauen Flammen auflohten, die Werkstatt mit ihrer heißen Helle erfüllten und einen Feuerschein bis hinaus in die dunkle Paradiesgasse warfen; wenn die rotglühenden Eisenbarren unter der Wucht der in großem Bogen niedersausenden Hämmer sich streckten und die Funken wie ein Sternschnuppenfall nach allen Seiten versprühten; wenn im Wettkampf der Gesellen die krachenden Schläge auf dem Amboß wie Donner rollten, daß die Leute auf der Straße stehen blieben und neugierig erstaunte Blicke durch die offene Thür in die grandiose Bewegung, in

den Höllenlärm und die lohenden Flammen der Werkstatt warfen: da fühlte sich Meister Florian stolz wie ein König der Arbeit in seinem Reich. Das Hemd stand weit auf und zeigte die behaarte, von den Rinnsalen des Schweißes durchfurchte Brust, und der Schattenriß der energischen Gestalt war umleuchtet von dem roten Schein der Flammen. Er stemmte die knotige Faust in die Hüfte, um einen Augenblick zu verschmaufen.

* * *

So nahe gerückt sie sich auch waren, Mutter und Sohn, so eng verbunden durch das Geheimniß einer Spekulation, wodurch fast das gesamte Barvermögen der Familie in ihre, weder vom Vater noch vom Bruder kontrollirten Hände gelangt war, in einem Punkte waren sie sich doch so fremd geblieben, als wären ihre Herzen durch einen unüberbrückbaren Abgrund geschieden.

Max hatte einen Fehltritt auf dem Gewissen; das drückte ihn oft fürchterlich. Er hatte sich's fest vorgenommen, sofort nach der Rückkehr von der Wanderschaft der Mutter alles zu beichten. Es ließ sich ja doch nicht ewig verheimlichen; über kurz oder lang mußte er sich vor die Frage gestellt sehen: wen erwähle ich mir zur Gefährtin und

Hausfrau? — und die Frage mußte vor den Ohren und Augen der Eltern beantwortet werden. In welcher unangenehmen Lage würde er sich befinden, wenn er dann ohne jeden Übergang mit dem Geständnis herausrücken müßte: „Vater und Mutter verzeiht, ich habe, wenn ich ein rechtschaffner Kerl sein will, keine Wahl mehr!“

Und wie beschämend, wenn er auf die Frage der peinlich überraschten Eltern nach dem Warum und Wieso gestehen müßte: „Weil ich vor drei Jahren einem bis dahin unbescholtenen Mädchen ein Kind angehängt habe und“

Die fromme Frau Anastasia würde bei diesen Worten vielleicht der Schlag treffen, und der Vater würde, wer weiß, die Hand gegen ihn erheben und es gäbe ein blutiges Unglück.

Oder den besseren Fall angenommen: Die Eltern nehmen den ersten Teil des Geständnisses gelassen auf in der Hoffnung, es werde wenigstens das betreffende Mädchen vermögender Eltern Kind und aus einem respektablen Hause sein; der Vater frage: „Na, es wird so weit nit aus sein, wie heißt sie denn?“

„Ursula Deiglhofer“

„Ursula Deiglhofer? Jessesmaria und Joseph!
Die Tochter von dem weitläufigen Better in Sie-

sing, den die fromme Mutter stets verleugnet hat, weil er ein Habenicht's war und ein Ungläubiger und ein Phantast und im Rausch in der Isar ertrunken ist? Dem seine Tochter?"

„Ja, dem seine Tochter, leider Gottes . . .“

„Und du fürchtest dich nicht der Sünd' und schämst dich nicht der Schand'?"

„Es ist nun einmal so, ich kann's nicht ändern . . .“

„Und so etwas kannst du, Max, deiner Familie und deinem geistlichen Herrn Bruder anthun?"

Nun findet er keine Worte mehr. Was wird weiter geschehen? Hier erlahmt seine Phantasie, oder vielmehr sie getraut sich nicht, sich die böse Geschichte weiter vorzustellen und auszumalen.

Nein, es ging wirklich nicht. Jetzt am allerwenigsten, wo er mit seiner Mutter so große Finanzpläne hatte und kolossaler Reichtum winkte, der das Haus immer höher trug. Der älteste Sohn der goldnen Schmiede am Paradiesgassen-Eck sollte eine Habenichtsin aus Giesing mit einem Kind heimführen? Das reimt sich heute nicht. Da hätte er ja ebensogut ein Mädchen aus der Paradiesgasse nehmen können! Nein, nein, die Dinge mögen ihren Lauf haben; das gefährliche Geheimnis muß noch Geheimnis bleiben. So etwas konnte er den Eltern wahrhaftig nicht an-

thun Malefiz, wenn das Kind nur zu verheimlichen wär'; mit dem Mädchen allein wär' eher ein Fertigwerden Ein Prachtweibsbild die Ursula Da darf man schon lang suchen, bis man wieder so etwas von Gesundheit und Schönheit und Humor bei einander findet Und der Körperbau! Zwei Brüste hat sie, die wie zwei feurige Fohlen aus dem Nieder herauspringen, und zwei Augen warm und hell wie die Sonne, und eine Gestalt und ein Ebenmaß wie die Bavaria auf der Theresienwiese Aber da geh' einer hin und mach' das den Alten klar in ihrer vertrackten Tugendhaftigkeit und Frömmigkeit! O du benedeite Jungfrau! Da ist alles Schandfleck: die Dirn' und das Kind und die Armut und der tote Vater und die ganze Verwandtschaft Nein, es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht.

Niemals bis auf den heutigen Tag wurde in Meister Florians Haus mit den beiden Söhnen ein Wort von der Liebe oder von der Geschlechtlichkeit gesprochen. So etwas schickt sich nicht für anständige Christenleute. Erst im äußersten Notfall nimmt man den Kindern gegenüber diese Dinge in den Mund. Freilich, im englischen Gruß betet man den Tag duzendmal mit den Kindern zur

himmlischen Jungfrau und preist die unbefleckte Empfängnis und segnet die Frucht ihres Leibes. Allein das läuft gewohnheitsmäßig über die Zunge und man denkt sich nichts dabei und malt sich nichts aus. Sonst müßte ja eine fromme Frau wie die Mutter Anastasia gleich in den Erdboden versinken vor Scham. Man behält die Buben scharf im Auge und warnt sie ganz allgemein vor der Verführung, vor schlechter Gesellschaft und vor den bösen Beispielen. Das muß genügen. Für das übrige muß der Schutzengel und der Schutzpatron und die Heerschar der Heiligen sorgen, die man ja in unablässigem Gebet anruft.

Wie der Max und Joseph noch halbwüchsigte Buben waren, da standen sie wohl manchmal in der Abenddämmerung auf der Veranda und lugten mit brennenden Blicken in das Dunkel der Paradiesgasse hinab, wo die Mädchen hin- und herliefen und mit vorübergehenden Mannsleuten Scherz trieben. Eine eigentümlich wogende Nervenstimmung bemächtigte sich der beiden Schlingel, wenn sie sahen, wie ein Männlein und ein Weiblein sich um die Hüfte oder um den Hals faßten und sich küßten oder im Lichtschein einer halbgeöffneten Haustür verschwanden. Sie wußten nicht, was das zu bedeuten hatte, aber es entflammte doch

ihr Interesse, und sie stellten sich auf die Beheuspitzen, um besser zu sehen, und vor lauter Sehen wurde ihnen ganz trocken im Halse und es verging ihnen das Hören, so daß sie gar nicht merkten, daß die Mutter herausgetreten war und hinter ihnen stand. Wie nun die Hand der Mutter sie plötzlich bei der Schulter packte, da fuhren sie zusammen wie Bösewichter, die man auf schwerer Unthat ertappt — und doch hatten sie gar nichts gethan, ja nicht einmal ein Wort gesprochen, nicht einmal etwas Bestimmtes gedacht. Was war das nur, was sie so ängstlich machte?

Nach der Firmung schlich Max doch einmal, von einer unwiderstehlichen Neugierde getrieben, durch das dunkle, feuchte Gäßchen mit der stinkigen Luft. Diese stinkige Luft hatte etwas Berausches. Er wollte sich diese Mädchen der Nacht doch auch einmal in der Nähe ansehen; das konnte keine so große Sünde sein. Sein Blut kam in Wallung, sein Herz klopfte hörbar, seine Kniee schwankten. Wenn jetzt jemand dazu käme? Wenn ihn der Vater oder die Mutter erwischte? Zögernd kehrte er um; es war ihm doch gar nicht wohl bei der Sache.

Richtig hatte es der Vater gesehen und, ohne ein Wort zu sagen, ihm ein paar Ohrfeigen ver-

setzt, daß ihm grün und blau vor den Augen wurde. Das war die einzige Erziehungs- handlung, die ihm den väterlichen Standpunkt in dieser heiklen Sache fürs ganze Leben klar machte. Er kam in die Schmiede, Joseph in die Schule und ins Seminar — und von keiner Seite wurde dieses Abenteuers mehr mit einem Worte gedacht.

Frau Anastasia aber hatte damals nicht ver- säumt, die wilden Weinranken und die Blumen- stöcke auf der Veranda so zu ordnen, daß jeder Ausblick in die Paradiesgasse unmöglich war.

So vergingen die Jahre des reiferen Knaben- alters in strenger Arbeit und Ehrbarkeit unter den Augen des fleißigen, einsilbigen Vaters und der frommen, sorgsamen Mutter. Max schien keinem Weibsgesicht mehr zu trauen, und was Joseph von diesen Kreaturen halte, das vermochte er auch nicht zu ergründen, denn die Brüder sahen sich nur selten allein, und der junge Kleriker wurde ohnedies mit der fortschreitenden Bildung immer verschlossener gegen die Eltern und den Bruder. Sicherlich war er der keuscheste aller Josephs geblieben und machte seinem heiligen Namen alle Ehre. Max wollte hinter dem jüngeren Bruder nicht zurückbleiben und befließigte sich eines exemplarijschen Lebenswandels.

Da kamen die Jahre der Vollreife heran, der

entschiedenen Mannbarkeit, und das Unabwendbare mußte sich ereignen.

Bei einem frommen Vereinsfest im Walde zu Planegg, veranstaltet von einer kirchlichen Bruderschaft, sah der stramme, markige und durch die Schmiedearbeit prachtvoll gestählte Bursch die schöne, blühende Ursula zum erstenmal. Die Begegnung mit dem fast gleichaltrigen und fast in gleicher Klausur herangereiften Mädchen wirkte auf sein Gemüt und seine Sinne wie ein Blitzstrahl.

„Die und keine andere!“ schrie die Stimme seines Blutes. „Ich muß sie haben!“

Und wie sie sich an den Händen faßten und sich in die Augen schauten, da stotterte der Jüngling und redete einfältiges Zeug und die Jungfrau errötete bis über die Ohren und das Nieder wurde ihr zu enge. Aber der Schmied kam bald über Verlegenheit und Blödigkeit hinaus. Mit der Gier eines im Käfig halb verhungerten Raubtiers hätte er sich auf seine Beute stürzen mögen, hätten Ursulas flammende Blicke nicht gebeten: „Gedulde dich, ich gehöre dir ja!“

Um vor den frommen Vereinsbrüdern nicht aufzufallen, mußten sie sich heute trennen. Eine Begegnung an der nämlichen Stelle wurde für den nächsten Sonntag verabredet.

„Komm' allein!“ flehte Max und seine Augen leuchteten elektrisch.

„Das geht unter keinen Umständen . . . Ich werde meinen kleinen Bruder Hans mitbringen . . . Meine Mutter ist schrecklich strenge und läßt mich nie eine Stunde allein fort . . . Aber ich komme ganz bestimmt.“

Das war eine schwere Woche für den jungen Schmied. Und eine Ewigkeit lang! Zuerst glaubte er das Ende gar nicht mehr zu erleben. Er tobte in der Werkstatt wie ein Wilder und schlug auf das Eisen los, als wollte er den Amboß in den Boden wettern. Kein Hammer war ihm schwer, keine Zange wuchtig, keine Glut heiß genug. Er arbeitete für zwei und räumte mit den Bestellungen auf, als wär's Kinderspiel. Das flog nur so von der Hand weg. Haufen alten Eisens, die bestäubt und vergessen in den Ecken lagen, wurden von ihm durchgewühlt, daß es nur so rasselte, das Brauchbare hervorgezogen und zu allerlei Phantasiesachen verarbeitet, wenn gerade keine andere Arbeit wartete. Ein künstlerischer Geist kam über ihn und trieb ihn an, ein Gitter zu schmieden mit Verzierungen, die einem verschnörkelten U ähnlich sahen. Max war in der Frühe der Erste, am Abend der Letzte in der Werkstatt.

Der Schmied betrachtete seinen Sohn von der Seite und sagte vergnügt in sich hinein: „Es ist so weit nit aus, der wird mit jedem Tag besser.“

Der Sonntag kam. Die Ungebuld hatte May früher, als zur verabredeten Stunde, in den Wald getrieben. Es wurde ihm ganz eigen zu Mut, als er unter dem Geflüster der breitästigen Buchen über das weiche Moos dahinschritt. Die Wildheit des Blutes schwieg in der großen Einsamkeit. Sanfte, zärtliche Regungen, weihenvoll wie fromme Andacht, erfüllten seine Seele. Der hohe, grüne Wald erschien ihm wie ein Tempel. Wie vor dem geheimnisvoll leuchtenden Hochaltar der Frauenkirche, glaubte er sich hier der Gottheit näher. Es fiel ihm das Lied ein, das sie neulich auf dem Vereinsfest gesungen: „Der liebe Gott geht durch den Wald.“

Dann dachte er wieder gar nichts und schaute zu, wie rote Eichhörnchen von Ast zu Ast huschten, wie ein Hase hinter einer Buche auftauchte, bei dem Geräusch sich aufrecht setzte, die langen Ohren spitzte und dann plötzlich in großen Sätzen davonjagte

Endlich bedrückte ihn das lange Warten, und die Schwüle des Sunitages brach auch in den Wald ein. Er zog die große silberne Taschenuhr

aus der Westentasche: „Noch eine gute halbe Stunde.“

Nun verspürte er Hunger und Durst. Er schritt über die Lichtung dem Waldwirthshaus zu, ließ sich auf der Bank unter der großen Fichte nieder und bestellte sich eine Maß Bier und eine Knackwurst. Auch das ging vorüber. Nun kaufte er sich noch zwei Knackwürste, wickelte sie in Zeitungspapier: „Für sie! Sie wird gewiß auch Hunger haben und sich freuen, wenn sie sieht, daß ich ordentlich an sie gedacht.“

Jetzt ertönt der schrille Pfiff der Lokomotive durch den Wald. Er eilt klopfenden Herzens an die verabredete, abseits von den besuchtesten Wegen und Plätzen gelegene Stelle Zahlreiche Menschen steigen aus, er kann sie von seinem Versteck aus sehen. Sie schwärmen aus dem kleinen, frei gelegenen Bahnhof wie Bienen aus dem Korb nach allen Richtungen, dahin, dorthin, wo eine Trinkbude, ein Wirthshaus, ein schattiger Platz lockte. Ein fröhlicher Lärm erfüllt die Gegend.

Der Zug saust wieder davon auf dem einspurigen Geleise und verschwindet zwischen hohen, bewaldeten Böschungen in der Richtung nach Starnberg.

Ursula war nicht mitgekommen. Sie hatte offen-

bar den Zug verfehlt. Ärgerlich wickelt Max das Zeitungspapier auf und, sich die Wartezeit zu vertreiben, verspeist er eine Wurst nach der andern.

Nach einer Stunde ein neuer Zug. Das nämliche Schauspiel. Ursula kam nicht. Jetzt fluchte der Schmied aus Leibeskräften und ging, durch das Menschengewühl wie ein Nichtsehender und Unsichtbarer schreitend, auf das nächste Wirtshaus zu und kaufte sich eine zweite Maß, um den Ärger hinabzuspülen, und dann noch eine dritte Maß für den Ertradurst.

„Sie wird ja heute überhaupt nicht mehr kommen. Ich bin ein Narr. Sie hat mich zum Besten“

Inzwischen rollte ein Zug von Starnberg herauf. Sollte er mit heimfahren? Es kommt noch ein später Nachmittagszug von München heraus. Vielleicht! Es wäre ja doch möglich, die strenge Mutter

Max blieb und bestellte sich eine vierte Maß. Fremde Leute sehen sich zu ihm. Erst bleibt er einfilbig auf ihre Fragen, dann redet er sich in die Hize hinein, plötzlich springt er auf. Der schrille, durchdringende Pfiff des entscheidenden Zuges hatte ihm alles Blut zu Kopf getrieben. In größter Aufregung eilt er auf die alte, ver-

borgene Stelle und späht mit brennenden Augen durch die grünen Zweige.

Alle Heiligen! Diesmal gilt's: sie ist's, Ursula! Unbeweglich steht er da, wie ein Jäger auf dem Anstand, aber in seinen Adern rollt das Blut gleich Feuerströmen und eine wilde Kraft spannt alle seine Muskeln. Er hätte die dickste Eiche entwurzeln und wie ein Streichholz knicken mögen, eine so fabelhafte Machtempfindung jauchzte in ihm. Sein Gefühl war eine wunderfame Mischung von Liebe und Born, von Stolz und Anbetung, von Seligkeit und bestialischem Trieb. Jetzt mußte etwas Außerordentliches, Unerhörtes geschehen

Auch Ursula schien in großer Aufregung zu sein. In ihrer Begleitung waren zwei Knaben im Alter von zehn bis zwölf Jahren.

„Ich denke, Hans,“ sprach sie jetzt zu dem einen, „du willst dich doch mit Korbinian allein unterhalten. Da habt ihr etwas Taschengeld, falls ihr Hunger oder Durst verspürt. Geht mir nicht zu tief in den Wald hinein. In einer Stunde müssen wir wieder nach München zurückfahren. Wenn das erste Zeichen gegeben wird, seid ihr in der Nähe des Bahnhofs, nicht wahr? Ich verlaß' mich drauf. Ich habe jetzt allein zu gehen, um etwas zu suchen, was ich vorigen Sonntag hier

verloren habe.“ Bei diesen Worten nahmen ihre Augen unwillkürlich die Richtung nach dem Dickicht, wo Mår versteckt stand.

„Sollen wir dir nicht suchen helfen, Ursula?“ fragte Hans gutmütig.

„Nein, ich muß allein suchen und finden.“

Sie ließ die Knaben stehen und ging mit der Miene der Suchenden auf gewundenen Wegen der verabredeten Stelle zu.

„Wird er noch da sein, wird er fort sein? Ach, die strenge Mutter! . . . Wird er mir zürnen oder so lieb mit mir sprechen wie das erstemal?“ Es schwindelte ihr im Gehirn; sie hielt einen Augenblick die irrenden Schritte an und schaute zurück . . . Dann marschierte sie geradeaus auf das Ziel los.

Wie der junge Schmied in dem durchsonnten Dickicht die so heiß Ersehnte zwischen den goldbraunleuchtenden Föhrenstämmen dahinschreiten sah, erst langsam, auf Umwegen, dann geradeaus und immer schneller und schneller, da vermochte er nicht mehr an sich zu halten. Er stöhnte und schluchzte und stammelte vor Sehnsucht und Liebesbrunst. Er glaubte, seine breite, mächtig gewölbte Brust müsse zerpringen. Er schleuderte den Hut weg, riß sich den Rock vom Leibe, dann die Weste —

und nun stand er da wie in der heißen Werkstatt am Amboss, die Brust frei, nur mit dem Hemd bekleidet, die Muskeln bis zum Krachen angespannt. . . . Er streckte die Arme weit aus, die Zweige gingen auseinander, es war ihm, als ob sich der Himmel öffnete — und mit einem Schrei stürzte sich Ursula, die Herrliche, Stolze, Geliebte, an seine weiße Brust.

Und in den Wipfeln rauschte es wie Hochzeitsmusik.

Und die Sonne lachte hin durch den Himmel und durch den Wald.

Und das Leben brauste wie ein Ozean und wälzte schäumend seine Wogen gegen die bebenden Ufer.

Und die ganze Natur schien sich auf den Kopf zu stellen vor unendlichem Glückesgefühl und Beifall zu klatschen, daß sich zwei Menschen in Liebe gefunden.

*

*

*

Die fromme Anastasia hatte mit dem Scharfsinn des Mutterherzens, der weit feiner ist, als der des Kopfes, das Richtige getroffen: Joseph war der prädestinierte Priester. Seine äußere und innere Natur war darauf angelegt. Der moderne

Priester der streitbaren Kirche im komplizierten Großstadtleben konnte nicht besser und interessanter dargestellt werden, als durch diesen Schmiedssohn aus der Sendlingergasse.

„Wo er das nur her haben mag? Von mir nicht,“ brummte wohlgefällig der alte Meister Florian in den Bart, wenn ihm Frau Anastasia eine neue Heldenthat des geistlichen Mustermenschen in preisender Rede schilderte.

Ehrwürden Joseph Florian Schropfer war von feiner, schlanker Gestalt. Seine Physiognomie hatte etwas Sanftes, Nachdenkliches, Wohlwollendes; der leicht verschleierte Blick des samtartigen braunen Auges war schmeichelnd, kareffierend, aber nicht ohne Malice, die Stirn von schöner Form ohne prahlerisch übertriebenen Umfang, die Nase leicht gebogen, der Mund sinnlich, liebenswürdig, lächelnd, das Kinn entschieden, aber doch weich in den Linien.

In dem Kopfe lag eine eigentümliche Mischung des Philosophischen mit dem Gläubigen, des Gefühlvollen mit dem Herrschenden, des Verzichtenden mit dem Unbefriedigten und Suchenden. Die Nasenflügel verrieten ebensoviel Lüsterheit nach dem süßen Geruch des Weihrauchs, als Behagen an den gemischten und stärkeren Parfüms des Salons und Alkovens. Und sprachen die

Lippen: „Gnade und Friede und Freude!“ so akkompagnierten die Augen: „Ich will, daß meine Liebe euch binde, daß meine Leutseligkeit das Joch eures Willens, meine Demut eure Fessel sei!“ Es lag etwas genial Raffiniertes und berechnend Egoistisches in diesem salbungsvollen Doppelspiel der Lippen und Augen. Dazu kam eine modulationsfähige Stimme von vibrierendem Baritonklang als Organ einer Beredsamkeit, die ebenso geschickt war im verführerischen, subtilen Umgarnen und Einfangen des Hörers, wie im dialektischen Abweisen des Gegners und im entrüsteten Zermalmen des unbequemen Sünders.

Seine Seele empfand unbegrenzten Durst nach Popularität und Herrschaft, aber der kluge Geist schwebte zügelnd darüber und sorgte, daß die Befriedigung nicht überstürzt, sondern in kleinen Zügen, in weissen Schlucken geschehe. Damit hing zusammen das hoch entwickelte Talent, sich scheinbar ganz hinzugeben, das Herz weit zu öffnen, sich allen auszuliefern, während in der That Gedanken und Gefühle in geschlossener Reserve verharrten.

Diese mit den starken Instinkten des Volkskindes ausgestattete Natur war kostbares Material für die klerikalen Erziehungskünstler. In der Stille des Seminars und des Klosters wurde der Jüng-

ling nach bester römischer Methode sorgfältig für die priesterliche Rolle präpariert, die er in der Welt, und hauptsächlich bei der für kirchliche Interessenpolitik so unschätzbaren weiblichen Hälfte, zu spielen hatte. Nachdem er in den Besitz der akademischen Grade und der kirchlichen Weihen gelangt war, wurde er von den hochwürdigsten Obern zuerst an einer kleinen Kirche probiert und dann seine Laufbahn festgestellt. Das Experiment hatte seine ganz spezielle Begabung für die Seelsorge der Frauen bestätigt; die Art und Bedeutung seiner Mission im Weinberge des Herrn war über jeden Zweifel erhaben.

Die unübersehbare Ausdehnung der modernen Arbeit in den Wissenschaften, in der Technik, in der Industrie, im Handel, in den Börsengeschäften, in der Politik, im Militärdienst, in der internationalen Verkehrswirtschaft, im kolonialisatorischen Eroberungswesen hat bei sämtlichen Kulturvölkern den Mann derartig in Anspruch genommen, und seine Kraft in Fesseln gelegt, daß er für die zarteren Seiten des Lebens, für die feinere Geselligkeit, für die Liebe, für die Galanterie, mit einem Worte für das entwickelte Ewigweibliche des Daseins nach seinen verschiedenen Ausstrahlungen nur noch einen winzigen Bruchteil an Zeit und Talent

erübrigt. Der Kultus des Frauentums, wie ihn frühere Kulturperioden gekannt und geübt, ist beinahe bis auf die historische Erinnerung verschwunden. Ist damit auch der Schatz der Gefühle und Illusionen und phantastischen Bedürfnisse, der von der weiblichen Hälfte des Menschengeschlechts gehütet wird seit Anbeginn, plötzlich zerstreut worden, weil die männliche Hälfte nichts mehr damit anzufangen weiß? Keineswegs. Er hat nur einen anderen Schätzer und Ausbeuter gefunden: die Geistlichkeit. Und mit Hilfe dieses Schätzers wird dereinst die Kirche die glaubenslos und unfirchlich gewordene Männerwelt wieder in ihre dogmatische Gewalt zwingen.

Inzwischen haben die Kleriker sich in den Sympathieen der liebes- und trostbedürftigen Frauenwelt, die ewig nach dem Idealen, dem Undefinierbaren und Unendlichen schmachten wird, als regelrechte Besitzer häuslich eingerichtet

In diesem Ideenkreis bewegten sich heute die Gedanken des frühreifen Studiosus der Philosophie Ernst Gurlinger, als er auf die Wohnung des ehrwürdigen Herrn Joseph Florian Schroppe, seines lieben und interessanten geistlichen Freundes, zuschritt. Trotz eines beträchtlichen Altersunterschiedes waren sie auf der Lateinschule gute Freunde

geworden, und obschon Joseph jetzt in Amt und Würden stand und Ernst noch eine vorläufig unbestimmte Zahl von Semestern auf einheimischen und fremden Universitäten als unersättlicher Säugling an den Brüsten der Weisheit liegen wollte, hatten sie doch die trauliche Intimität der ersten Bekanntschaft bewahrt und gepflegt.

Priester und Student verband eine schier zärtliche Neigung. Dem Priester war es Bedürfnis geworden, an dem zarten, feinsinnigen Philosophen von so ausgebreitetem Wissen und so ruhiger, discreter Weisheit ein reines, ungefährliches Gefäß zu haben, in welches er die verborgensten Gedanken- und Gefühlsströme seiner kirchlich eingedämmten Bönibatär= Seele ergießen konnte. Denn es gibt einen Empfindungsüberschuß und ein Mitteilungsbedürfnis, womit selbst die Kirche und ihre Diener zuweilen nichts anzufangen wissen. Der Philosoph empfand dieses Vertrauen des Priesters nicht nur mit freundschaftlichem Stolz, sondern er würdigte es auch von dem Standpunkt des Wissenden, der sich nicht genug thun kann in der Aufstöberung und Sammlung humaner Probleme und philosophischer Rätsel.

Für heute hatte ihm Joseph ganz besonders intime und interessante Aufschlüsse versprochen.

Jetzt trat er in das altertümliche, aber gar reinliche und anheimelnde Kochusgäßchen; hier lag die Priesterwohnung zwischen stillen, ganz urgroßväterlich gemahnenden Häuschen mit hohen, steilen Ziegeldächern, auf denen die Juninachmittagsonne spielte.

Er stieg eine schmale, blendend weiß gescheuerte Stiege hinan, klopfte an die Thür links und trat auf ein sonores „Herein!“ über die Schwelle.

Joseph saß im gepolsterten Lehnstuhl, ein Pastellbild, sein eigenes Porträt, betrachtend. Ohne sich zu erheben, streckte er dem Freunde beide Hände zum Gruß entgegen. Bei der Bewegung streifte er mit dem Ellbogen ein mürbes Milchbrötchen vom Tisch.

„Sei willkommen, mein Sohn!“

Ernst Gurlinger bückte sich, hob das Brötchen auf und betrachtete es lächelnd.

„Einfaches Gebäck, lieber Ernst, mein gewöhnlicher Nachmittagsimbiß mit einem Gläschen Bordeaux, wie du weißt. Was findest du Merkwürdiges daran, mein Philosoph?“

„Am Brötchen?“

„Ja.“

„Am Brötchen an sich wenig, aber einiges an seiner Geschichte.“

„Du machst mich neugierig; laß' hören, mein Sohn!“

Indem Ernst das Brötchen vorsichtig auf den Tisch legte: „Es berührt eigentümlich, daran zu denken, daß gegen dieses unschuldige Gebäck von den Kanzeln herabgeEIFert wurde, daß die Geistlichkeit die ersten Milchbrötchen als eine teuflische Neuerung verdamnte und behauptete, das sei eine dem Leib und Seele gleich schädliche Speise, erwecke unreine Gedanken und sündhaften Appetit.“

„Wann geschah das?“ fragte Joseph sanft.

„Nach der Einführung des neuen Brotes, vor etwas über zweihundert Jahren, unter der allerchristlichsten Königin Maria de Medici von Frankreich.“

„Das ist etwas lange her. Und wie erklärt deine Philosophie die geistliche Abneigung gegen dieses wohl schmeckende Gebäck?“

„Im allgemeinen aus der fatalen Lust der Geistlichkeit, sich in die unbedeutendsten Dinge zu mischen und sich sogar zu Vormündern der Bäcker und Köche aufzuwerfen, wenn Aussicht besteht, durch diese Einmischung ein Titelchen der kirchlichen Autorität beizufügen und die große Herrschaft der Kirche selbst durch ein Nichts zu befestigen.“

„Fehlgeschossen, mein Sohn!“ erwiderte Joseph sich erhebend und seinem Freunde zärtlich die Wange streichelnd. Deine Philosophie ist im Irrtum.“

„Wie so?“

Joseph trat an seine Bücherei und zog einen schweren Folianten heraus. Nach einigem Blättern „Da, lies! Oder gestatte, daß ich dir vorlese, weil es dem Theologen wohl ansteht, dem Philosophen das Leben so bequem als möglich zu machen: Da es Mode geworden war, den Namen der geliebten Person auf ein noch warmes, eben erst aus dem Ofen gekommenes Milchbrötchen zu schreiben, weil der Aberglaube einem solchen, wenn es von der bezeichneten Person verspeist wurde, die Kraft andichtete, Gegenliebe zu erwecken, so verordneten die kirchlichen Obern von Paris u. s. w. Du siehst, wir sind gegen jede Anklage gewappnet!“

„Habe ich auch gewußt, lieber Joseph; ich wollte dich nur ein wenig necken, weil ich dich so gedankenschwer brütend im Großvaterstuhl fand.“

„Ich habe in der That heute keinen guten Tag.“

„Darf ich so indiscret sein, zu erraten warum?“

„Setz' dich an meiner Stelle in den Großvater-

stuhl und sei so indiskret wie möglich! Doch laß dich zuvor umarmen, braver, trauter Junge!“

„Du hast darüber nachgedenkt, welchen Namen du im gegebenen Fall auf das warme Milchbrötchen schreiben würdest“

„Sündhafter Schelm!“ drohte Joseph, sich auf die Armlehne setzend und seinen Arm um den Nacken des philosophischen Freundes schlingend. „Hast du mein neuestes Bild schon gesehen?“

„Das wievielte in der Reihe?“

„Das Duzend ist jetzt voll. Dies ist aber in der That ein Kunstwerk von entschiedenem Wert und keine wohlgemeinte Stümperei, die man nur um des Spenders willen nicht ablehnen mag.“

Ernst Gurlinger griff nach dem Bilde: „Sag' um der Spenderin willen. Wahrhaftig, sehr feine Leistung und sprechend ähnlich. Wieviele Sitzungen hast du du daran gewendet?“

„Keine einzige. Das Bild ist offenbar nach meiner neuesten Photographie bei Stuffer gemacht. Künstler und Spender sind mir gleich unbekannt“

„Ich muß dich wieder forrigieren. Man sagt: Künstlerin und Spenderin!“

„Wie du befehlst. Ich habe das Werk heute früh anonym zugestellt erhalten.“

„Du hast keine Ahnung?“

„Was wollen Ahnungen besagen, wenn man nach Gewißheit verlangt?“

„Ahnungen weisen oft auf den Weg, der zur Gewißheit leitet.“

„Offengestanden, die ganze Bildermanie fängt an, mir unerträglich zu werden. Das Duzend ist, wie gesagt, jetzt voll. Meine Beichtkinder haben wie auf Verabredung mit mein Porträt nun in allen möglichen und unmöglichen Saucen serviert, in Kreide, in Pastell, in Öl, auf Leinwand, auf Glas, auf Pappendeckel. Es ist lächerlich. Es ist auch unwürdig.“

„München ist Kunststadt, darein muß sich auch der Geistliche, der beliebteste Prediger und Beichtvater der Damenwelt zumal, in christlicher Geduld fügen.“

„Spotte nicht! Es wird wirklich zu bunt. Das nächste Bild wird unbarmherzig zurückgewiesen. Da sieh her: drei Briefe allein mit der heutigen Post, wovon zwei mich mit der ewigen Bettelei um eine Sitzung oder wenigstens um Überlassung einer speziell aufgenommenen Photographie in einer bestimmt bezeichneten Pose quälen.“

„Und der dritte Brief?“ fragte Ernst mit Betonung.

„Interessiert nur den Gewissensrat und Seelenarzt.“

Joseph und Ernst hatten sich erhoben.

„Dann interessiert er auch als menschliches Document, wie die französischen Naturalisten sagen, den Psychologen in hohem Grade.“

Joseph betrachtete seinen Freund lange mit einem forschenden Blick.

„Ein neuer Beweis meiner großen Freundschaft für dich: hier, lies den Brief!“

Es waren zwei engbeschriebene Seiten. Ernst begann halblaut zu lesen:

„Hochehrwürdiger Herr! Geliebter Seelsorger! Hoffnung und Trost meiner Seele! Ich leide unaussprechlich. Die Brutalität des Lebens erdrückt mich. Die Wirklichkeit des lieblosen Seins ruht wie ein Zentnergewicht auf meinem Gemüte. Ich ersticke. Wie der totmatte Hirsch schreit nach einem frischen Wasserquell, so schreit meine Seele zu Gott; Gott aber hat mich an Ihre Liebe und Barmherzigkeit gewiesen. Sie sind mein Ideal. Im Traum schwebe ich in Ihr Herz wie in eine selige Unendlichkeit. Verstoßen Sie mich nicht länger. Sie sind mein einziger Rettungsanker. Gewähren Sie mir ein letztes mündliches Wort, nicht in der Kirche, nicht im Beichtstuhl, an einem dritten Ort . . .“ Von hier ab überflog der Leser stumm das Blatt. Unterschrift

„Sine.“ Soll das „ohne“ bedeuten oder Abkürzung eines Namens sein? fragte sich Ernst nachdenklich.

„Und du hast wieder keine Ahnung, wer die Brieffschreiberin?“

„Keine. Du siehst ja, sie wünscht in der Nachschrift die Antwort postlagernd unter ‚Sine.‘ Die Handschrift sehe ich zum erstenmal. Gänzlich unbekannt.“

„Du wirst antworten?“

„Ich habe geantwortet; das gebietet mein Gewissen.“

„Wie?“

„Nach der gewöhnlichen Schablone. Du kannst die Antwort übrigens hier in meinem Konzeptbuch gleichfalls lesen.“

Ernst las: „Meine Tochter! Deine Seele hungert und dürstet nach dem Ideal. Wo ist das Ideal? Das Ideal ist in Gott, nur in ihm allein, in keiner staubgeborenen Kreatur. Wenn wir ganz in Gott aufgehen, mit Leib und Seele uns seinem Dienste, seiner Betrachtung, seiner Anbetung weihen, dann genießen wir schon hienieden die selige Unendlichkeit und alles Endliche und Schmerzliche der alltäglichen Wirklichkeit hat keine Macht mehr über unsere unsterbliche Seele. Darum, meine Tochter, lasse nicht ab, dich dem Herrn Himmels und der Erde zu opfern u. j. w. u. j. w.“

Der Philosoph schüttelte den Kopf.

„Was hast du gegen die Antwort, sprich?“
fragte der Priester gelassen und sein Erstaunen
verbergend.

„Ich halte die Antwort nicht für glücklich.“

„Da seh einer her! Sie ist dir zu feurig,
zu?“

„Im Gegenteil. Zu abstrakt, zu unpersönlich,
zu“

„Zu unpersönlich, halt! Wie schlecht du doch
noch immer die Stellung eines Priesters meiner
Art kennst, liebster Ernst! Zu unpersönlich — das
ist kostbar naiv, erlaube mir! Wie viele Beispiele
habe ich dir nicht schon erzählt von der Leidenschaft,
mit welcher unser einer von den unverstandenen
Jungfrauen und Frauen verfolgt wird, wie sie im
Beichtstuhl, in der Sakristei, in der Amtswohnung,
auf Spaziergängen, bei Besuchen, kurz, wo sich nur
die geringste Möglichkeit persönlicher Annäherung
bietet, auf uns eindringen, auf uns einstürmen.
Und es ist nicht immer der Geistliche, nicht immer
der Gewissensrat, den sie in uns suchen — es ist
der Mann, zu dem sie gelangen wollen, und jener
soll nur die Hand zur Vermittelung bieten; es ist
nicht immer die Sündenlast, die sie vor uns auf
die Kniee fallen und unsere Soutane küssen läßt,

es ist die Sündenlust, der dämonische Reiz, den Mann des heiligen Amtes zum unheiligen Genossen mystisch-sinnlicher Ausschweifung zu haben; es ist andächtig schwärmende Sinnenbrunst, die an der Brust des Priesters nach Befriedigung lechzt Das, mein Freund, ist der letzte geheime Grund der Bilder, welche fromme Damen für mich malen, der Hunderte von Briefen und Gedichten, welche sie mir schreiben, der unbelauschten Unterredungen an profanen Orten, welche sie flehentlich von mir heischen“

„Gut, das räume ich alles ein. Wenn ich sagte, die Antwort erscheine mir zu unpersönlich, so meinte ich nur, daß sie zu wenig auf die Person der Brieffschreiberin eingehe, ihre besondere geistige Individualität nicht stark genug ins Auge fasse.“

„Nehmen wir doch lieber gleich, statt aller weit-schweifigen Erklärungen, ein konkretes Beispiel! Wie würdest du, Ernst, den vorliegenden Brief beantwortet haben?“

Der Philosoph besann sich einen Augenblick, dann sagte er langsam und bestimmt: „Ich hätte die Brieffschreiberin, wenn sie nun doch einmal nur mit Luft bedient sein kann, nicht mit theologischer, sondern mit poetischer Luft angeblasen. Das hätte sie zunächst vielleicht noch etwas mehr erhibt, zu-

legt aber sicher um so gründlicher abgefühlt. Zu einer doppelten Dosis Mitleid noch eine Dosis feiner Ironie könnte die Wirkung nur erhöhen. Eine Brieffschreiberin, die sich phantastisch mit ‚Sine‘ unterzeichnet, müßte sich zunächst auch eine phantastische Anrede gefallen lassen. Meine Antwort würde ungefähr so lauten: Geliebte Illusion Sine! Du leidest wie eine Martyrerin, du seufzest wie eine Heilige. In schmerzlicher Sehnsucht erwartest du einen Tag voll Licht und Befriedigung, der in diesem Thal der Thränen nie anbrechen wird, für dich so wenig wie für andere. Es ist eine schöne Täuschung in einem Menschen, in einem Weggenossen auf der Wüstenreise dieses Lebens sein Ideal erblicken zu wollen, aber doch nur Täuschung, der neue Bitternis folgen muß. Glaube mir, bei richtiger Schätzung der Dinge wird deine Seele auf den Wogen des Schmerzes, auf welchen deine Leidenschaft hilferufend umhertreibt, ganz gewiß eine größere und reinere Lust empfinden lernen, als sie dir jemals eine sinnliche Befriedigung deiner Begierden gewähren könnte. Habe Geduld und Mitleid mit dem Weltgenossen, dessen Barmherzigkeit du so stürmisch forderst. Er ist vielleicht nicht weniger elend als du. Und wenn er sein Elend mit dem Deinigen vereinen wollte, wer bürgt dir

dafür, daß ihr das Doppelelend als Glück empfinden müßtet? Von ihm weiß ich, daß er's niemals als solches empfände. Also laß ab von deinem Verlangen! Schwinge dich auf zu Gott und seinen Heiligen, meine geliebte Illusion, aber hüte dich, immer wieder auf deinen Mitmenschen zurückzufallen, und durch diesen Fall sein Leid und das deinige zu vermehren u. s. w."

"O Freund," erwiderte der Priester, "wie wenig du die Weiber kennst! Deine Antwort hältst du für eine wirksame Abfertigung? Die meinige mag es nicht sein, aber die deinige ist es ebensowenig. Ich könnte dir Beispiele erzählen von der Uermüdblichkeit des weiblichen Angriffs, die dich von deinem poetischen Wahn rasch kurieren würden."

"Kuriere mich! Du hast mir ja ohnehin für heute eine Überraschung versprochen, die darfst du mir nicht schuldig bleiben, und in diesem Falle wäre es sogar eine gegenseitige, denn eine gelungene Kur pflegt den aufrichtigen Arzt nicht weniger zu überraschen, als den skeptischen Kranken selbst."

"Ich habe heute wirklich keinen guten Tag, mein Sohn."

"Das merke ich. Darum thut dir Zerstreuung umsomehr not. Erzähle mir von den phänomalen menschlichen Dummheiten und Lasterhaftigkeiten;

ihre Tragik reicht immer noch zu einer sanften Aufheiterung der Weisen und Entsagenden aus.“

„Jetzt quälst auch du mich. Das fehlte noch!“

„Jemehr ich dich quäle, desto leichter wirst du die Quälerei der andern vergessen.“

„Das ist doppelsinnig.“

„Wie jede gute Bemerkung eines Philosophen, der sich an dem Theologen reibt. Die Schwärze färbt ab! Geh', Joseph, erzähle mir die versprochene Geschichte aus dem Martyrologium der Liebe! Irgend einen Totentanz . . .“

„Gut. Der Dulder fügt sich. Nun sollst du aber auch einmal alles hören. Machen wir's uns jedoch erst wenigstens körperlich bequem. Was sagst du zu' dem neuen Kanapee? Raffiniert, nicht wahr?“

„Ich bemerke überhaupt jetzt erst eine Menge neuer Einrichtungsgegenstände von einer bei dir ungewöhnlichen Solidität und Pracht . . .“

„Wieder doppelsinnig.“

„Nein, wahrhaftig . . . Kanapee, orientalische Teppichvorhänge an den Thüren, ich verstehe ja von diesem Zeug nichts, aber es scheint sehr hübsch; eine verhüllte Psyche in der Ecke, na, na . . . Christus sogar ist im Werte gestiegen, denn dieses prächtige Elfenbeinkruzifix, welches jetzt das hölzerne

von ehemals ersetzt, hat gewiß mehr als dreißig Silberlinge gekostet . . . Zinnkannen, Majolikafrüge Lauter fromme Stiftungen, oder hast du einen verborgenen Schatz entdeckt?"

„Wieder ironischer Doppelsinn, lieber schlechter Mensch! Man schreitet eben mit seiner Zeit vorwärts, was auch die Welt von den reaktionären Pfaffen sagen mag. Wir essen Milchbrötchen, gegen die einst unsere französischen Kollegen geeifert, wir bedienen uns der Eisenbahnen und Telegraphen und anderer Errungenschaften der verteuflten Naturwissenschaft; warum sollen wir nicht auch in stilvoll eingerichteten Zimmern wohnen und als Römlinge, die wir nun doch einmal sein müssen, für altdeutsche Behaglichkeit schwärmen?"

„Alles zur größeren Ehre Gottes. Ich liege hier wirklich ganz köstlich. So, jetzt schließe ich die Augen, lieber Joseph, und Euer Hochwürden mögen ganz ungeniert die errötendsten Geschichten erzählen. Aber wo du all' das Heidengeld zu diesen schönen Sachen her hast, mußt du mir gelegentlich auch noch verraten . . . Du spekulierst doch nicht mit der Spitzeder zusammen? . . .“

„Du ahnungsvoller Engel, du,“ murmelte der Priester.

„Hast du etwas gesagt?"

„Nein. Besteht du noch darauf, die Geschichte zu hören?“

„Wie auf meiner Seligkeit. Vorzügliches Kanapee! Wenn ich einschlafe, soll die Schuld nicht deiner Geschichte beigemessen werden. Erzähle! Ich bin ganz Ohr und Behaglichkeit und, wenn man so göttlich gelagert ist, auch ganz Milde und Nachsicht.“

Ein schöner, sonniger Nachmittagsfriede webte in dem priesterlichen Heim. Wie die sanften Atemzüge eines glücklich Schlummernden gingen die Pendelschwingungen der großen alten Wanduhr in dem dunkelbraunen Gehäus. Nirgends störte ein zu lauter Ton, eine zu helle Farbe. Alles war milde, abgedämpfte Harmonie in der traulichen Stube, wie von selig in sich selbst versunkener Andacht überhaucht.

Der Priester lehnte sich in den Großvaterstuhl zurück, das Gesicht seinem Freunde zugekehrt, als wollte er in dessen Zügen die Wirkung der Erzählung verfolgen. Gurlinger ruhte mit geschlossenen Augen ausgestreckt auf dem Kanapee, wie eine schlummernde Statue auf dem Sarkophage, ein Bild edelster Ruhe. Das Profil des bartlosen Gesichtes zeigte die reinsten Linien, der schlanke Gliederbau elastische Jugendlichkeit.

Joseph begann mit halblauter Stimme wie einer, der ohne persönliche Teilnahme und deshalb auch ohne jede Erregung in Betonung und Modulation aus einem Buche vorliest.

„Ich sehe einen bleichen Knaben mit dem Bücherpäckchen unter dem Arm durch die Sendlingergasse schreiten. Gleichgültig, ob er von der Schule kommt oder zur Schule geht, der Ausdruck seines Gesichtes ist wie der seiner Bewegungen stets der gleiche; auch das Straßenbild scheint stets im wesentlichen das nämliche zu sein. Große und kleine Kaufläden mit farbigen Ladenschildern und Inschriften, abwechselnd mit Bäckereien und Wirtschaftshäusern, wo man durch die großen, tiefen Fenster die Gäste auf den Holzbänken und die Reihen der steinernen Maßkrüge auf den langen, dunklen Tischen erblickt und ein dumpfes Gewirr von Stimmen vernimmt, dazwischen zuweilen den spitzigen Ton einer Geige oder das elegische Gezirpe einer Zither; dann wieder schmale Hausthüren, die durch einen engen, düstern Gang in den Hof oder über eine schmale Treppe in die oberen Gemächer leiten; auf der anderen Seite eine Zeitungsexpedition in einem weitläufigen Gebäude mit einer kasernenähnlichen, geschäftsmäßig langweiligen Fassade; in der Straße ein häßliches,

profaisches Gewoge von Menschen und Fuhrwerken; Land- und Stadtleute, Vornehmere und Geringere schieben aneinander vorüber; selten daß ein liebes Wort fällt oder ein Mund zum Gruß sich öffnet; alles scheint sich fremd zu sein, von einem Wind in diese lange, krumme, unschöne Straße zusammengekehrt und in Bewegung erhalten. Auch der bleiche Knabe mit dem Bücherpäckchen unter dem Arm schreitet fremd unter den Fremden dahin und achtet ihrer nicht. Er liest in niemandes Seele und niemand liest in seiner Seele, wo die Helden Griechenlands und Roms wieder lebendig geworden und sich ruhmvolle Treffen liefern im Wettkampf um die Palme des Siegs und herrlicher Unsterblichkeit. Denn der Knabe ist Bögling einer gelehrten Schule und die Alltagsprosa der modernen Welt ringsum spricht nicht zu seinem ideal gestimmten Geiste. Nur wenn er sich der Ecke nähert, wo die Rosenthalgasse in rascher Senkung abbiegt, dort wo das stattliche Haus steht mit dem vornehmen Erker und der darüber gemeißelten Rose aus rothem Sandstein, da kehren seine Gedanken aus Hellas und Rom zurück, ein seltsamer Zauber erfaßt sein Gemüt, seine Schritte verlieren den gewohnten Rhythmus, zögernd und sich umwendend geht er vorüber und seine leuch-

tenden Augen spähen nach einem Fenster empor, wo hinter roten Nelken und gelben Levkojen eine Mädchenblume blüht, schöner als alle Blumen der Welt, poetischer als alle Dichter und Helden des klassischen Altertums. Und wie oft er auch des Weges kommen mochte, eine geheime Gewalt zog sein Auge nach jenem Fenster, und eine heiße selige Empfindung nahm er mit fort, wenn er des holden Mädchens ansichtig geworden, und ein dunkeltrauriger Tag war es für ihn, wenn er ohne diesen Blick davon mußte.

Monate gingen vorüber. Es kam der Herbst in die Welt und dann der Winter, und die Sendlingergasse war im eisigen Schneegestöber des Winters nicht erfreulicher, als in den heißen Staub- und Wetterwolken des Sommers. Und doch wußte sich das bleiche Studentlein in ganz München keine liebere Gasse mehr. Ihr war fortan nichts mehr vergleichbar. Je sehnsüchtiger er nach jenem Mädchen aufschaute und je freundlicher es seinen Blick erwiderte — o unvergeßlichster aller Neujahrstage, da war's das erstemal und Lilahyacinthen blühten am Fenster und vom Weihnachtsfest grünte und leuchtete noch das Reifig des Christbaums — desto schöner erschien ihm auch die Sendlingergasse, desto imposanter und heldenhafter ihr Leben und

Berkehr. Und als er dann noch in der Schule von dem heroischen Kampf der Bauern am Sendlingerthor hörte, da erblaßte selbst der Glanz der Thermopylen, und die bayerischen Helden waren ihm bewundernswürdiger, als die tapferen Mannen des Leonidas. So revolutionierte das Auge eines Kindes die ganze Welthistorie. Und hatten schon die Augen vom Fenster aus so viel vermocht, so geschah noch Ungeheuerlicheres, als gegen den Ausgang des Winters das Studentlein zum erstenmal dem wundermächtig herrlichen Mädchen in ganzer Lebensgröße auf der Straße begegnete. Er hätte niederknien mögen in den Straßentot und es anbeten wie eine Madonna. Es war ihm, als höbe ihn ein Zauber vom Boden, als ginge er nicht mehr auf den Füßen, sondern schwebe mit unsichtbaren Fittichen in der Luft. Dann wieder schritt er wie ein totesmutiger Held einher, wünschend, eine unerhörte Riesenthats vollbringen zu können, um dem Mädchen seine unendliche Liebe zu bezeugen. Ja, jetzt war's klar, er verhehlte sich's selbst nicht mehr, der arme Junge — er war bis über die Ohren verliebt.

Als er aber in demselbigen Frühjahr aus der lateinischen Schule in die geistliche Anstalt übertreten mußte, da war's mit aller Herrlichkeit des

Sehens auf lange vorbei. Doch das Bild der Goldseligen hatte sein treugehütetes Plätzchen im Herzen des Jünglings; das vermochte ihm keine klösterliche Zucht zu entreißen. Die Jubelzeit der Ferien rückte heran. Da kam, was so heiligend und beseligend gewirkt und kalte, dunkle Jahre durchglänzt und durchsonnt hatte, von selbst zu Fall. Der Jüngling im schwarzen Gewande des Klerikers war hinfort jeder Versuchung überhoben: er hatte auf seinem letzten Feriengang seine erste und einzige Mädchenliebe am Arme eines anderen Mannes, des Bräutigams, gesehen, und als sie aneinander vorübergeschritten waren und der fremde Mensch zu seiner Braut eine bosshafte Bemerkung über den ‚komischen Schwarzrock‘ gemacht und jene mit einem beifälligen Nicken darauf geantwortet hatte, da war der Liebestraum der Sendlingergasse zerronnen für immer. Der Kleriker kletterte Stufe um Stufe den Kalvarienberg seines gottgeweihten Berufes hinan. Jenes Mädchen, das inzwischen Braut und Frau geworden, war für ihn bis auf die Erinnerung verschollen. Wohl erschien ihm noch zuweilen im Traum die feine, schwächliche Gestalt mit dem lieblichen Kindergeßicht und dem versengenden Blick der großen, glühenden Augen, aber ihre Haare waren zischendes Schlangen-

geringel, aus ihrem fichernden Munde troch ekelhaftes Gewürm — und der höllische Spuk hatte keine Gewalt über die fromme Stimmung des Geweihten.

Da ereignet sich Unerwartetes. Verschlungen und unerforschlich sind die Pfade des Schicksals. Eine zerknirschte Sünderin naht sich dem Beichtstuhl des Priesters und entrollt eine thränenreiche Jammergeschichte von häuslichem Elend, von Verrat und unsäglicher Pein, die sie vom Manne erduldet. Nach kurzer Zeit betritt sie wiederum die gnadenreiche Stätte im Witwenschleier und legt ihr verödetes, zerrissenes Herz bloß, das nur noch Raum habe für eine einzige Liebe — eine frevelhafte, aber seliger, denn alle Seligkeit. Der Diener Gottes leidet mit der Leidenden, aber er sündigt nicht mit der Sünderin und wäre sie hundertmal der erhabenste Liebestraum, der Abgott seiner Jugend gewesen. Und diese ist es gewesen. Er spricht sie in unerschöpflicher Barmherzigkeit aller Schuld ledig und glaubt, die Unglückselige entschühnt entlassen zu haben, als sie plötzlich umkehrt und in wahnsinnig leidenschaftlicher Sprache, die wie glühende Lava aus dem Krater ihrer Seele eruptiert, dem Priester ihre Liebe erklärt. Sie reißt mit konvulsivischer Hand am Gitter des Beichtstuhls. Der Priester

entflieht und läßt sie ohnmächtig liegen. Mit Hilfe des Kirchendiener's entfernt sie sich schließlich. Kein anderes sterbliches Auge hat zum Glück die schreckliche Szene gesehen. Seit jener Stunde verfolgt sie den Priester, geberdet sich wie eine Irrsinnige, schmeichelt, droht, dichtet sich die fabelhaftesten Laster an. Noch einen Versuch hat die Güte des Priesters leththin gewagt. Anfangs schien sie gefaßt, dann kam der Dämon wieder über sie. Es ist keine Rettung mehr . . . keine. . . .“

Die letzten Worte des Priesters waren in kaum vernehmlichem Flüsterton gesprochen.

Ernst Gurlinger hatte sich vom Kanapee erhoben und saß aufgerichtet dem Freunde gegenüber. Die Abenddämmerung war hereingebrochen. Die hohen Dächer vermehrten die Dunkelheit des Gemachs. Aus der Nachbarschaft tönte ein auf dem Klavier geschundener Walzer herüber, und ein Kanarienvogel zwitscherte sein Abendlied dazwischen. Der Priester trat ans Fenster und schloß die offenen Flügel. Lange Minuten vergingen und es fiel kein Wort.

Gurlinger wandelte nachdenklich durchs Zimmer, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt. Dann brach er das Schweigen, indem er in eigentümlich kühlem, wissenschaftlich nüchternem

Ton sagte: „Im zweiten Teile der Erzählung hat besonders ein Punkt mein Interesse gereizt. Hierüber wünschte ich näheren Aufschluß.“

„Über welchen Punkt?“ fragte der Priester leise, der sich wieder im Großvaterstuhl niedergelassen hatte.

„Wo der Erzähler meldete, sie dichte sich fabelhafte Laster an. Welcher Art sind diese Laster? Ist die Erfindung derselben eine bewußte oder unbewußte? Hat sie ihre Wurzel in irr sinniger Phantasie oder berechnender, die Lasterhaftigkeit des Hörers voraussetzender Absichtlichkeit?“

„Ich kann nur auf die erste Frage eine kurze Mitteilung machen. An die Beantwortung der anderen wage ich mich heute nicht heran; so viele Fragen, so viele Probleme. Vor nicht langer Zeit bildete in München ein skandalöser Ball das Stadtgespräch. Mehrere Lebemänner und Lebefrauen, natürlich den sogenannten besseren Ständen angehörig, hatten eine nackte Tanzorgie veranstaltet. Trotz der größten Vorsicht war die Sache ruckbar geworden. Es wurden Namen genannt. Die Polizei stellte Nachforschungen an. Positive Resultate kamen nicht ans Licht. Der Skandal ist unaufgeklärt geblieben. Jene Sünderin nun verschwor sich, dabei beteiligt gewesen zu sein; sie be-

richtete die schamlofefen Einzelheiten, befchrieb die Gefalten, die Bewegungen, die gehabten Empfindungen — und das alles im Ton ekftatifcher Neue. Es konnte aber feftgefellt werden, daß ihre Teilnahme an jener Orgie zeitlich und räumlich die pure Unmöglichkeit gewesen wäre.“

„Noch eine Frage: wie erklärt fich's, daß jenes Abenteuer des Studentleins in der Sendlinger-gaffe felbft vor feinem intimften Freunde geheimgehalten wurde bis auf den heutigen Tag?“

„Der Erzähler nimmt fich die Freiheit, in diefem Augenblick fich für überfragt zu erklären.“

„Ift auch der Name, wenigftens der Vorname jenes Mädchens nicht zu erfahren?“

„Seraphine.“

„Also Sine, da haben wir's!“ rief der Philofofch fchlagfertig.

„Herr des Himmels, wenn du Recht hättest!“ fuhr der Pfriester auf.

Doch faßte er fich fchnell wieder und fprach im Tone erzwungener Gelaffenheit: „Laß' uns gehen, Freund; es ift fpät, und ich habe noch einen notwendigen Befuch zu machen. Wenn dir's beliebt, können wir eine Strecke zufammengehen.“

„Noch eine Bitte, Jofeph, die letzte für heute

und vielleicht für lange, denn ich muß morgen eine Gebirgsreise antreten.“

„Sprich!“

„Gestatte mir, deine sämtlichen Porträtbilder zu mustern.“

„Wozu?“

„Ich vermute, daß sich auf mehreren ein Zusammenhang mit Sine entdecken ließe“

„Heute nicht mehr. Es ist zu dunkel. Wenn du wiederkehrst.“

Die Freunde verließen schweigend das Gemach. Der Vorraum und die Treppe waren noch unbeleuchtet. Es dunkelte stark. Sie tasteten sich hinaus und die Treppe hinab. An den untersten Stufen lag eine unkenntliche Gestalt und versperrte den Weg. Sie richtete sich halb empor und umklammerte das Knie des voransteigenden Priesters.

„Wer da?“ schrie er halb erschreckt, halb drohend.

„Sine läßt um eine andere Antwort bitten Sie stirbt Die Wasser gehen ihr bis an die Seele“ klang die Antwort erschütternd dumpf wie aus Grabestiefe.

„Hebe dich von dannen, Weib! Was habe ich mit dir zu schaffen?“

Der Priester griff nach dem Arm seines Freundes, faßte ihn fest und schritt an dem Weib vorüber.

* * *

Wie gewöhnlich war Max auch heute der Erste in der Schmiede gewesen. Diesmal allerdings nicht aus bloßem Arbeitstrieb. Er hatte die Kohlen aufgeschüttet, die Werkzeuge untersucht, die Arbeiten für den Tag vorbereitet, sogar die Werkstatt mit dem Besen gereinigt. Wenn jetzt Vater und Gesellen kamen, war alles am rechten Platz und sie durften nur Hand anlegen und die Arbeiten in der Reihe ausführen, wie sie Max angeordnet.

Die Gesellen traten sonst mit dem Glockenschlag herein; heute hatten sie sich alle verspätet. Sie sahen übernächtigt und duselig drein; ihre Mienen waren schlaff, ihre Augen trüb. Erklärlich! Den Abend vorher und die ganze Nacht hatten sie scharf gezechet. Einer der Kameraden hatte bei der Spizeder sein Glück gemacht. Obwohl er nicht die geringsten Finanzkenntnisse besaß und kaum des Rechnens und Schreibens mächtig war, bekam er doch durch geistliche Protektion eine Stelle als Aushilfs-Buchhalter in der Spizederschen Volksbank.

Der über Nacht zum Finanzmann avancierte

Schmiedsgesell hatte fast nichts zu thun, bezog dafür aber ein Gehalt, dessen Tagesbetrag höher war, als früher sein ganzer Wochenlohn. Nun wollte sein gutes Herz sich nicht lumpen lassen; die alten Kameraden sollten von seinem Glück und Wohlleben auch ihr Teilchen haben. So kam die lustige Nacht zu stande mit Geigen und Flöten und Dideldumdei, mit den ausserlesensten Speisen, dem kräftigsten Bier, den schönsten Weinen — und „Schampus“ in ungezählten Flaschen. Einmal die Schmiedsgurgel in Champagner baden dürfen, ohne einen Pfennig aus der eigenen Tasche zu ziehen, Donnerwetter, da heißt's zugreifen und seine Stärke zeigen! Herrgott, der Zaubertrunk!

Und da bekanntlich nach urältester Erfahrung „ohne Damen kein Vergnügen“, so hatte der Schmiedsgesell-Bankbuchhalter in weiser Vorsicht dafür Sorge getragen, daß auch diese Nummer des Festprogramms nicht zu schwach besetzt war. Wie Braten und Wein, so gab's „Damen“ von allen Sorten, kälberne, schweinerne, fette, magere, muffrende, stille, süße, herbe Ja, das war ein unvergeßlicher, kreuzfideler Abend!

Der Wosserl vergriff sich und nahm statt des Hammers ein lange Zange und schlug auf den Amboss — und daneben.

Hiesl zog sein großes Maul schief und schrie: „O der Hallunk!“ und wollte sich schier ausschütten vor Lachen.

Woserl wurde wild. Wenn er benebelt war, verstand er keinen Spaß mehr. Ein Kollege von der Zentralwerkstätte hatte ihn ohnehin auf dem Fest beleidigt. Dreimal hatte ihm der infame Mensch die Tänzerin, eine festsche Haidhauser Dirn, auf die er den ganzen Abend ein verliebtes Auge geworfen — er hatte nur noch ein einziges — weggeschnappt. Hätte ihn nicht der Respekt vor dem generösen Festgeber zurückgehalten, er wäre im Stand gewesen, dem Nebenbuhler fünf Zoll Eisen in die Rippen zu stoßen. Daß er's nicht gethan, wurmt ihn jetzt noch. Vielleicht erwischt er ihn doch noch einmal, den Lackl

„Hiesl, reiz' mich nicht! Heut' bin ich kein Guter, verstehst mich?“ knurrte er und schmiß die Zange in die Ecke, daß es klirrte.

Der Sepp stieß begütigend den Hiesl mit dem Ellbogen an und summt das gemütliche Lied:

Mer san ja die lustig'n Hammerschmiedsg'sell'n,
Könnna fortgehn, könnna dableib'n, könnna thun was mer
wöll'n.

„Ja,“ sagte jetzt Max, „das Beste ist, Leut', ihr geht heim und schlaft euch ordentlich aus.“

Nach einer solchen Nacht schmeckt freilich die Arbeit nicht. Das ist begreiflich. Also macht in Gottesnamen heut einen Blauen. Ich hoff' aber, einmal ist keinmal! Die Arbeit kann ich mit dem Meister schon allein zwingen. Geht nur, geht!"

Und die Gesellen, von soviel Güte und Rücksicht überrascht, trollten, verlegen dankend, einer nach dem andern davon.

Max blieb mit dem Vater allein in der Werkstatt zurück. Der Alte machte verwunderte Augen. Der Sohn schrie ihm eine kurze Erklärung des Vorgangs in die Ohren. Meister Florian nickte mit dem struppigen Kopf: „Is so weit nit aus; bin amal jung g'wes'n.“ Dann lächelte er vor sich hin und hämmerte munter d'rauf los. Heute waren es gerade dreißig Jahre, daß er auf die Schmiede kam und die Tochter des vorigen Besitzers heimführte. Kein Mensch schien daran zu denken. Thut nichts. Der Alte wird sie heute Abend alle überraschen, wenn er die Gedenktafel mit dem Wahrzeichen am Hause anbringen läßt. Dreißig Jahre! Als armer Handwerksbursch war er von Tölz nach München gekommen. Nun steht er noch in Gesundheit und Kraft am eigenen Amboss; oben in der schmucken Stube hantiert sein frommes, auch noch leidlich gesundes Weib und hütet die Ehre

des Hauses und die in treuer, emsiger Arbeit erworbenen Schätze; der Jüngste ist wohlbestallter Pfartherr, der Älteste Erbe der „goldenen Schmiede“ . . .

Meister Florian konnte nicht recht zum Entschluß kommen, ob er heute doch nicht den Max sondieren sollte und ihm nahelegen, an die Gründung des eignen Hausstandes und Übernahme des Geschäftes zu denken. Es wär' ja so natürlich, und doch kommt's ihm kurios schwer an. Der Max ist in dem Punkt aber auch ein so sonderbar verschlossener Mensch . . . Na, heute Abend ist auch noch Zeit. Joseph ist eingeladen, ein paar gute alte Freunde, da gibt ein Wort das andere, und es macht sich auch viel feierlicher. Freilich, wenn man auch die Gertrude Alzinger, die reiche Tölzer Witwe, die jetzt beim Schlosser Morasi auf Besuch ist, bei ihrem Onkel, mit diesem zugleich hätte einladen können. . . . Die Mutter sieht sie sehr gern . . . und wenn Max an dem saubern Weibsbild . . . so eine wie diese Tölzerin gibts ja doch in ganz München nicht . . . Das wär' ein Festtag!

Meister Florian schmalzte bei diesem Gedanken mit der Zunge und schlug mit der rotglühenden Eisenbarre in den Wasserbehälter, daß es nur so

zischte und dampfte und das Wasser wie Sprühregen umherspritzte.

Durch den Dampf hindurch schielte er zu seinem Sohn hinüber, der sich eben Hände und Gesicht reinigte und zum Ausgehen anschickte. Jetzt wär' die Gelegenheit gut . . . sie sind ganz allein in der Schmiede . . .

„Vater, ich hab' einen notwendigen Gang.“

„Ich hab' dir g'rad auch was Notwendig's sag'n woll'n.“

„Wann ich zurückkomm', Vater. Es wird nit so sehr pressier'n.“

Der Schmied schluckte, als hätte er etwas in der Kehle stecken. Bevor er das Wort herausbrachte, war Max bereits zur Thür hinaus.

Eine Zeitlang starrte ihm der Alte nach, dann ging er in ein dunkles Gelaß neben der Werkstatt und holte ein sorgfältig verhülltes Ding hervor, das die Form eines altmodischen Dorfwirtshaus-schildes hatte. Er nahm die Hülle ab: es war das Wahrzeichen der Schmiede, das mit der Gedenktafel heute Abend hoch oben am Hause, genau an der weithin sichtbaren Ecke der Sendlinger- und Paradiesgasse angebracht werden sollte. Die ganze Straße hinauf und hinab, vom Sendlingerthor bis zum Rosenthaleck, sollte hinfort das Haus

Meister Florian Schoppers durch dieses schmied-eiserne Kunstwerk mit dem vergoldeten Bierat kenntlich gemacht werden nach gut münchenerischer Sitte

Der Alte betrachtete und betastete das schöne Werk mit hellem Vergnügen. Als Modell hatte das alte Wahrzeichen der Tölzer Schmiede gedient, wo er einst das Handwerk erlernt; nur war die Nachahmung in größerem Umfang und mit reicherm Schmuck ausgeführt.

Nun wollte der Alte auch noch eigenhändig ein paar Schläge daran thun und die Klammern etwas länger ziehn. Nicht gestört zu werden, trat er auf die Schwelle des Borraums, um das Flügelthor halb zu schließen. Da sah er seinen Sohn, den Priester, eilig über die Straße auf die Schmiede zuschreiten.

„Der kommt zu früh; heut' Abend ist noch Zeit genug, den Segen darüber zu sprechen.“

Schnell zog er den Kopf in das Halbdunkel der Werkstatt zurück, mit den harten, geschwärzten Händen die Thorflügel übereinander haltend.

Doch im nächsten Augenblick hatte sich Joseph schon durch das Thor gezwängt.

„Nix da!“ rief der Schmied, der sich die Überraschung nicht verderben lassen wollte.

„Vater, mit der Spizeder geht's zu End'. Ihr

habt doch nicht . . . ?“ schrie der Sohn dem halbtauben Alten in die Ohren, daß es in der stillen Werkstatt unheimlich widergellte. Eine bläuliche Flamme züngelte am Herde auf, um sofort in der Asche wieder zu verlöschen.

„Mit der Spizeder geht's zu End'?“ wiederholte Meister Florian wie einer, der nicht weiß, was er mit der Neuigkeit anfangen soll „Is so weit nit aus. Die Spizeder gehört nit zu unsrer Rundschaft . . .“

*

*

*

Max wurde seit einigen Tagen von einer seltsamen Unruhe gefolttert. Über die Geschäfte der Volksbank waren die widersprechendsten Gerüchte in Umlauf. Man munkelte von einem baldigen Zusammenbruch, vom Einschreiten der Polizei, Einmischung der Gerichte und ähnlichen unheilvollen Sachen, welche die Spizeder'sche Unternehmung plötzlich im gefährlichsten Lichte erscheinen ließen. Der Mutter, die ohnehin in der letzten Zeit etwas kränkelte, mochte Max noch nichts davon mitteilen, solange die Hauszeitung über die Angelegenheit schwieg. Aber es wäre entsetzlich, wenn die bösen Zungen Recht behielten. Das ganze Schropfer'sche Vermögen wäre verloren. Die Mutter müßte der

Schlag treffen. Der Vater würde wahnsinnig werden

Um sich Klarheit und Beruhigung zu verschaffen, war Max gestern Abend noch zu seinem geistlichen Bruder in die Rochusgasse geeilt. Er hatte sich schwer dazu entschlossen. Die Brüder sahen sich seit einem Jahre höchst selten und über finanzielle Sachen hatten sie noch nie mehr mit einander gesprochen, als das Gelegentlichste und Gleichgültigste. Setzten sie doch beide stillschweigend voraus, daß die eigenen wirtschaftlichen Verhältnisse in schönster Ordnung und bester Sicherheit. Keinem von ihnen wär's im Traum eingefallen, von dem andern anzunehmen, daß er die Thorheit begehen und die ungeübten Hände in Spekulationen mischen würde. Sie hatten's ja nicht nötig, gottlob!

„Handwerk hat einen goldenen Boden,“ sagte Joseph. „Die Alten sind wohlhabend und vorsichtig, da ist nichts zu besorgen.“

„Joseph ist versorgt, die Kirche ernährt ihren Mann,“ sagte Max. „Ein Geistlicher hat geringe Bedürfnisse und hängt sein Herz nicht an den Mammon.“

Max hatte in der Rochusgasse einen schlimmen Eindruck empfangen. Als er in der Dunkelheit in das Haus seines geistlichen Bruders trat, stieß er

auf eine junge Frauensperson, die sich weinend und stöhnend vor der Treppe auf dem Boden wälzte. Er prallte zurück.

„Eine Epileptische!“ Er eilte die Treppe hinauf, um vereint mit dem Priester der Unglücklichen Hilfe zu bringen. Er pochte, rief aus Leibeskräften — umsonst. Die Wohnung blieb verschlossen. Der Bruder war abwesend. Zögernd wandte er sich zur Umkehr. Als er wieder die Treppe hinabstieg, war das Weib verschwunden. Auch in der engen, stillen Gasse war niemand zu sehen. Er fragte sich, ob es nicht eine Sinnesstäuschung gewesen, irgend ein eingebildeter Spuk . . . Gleichviel, er war sehr verstimmt. Die Erscheinung konnte nur von übler Vorbedeutung sein.

Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Immer sah und hörte er das winselnde Weib, das sich vor der Treppe der Pfarrerswohnung wälzte. Daß Joseph auch gerade an diesem Abend abwesend sein mußte!

Gegen die Frühe wollten ihm die Augen doch noch zusinken. Aber mit dem Schlummer stellten sich schreckhafte Träume ein. Das Weib an der Treppe nahm Ursulas Gestalt und Züge an. Ein Bild haarsträubender Trostlosigkeit.

Entsetzt sprang er aus dem Bett, kleidete sich

an und fand, daß es Zeit sei, in die Werkstatt zu gehen. Dann kam der Auftritt mit den bezechten Gefellen. Der Gedanke an Ursula peinigte ihn so, daß er's nicht bei der Arbeit aushielt. Er mußte nach der Geliebten sehen. Seit Monaten hatte er weder Zeit noch Lust erübrigt zu einem Besuch in dem einsam gelegenen Häuschen der Deirhofer weit draußen in der Vorstadt Giesing. Es gab so viel anderes zu denken

Jetzt war er unterwegs. Zu dieser Tageszeit hatte er nie diesen Weg gemacht. Die Gegend in der Frühbeleuchtung nach dem Regen kam ihm ganz fremd vor. Aber in einer halben Stunde wird er Ursula sehen und ihr Kind, sein Kind! Wie bei diesem Gedanken die Brust sich stolzer hob! Sein Kind, sein Ebenbild!

*

*

*

Gestern war Ursula im Walde von Planegg gewesen. Der Tag war zu verlockend. Und wenn ihr trübe Gedanken kamen, tauchte immer das Bild des ersten und ach, so folgenschweren Liebesrausches im Walde auf. Im Walde stand ihr Heiligtum. Dorthin wallfahrtete sie, so oft sie konnte. Wie oft hat sie dort sich recht von Herzen ausgeweint in diesen drei schweren Jahren!

Jedesmal nahm sie ihr Kind mit und führte es an die unvergeßliche Stelle im Dickicht. Da . . . da . . . !

Epheu schlängelte sich auf dem Boden. Sie hatte ein Pflänzlein ausgegraben. Es grünte fröhlich daheim an ihrem Kammerfenster. Wie oft hat sie es mit ihren Thränen genetzt und dabei geseufzt: „O Liebe, wie bist du bitter, o Liebe, wie bist du süß!“

Gestern also war sie wieder im Walde gewesen mit ihrem Kinde, dem herzigen Franzl. Auch Hans und Korbinian waren dabei. Die Knaben scherzten mit dem Kinde, pflückten mit ihm Blumen und Beeren, fingen Käferchen, stellten den Eidechschchen nach. Wie drollig Franzl war und wie vergnügt!

Ursula saß mit dem Strickzeug im Moos. Wenn jetzt Max auch da sein könnte! Der gute Schatz gönnt sich kein Vergnügen mehr, er arbeitet sich noch zu tot. Aber sie darf ihm nicht zürnen. Was er thut, ist ja um ihretwillen, um des Kindes willen. Die Trennung kann nicht lang mehr währen und das bedrückende Heimlichthun . . .

„Kinder, entfernt euch nicht zu weit! Ich fürchte, es kommt ein Gewitter. Wir müssen bald heim. Es ist so heiß. Dort kommen schon schwarze Wolken!“ Dann versank sie wieder in Zukunftsgedanken.

Die Knaben hatten sich in einen schattigen Schlag verloren. Doch waren sie noch in Rufweite. Sie nickten Ursula zu. „Wir kommen gleich!“

„Nein, diese Menge Beeren!“ sagte Hans.

„Trau nicht!“ antwortete Korbinian. „Es gibt hier viel Giftiges, Tollkirschen und anderes Teufelskraut.“

„Kennst du alle Pflanzen?“

„Nein, aber ich weiß es und trau' nun einmal nicht.“

„Zum Beispiel diese hier!“

Es waren große buschige Pflanzen, auf je einem besonderen Stengelchen glockenförmige Blumen von violettblauer, innen rötlicher Farbe. Auch kugelförmige Früchte hatten schon einige gezeitigt, hübsche Beerchen, die meisten noch grün, andere schimmerten schon blauschwarz.

Hans pflückte davon, zerdrückte sie mit dem Finger und probierte mit der Zungenspitze den Saft. Er schmeckte säuerlich, aber gar nicht giftig. Korbinians Warnung hatte ihn dennoch mißtrauisch gemacht. Er warf die Beeren fort. Der kleine Franz lief hinterdrein, machte ein vorwitziges Gesichtchen, hob mehrere der weggeworfenen bläulichen Dinger auf, zerdrückte sie gleichfalls und schob sie in den Mund. Es schmeckte wirklich nicht schlecht und löschte den Durst.

„Kinder, kommt jetzt! Ausbruch! Wir gehen!“

Auf dem Heimweg klagte Franzl wieder über großen Durst. Das war nichts Auffallendes.

„Mama, ich bin so trocken im Mund . . .“

„Gedulde dich, Liebling, wir sind bald daheim, dann gibt's zu trinken. Heute bekommst du dein ganzes Gläschen Bier, du kleiner Trunkenbold!“

„Ja, liebe Mama.“

Zu Hause angelangt, greift das Kind gierig nach dem Bierglas. Merkwürdigerweise schmeckt ihm der Trunk nicht; die Flüssigkeit will nicht hinter, das Schlingen wird so schwer.

„Mama, anderes trinken!“ stößt das Kind mühsam heraus.

„Du hast Schlaf, Liebling. Die Zunge geht ja gar nicht mehr, und die Augen sind matt und müde. Komm, ich bring dich zu Bett. Du bist heute zu viel gegangen, armer Schelm. Der Schlaf wird dir gut thun, da vergeht auch der Durst. Bist du brav? Hast Mama lieb?“

Franzl schlang seine Ärmchen um Mamas Hals und ließ sich folgsam ins Bett legen.

„Das Gebetchen, Franzl! Gehl's nicht mehr? Nein, du bist zu schläfrig. Ich bete für dich, Liebling. Schlaf ruhig ein! Jetzt muß ich noch etwas

arbeiten, dann komm' ich wieder und schau nach meinem Franzl."

Ein schweres Gewitter hatte sich zusammengezogen. Gegen Mitternacht entlud sich's unter fürchterlichem Donnern und Blitzen. Der Regen fiel wolkenbruchartig.

Das Kind litt schwer, aber es mußte nicht aus Angst vor dem schrecklichen Wetter. Bläulicher Blitzschein erhellte geisterhaft die kleine Kammer.

Ursula, nichts Schlimmes ahnend, war in festen Schlaf versunken. Erst gegen Morgen — der Regen fiel schwächer in einer schlummerbefördernden monotonen Weise — wurde sie durch die gesteigerte Unruhe des Kindes aufgeweckt.

„Was ist dir, Kind? Warum schließen sich deine Augen nicht?“

„Funken, Mama, Funken . . .“ lallte das Kind mit äußerster Anstrengung.

„Funken? Es blizt ja nicht mehr.“

Jetzt verzog sich das gerötete Gesicht des Kindes zu einem matten, nichtsagenden Lächeln, wie das eines Betrunknen. Dann hoben sich die Ärmchen wie Flügel und wollten Anlauf nehmen zum Aufschweben. Allmählich ging die Bewegung in ein Zittern des ganzen Körpers über. Die Augäpfel quollen hervor; die Pupille wurde unbeweglich

und dehnte sich so stark aus, daß der blaue Augenstern fast ganz verschwand

„Jesusmaria, mein Kind ist krank, es fiebert, es phantasiert!“ schrie Ursula in höchster Bestürzung, sprang aus dem Bette und eilte im Hemd und in bloßen Füßen die Treppe hinauf, um die Mutter wecken.

Der Regen hatte nachgelassen; in strahlender Pracht war die Sonne heraufgekommen und ihre heißen Strahlen tranken die Feuchtigkeit der Erde.

„Zum Doktor, schnell zum Doktor!“

Todesbange Stunden vergingen. Der Arzt war nicht aufzufinden. Endlich!

Der Doktor kam und hinter ihm drein — Max.

Ursula schrie auf, als sie des Geliebten ansichtig wurde. „Ist er's wirklich? Er ist so bleich, so verstört! Gehn Gespenster um in dieser grauenvollen Morgenstunde?“

„Wie kommt er jetzt hierher? Hat ihn eine Ahnung herausgetrieben?“ rief die Mutter.

„Max, dein Kind ist vergiftet, dein Kind ist...!“ und Ursula brach ohnmächtig in den Armen des Geliebten zusammen.

Inzwischen hatte der Arzt den kleinen Patienten, der wie gelähmt in Todesschlaf auf seinem Bettchen lag, eingehend untersucht „Ein schwerer Ver-

giftungsfall," murmelte er; „ich fürchte, menschliche Hilfe kommt zu spät . . .“

*

*

*

Einen schwereren Gang hatte Max in seinem Leben noch nicht gethan, als den von Giesing heimwärts in die Sendlingergasse. Es war Abend geworden.

Vor der Schmiede traf er Hiesl, den Obergesellen.

„Es steht schlimm," flüsterte dieser dem jungen Meister zu. „Seit Mittag liegt die Frau Mutter bewusstlos, der geistliche Herr ist bei ihr und der Arzt.“

Den traurigen Zusammenhang erratend, fragte er: „Die Spizeder hat also Bankrott g'macht?“

„Ja," bestätigte Hiesl, „die ganze Stadt ist voll davon.“

„Unglück auf der ganzen Linie, Tod und Verderben . . ." murmelte Max. „Was meint der Arzt?“

„Sie möcht' die Nacht kaum überleben.“

„Weiß es mein Vater?“

„Alles. Er sitzt in der Werkstatt und läßt niemand hinein.“

„Mein Bruder Joseph ist bei der Mutter?“

„Ja, schon den ganzen Tag.“

„Kannst im Haus bleiben, Hiesl?“

Der Gefell nickte.

„Wenn was passiert oder wer nach mir fragt, sagst: der Max ist bei seiner Braut Ursula Deixlhofer und bei sei'm toten Kind in Giesing. Verstand'n?“

„Ja,“ sagte der Gefell, aber er brachte den Mund nicht mehr zu.

Max war bereits verschwunden, und Hiesel starrte noch immer mit offenem Mund vor sich hin.

Im Laufe des Nachmittags war Ernst Gurlinger zweimal vergebens in der Kochusgasse gewesen, um mit seinem hochwürdigen Freund Joseph Schropfer die erschütternden Ereignisse des Tages zu besprechen: den Bankrott der Spitzeder und Seraphinens Tod in den Wellen der Isar. Wo der Freund heute wohl stecken mochte?

Rätselhaftes Verhalten!

Sollte alle Moral nur Nottlüge sein?

Der Philosoph hätte gern den schönen Moralitätsfall an dem frischen Eindrücke studiert, den die tragischen Thatsachen auf den Priester machen mußten. Schade, daß ihm die Unauffindbarkeit Schropfers die Gelegenheit dazu verdarb und Gurlinger selbst die geplante Gebirgsreise nicht länger hinauschieben konnte.

*

*

*





ndlich war er angelangt.

Er nahm den breitrandigen grauen Filzhut ab und fächelte sich damit.

„Die Nachmittags-Kaffeestunde im Hofgarten ist vorüber, wie es scheint . . .“

Unter den Arkaden war es in der That stille geworden. Nur die müden Schenkmädchen machten sich noch dort zu schaffen. Es waren meist aufgeschossene, bleichsüchtige, flachshaarige Dinger, die in ihren enganliegenden Baumwollkleidchen mit den häßlichen schwarzen Wachstuchschürzen wie in einem abgegriffenen Futteral aus dunklem Pappendeckel steckten.

Eine und die andere hatte in der Gegend, wo bei ausgewachsenen, gesunden Frauen der verlockend

schwellende Busen thront, auf einer kümmerlich ausgestopften Wölbung ein verwelktes Blumensträußchen befestigt. Das machte einen bunten Fleck, setzte ein melancholisches rotes oder gelbes Licht mit einem grünlichen Rand auf die wollene Einöde. Kirchhofsbäumchen über einem Grab, das die lebendig eingesargten Träume von Glück und Liebe und Lust einer zum Elend geborenen Mädchenseele deckt.

Die Mädchen trugen das Kaffeegeschirr ab und sammelten die umherliegenden Zeitungen. Dann stellten sie die eisernen, weißangestrichenen Stühle und Tischchen gruppenweise gegeneinander, damit das Wasser von der geneigten Platte ablaufen kann, falls die Nacht Regen brächte. Diese in frostigem Weiß schimmernden Möbelgruppen, die über die Arkaden hinaus auf den grauen Kies des Gartens unter die notdürftig grünenden Kastanien und Linden von jüngstem Wuchs oder hinsiechender Greisenhaftigkeit zusammengedrückt waren, machten den ungemütlich langweiligsten Eindruck von der Welt, wie ihn eben nur die strapazierten Utensilien eines Feldlagers hervorrufen können, wo mit plumpen weißen Tassen und Kuchentellern von der zweifelhaftesten Porzellangüte täglich zur festgesetzten Stunde von einem ebenso gemischten als langweiligen Publikum die reizlose Kaffeeschlacht inszeniert wird.

„Ist das eine trostlose Welt!“ seufzte der einsame Spaziergänger, der unter den Arkaden stehen geblieben war und das Gartenbild mit den hantierenden Schenk mädchen an dem verstaubten Juliabend mit traurigen Augen betrachtete. Einige hungrige Spazierer schlugen sich unter den Stühlen um die letzten Brosamen und erhoben dabei ein mörderisches Geschrei im höchsten Diskant.

Jetzt kehrte sich der Einsame gegen die Wand, wo in langer Reihe die berühmten Kottmannschen Fresken einen Schimmer von der poesieerfüllten, lichtüberströmten Natur des Südens, von den berückend schönen Gestaden Italiens in die graue Welt des Nordens zauberten. Zu dieser späten Stunde waren die Bilder bereits mit den braunen Blechplatten der Schutzläden zugedeckt, welche der letzten Zerstörung dieser Kunstwerke wehren sollten. Wie viel hatten nicht schon Masse und Staub und Mauer Schwamm und ruchlose Hände an diesen sonnigen Farbenträumen des genialen Malers verdorben!

Wie lange war es her, daß der einsame Spaziergänger diese Bilder zum letztenmal gesehen? Eine Ewigkeit. Er kam ja eben von jenseits der Berge zurück wie aus einem Grabe, ein Abgeschiedener, ein Verschollener, den in der Heimat keiner mehr

kennen mochte. Und seine Augen brannten, als ob sie mit dem flammenden Verlangen glühender Sehnsucht das lafierte Blech durchdringen und die Abbilder von den himmlischen Wundern des Südens, über die er in seiner übermütigen Jugend so beißend gespottet, in die schönheitsdurftige Seele saugen könnten.

Italien — was galt ihm damals Italien, dem Landschaftsfanatiker der nordisch-naturalistischen Rebergemeinde! Feldmoching, das war sein Paradies, sein gelobtes Land!

Aber das verlästerte Italien hat blutige Rache an ihm genommen. Über zehn Jahre hat es ihn in seinen Sirenenbanden gehalten, ihm den Witz aus dem Gehirn, die Rebergideale aus der Seele das Mark aus den Knochen gepreßt. Und jetzt, zurückgekehrt in die Heimat, ein geschlagener Mann, ein verlotterter Künstler, ein armseliger, nichts vermögender Phantast, steht er vor den verhüllten Rottmannsfresken unter den Arkaden des Hofgartens, während sein Geist vor der entschwundenen italienischen Schönheit auf den Knien liegt und eine verzehrende Sehnsucht nach dem Lande empfindet, das ihm so grausam mitgespielt . . . Er fühlt es, daß ein Unerreichbares, ihm auf ewig Verzagtes wie ein schleichendes, aber sicher tötendes

Gift seinen letzten Rest von Energie angefressen hat. Es gibt auch in der Heimat keine Erlösung mehr für ihn aus eigener Kraft . . .

Warum mußte er überhaupt heimkehren? Warum mußte er, der für die Freunde und Kunstgenossen seiner Jugend dank einer Zeitungsnotiz längst in ein besseres Jenseits befördert war, jetzt wieder von den Toten auferstehen und als ein Gespenst des Lebens unter den wirklich Lebendigen erscheinen?

Er wußte es nicht. Müßige Frage an das Schicksal einer problematischen Natur, die stets nur Spielball der wechselnden Stimmungen, der widersprechenden Impulse gewesen war von Anfang an und nie zu eigener Herrschaft des Charakters sich aufzuschwingen vermochte, so sehr sie auch in der Wollust der Sklaverei die Stärke des siegenden Reizes feierte und zugleich beklagte und verhöhnzte . . .

In der Nähe des Bahnhofes, in einem äußerst bescheidenen Gasthause der Dachauerstraße hatte er vor einer Stunde sein Absteigequartier genommen und seine geringen Effekten zurückgelassen. Nachdem er noch im „Fremdenblatt“ den Wohnungsanzeiger durchgesehen und sich eine billige Stube im vierten Stock des Petersgäßchens hinter dem Marienplatz auf die Papiermanschette notiert hatte, um morgen den Preis zu erfragen und entspre-

chenden Falles dort sich sofort in aller Stille einzumieten, zog es ihn hieher in den Hofgarten unter die klassischen Arkaden. Kein einziges bekanntes Gesicht hatte er unterwegs getroffen. Seine Vaterstadt war ihm so fremd geworden, daß ihm eine Landschaft auf dem Monde nicht fremder hätte erscheinen können. Und wie maschinenmäßig, wie seelenlos, wie häßlich und verwittert ihm die Dinge und Menschen und ihr Verkehr vorkamen! In dem ausgegrabenen Pompeji hätte er einen stärkeren Eindruck des Lebens und seelenvoller Regung empfunden, als hier. Selbst die Luft schien ihm in München stille zu stehen und der Himmel wie ein staubiger Glassturz über den wüsten Erdenfloß gestülpt . . .

„Ist das eine trostlose Welt!“ seufzte der müde Einsame wiederholt. Dann ging er ein paar Schritte vorwärts. Als ihm gerade ein Schenk mädchen den Weg vertrat, kam ihm plötzlich der Drang, es anzusprechen. Sah er recht? Das war auch gar nicht wie die andern, die er vorhin aus der Ferne betrachtete, und die einen so tieftraurigen Eindruck auf ihn gemacht. Es war besser gekleidet und sah gesund und energisch drein. Er bestellte ein Gläschen Cognac.

Bis das Mädchen mit dem befohlenen Getränk'

zurückkam, hatte er sich einen Stuhl unter einem alten Kastanienbaum neben dem plätschernden Schwanthalerschen Nymphenbrunnlein zurechtgestellt.

„Hier!“

Er nippte, dann betrachtete er sich das Mädchen, das vor ihm stehen geblieben war, eine Serviette unter dem Arm.

„Legen Sie die Serviette weg; sie kleidet Sie nicht,“ bat er.

Das Mädchen betrachtete den Gast mit dem abgelebten, sonnenverbrannten Gesicht, aus dem ein unruhiges Auge unter buschiger, zuweilen nervös zuckender Braue hervorglühte. Jedenfalls ein Künstler und ein verbummelter und unglücklicher obendrein. Aber er hatte etwas Gewaltthätiges in seiner weichen Art, etwas Faszinierendes in seinem unstäten Blick, etwas Herrisches in seiner Bitte, was mit seiner gebeugten, schlaffen Gestalt nicht recht zusammengehen wollte. Das Mädchen konnte sich auf diese singuläre Erscheinung nicht gleich einen Bers machen, aber es gehorchte instinktiv und versteckte die Hände mit der Serviette sofort hinter dem Rücken. Ihre Figur gewann dadurch unendlich. Die knospenden Brüste und die Hüften traten kühn heraus.

Er nickte zufrieden. Was war's nur, was ihn

veranlaßte, mit den Augen die Kontur der vor ihm stehenden Schenkmaidell von Kopf bis zu Fuß fragend abzusuchen, dann jede Einzelheit des Gesichts sinnend zu betrachten? Er wollte sie doch nicht malen? Sie würde sich auch bedanken.

Das Mädchen errötete und wollte sich abwenden. Was ging sie denn der fremde Mensch an? Und wie er sie fixierte, das war wirklich peinlich. Er ist doch kein Untersuchungsrichter? Er soll seinen Kognak trinken und bezahlen und sie in Ruhe lassen, der Narr!

Sie drehte sich so resolut auf dem Absatz herum, daß der Sties knirschte.

Er rief sie zurück: „Fräulein!“

„Sie wünschen?“ antwortete sie mit einer halben Wendung des Körpers.

Jetzt ward er verlegen und fand nicht gleich das Wort.

„Sagen Sie mir gefälligst, woher sind Sie?“

Sie machte jetzt wieder Kehrtum und lief davon, als ginge sie die Frage nichts an. Der Mensch war wirklich aufdringlich. Man konnte ihr doch nicht zumuten, daß sie zu dieser Stunde jedem Neugierigen auf so persönliche Fragen Red und Antwort stehe, einfach weil er sich bei seinem faden Kognak langweilt? Und so ein abgerissener

Künstler obendrein, wie sie in München dem Hundert nach herumlungern!

„Fanny, komm' heraus, der Herr will zahlen!“ rief sie durch die Arkaden in die Thür des Schenklokals hinein — und verschwand.

„Donnerwetter, nein, ich will nicht bezahlen; ich will einen andern Cognak!“ Und er stürzte den Rest des Getränks hinab. „Fräulein! Fräulein!“

Nach einer Weile kam das erste Schenk mädchen wieder mit einer Flasche zurück, füllte das Gläschen und stellte die Flasche auf den Tisch, ohne den aufgeregten Gast anzusehen.

Nun nahm er sich zusammen, lüftete den Hut und sprach halblaut in bittendem Tone:

„Verzeihen Sie, ich wollte nichts Ungebührliches. Ich bin fremd hier, ganz fremd. Komme sehr weit her, vom andern Ende der Welt. Aber ich habe . . . ich habe ferne Verwandte . . . und da ist es eine so merkwürdige Ähnlichkeit . . . etwas, das an . . . an eine Nichte von mir erinnert, die ich in meiner Jugend gesehen und seitdem nicht mehr . . .“

„D wir haben keinen Künstler in unserer Familie noch in unserer ganzen Verwandtschaft,“ fuhr ihm jetzt das Mädchen in die verlegene Rede.

„Es kommen wohl immer etliche Künstler hin-

aus in unsere Gegend nach Feldmoching und Dachau . . .“

„Sie sind also von Feldmoching, liebes Kind, nicht war?“ fragte er rasch.

Sie stuzte. „Freilich bin ich von Feldmoching= das wird wohl keine Schand' sein.“

„Im Gegenteil, das ist eine sehr geschätzte Gegend . . . das ist ehrenvoll . . . ; das interessiert mich ganz ungemein, sehen Sie, liebes Kind. Haben Sie nicht eine ältere Schwester, eine viel ältere, denn Sie sind ja noch sehr jung, kaum mehr als fünfzehn Jahre . . .“

„Kaum. Wie wissen Sie das?“ Und das Mädchen legte seine Wildheit ab und lächelte.

„O das errät man ja. Aber Sie haben noch eine Schwester, der Sie ähnlich sehen müssen, und die vielleicht noch einmal so alt ist wie Sie, nicht, wahr, liebes Kind?“

„Ich habe keine Schwester. Ich habe überhaupt keine Eltern mehr. Ich war das einzige Kind. Die Mutter ist tot . . .“

„Und der Vater?“ Bei dieser Frage schlug ihm eine jähe Röte um die Augen.

„Nun, der Vater ist jedenfalls auch tot . . . Ich hab' ihn nicht mehr gekannt . . .“

„Und wie heißen Sie?“

„Franziska Donaubauer.“

Der Name gellte ihm in die Ohren, als höre er die Posaunen des jüngsten Tags. Kein Zweifel, die Ahnung hatte ihn nicht betrogen . . .

Inzwischen war der Wirt unter die Thür getreten und Fanny, die Zahlkellnerin, herbeigekommen.

Ohne das zweite Gläschen Kognak berührt zu haben, legte er ein Markstück auf den Tisch und entfernte sich rasch, einen viel sagenden Blick als Gruß auf Franziska werfend.

Er schritt quer durch den Hofgarten. Als er sich aber am Eingang der Königinstraße sah, kehrte er plötzlich um . . . Langsam ging er den Weg zurück, den er gekommen . . . In der Nähe des Kaffees blieben ihm die Füße schier am Boden haften. Er schlich mehr, als er ging, durch die stillen Arkaden.

*

*

*

Es war in der That ein verstaubter, unerquicklicher Juliabend. Die Sonne hatte sich vor ihrem Untergang breit in die Maximilianstraße gelegt und wie ein elektrischer Riesenreflektor die Häuserfassaden, die Trottoire und den Fahrweg der ganzen Länge nach, vom Max-Josephs-Platz bis zum Maximilianeum auf dem jenseitigen Isarufer, mit

glühenden Strahlenbüscheln förmlich gepeitscht. Die Trambahn-Schienen leuchteten wie eine Parallele von Rasiermesserschneiden. Nachdem die Sonne hinter den hochgegiebelten Häusern der Perusa- und Theatiner-gasse wie hinter einem Schirm verjunkte, glühte die hohe Staubwolke zwischen der Häuserzeile noch lange nach, wenn sich auch unter dieser zitternden Glut-schicht in der eingepreßten Atmosphäre allmählich ein frischerer Luftzug bemerkbar machte. Die Leinwandschutzdächer vor den Magazinen wurden jetzt in die Höhe gewunden; die Hausdiener erschienen mit großen Gießkannen auf dem Trottoir, um den Staub zu löschen; die Thüren und Fenster der Läden und Kaffeehäuser wurden weitgeöffnet, um die erfrischte Abendluft einströmen zu lassen. Auch die Spaziergänger sammelten sich nach und nach auf der beliebten Promenade der Maximiliansstraße; es kam wieder Leben und fröhlicher Tumult in die halberstickte Straßenwelt. Die Kutscher vor dem Postpalast ließen sich von fliegenden Kellnerinnen die Batterie der Maß- und Seidelkrüge aus dem „Franziskaner“ mit „frischem Stoff“ füllen, schnitten ihren ermatteten Gäulen, die mit tiefhängenden, schläfrigen Köpfen und krummen Beinen, dastanden, kleine schwarze Brodlaibchen vor und

warfen auch den herbeiflatternden Tauben, die in wilden Scharen unter den hohen Bogenhallen der Post, des Hoftheaters und der etwas entfernteren Feldherrnhalle nisten, reichliche Brocken zu und fanden den gewohnten Hochhumor wieder.

„Na, döz war heunt a Hiß'n, daß mer glei a Wiedertäufer werd'n möcht', wenn ein'm das biss'l Himmi nöt dauern that . . .“

„O du Schindersknecht, du kimmst do' nöt eini.“

„Wie geht's?“ fragte Herr Badke, aus dem Café de l'Opéra tretend, den Doktor Ernst Gurlinger, der in feierlichem Schlenderschritt vorüberging. „Auf der Maximiliansstraße promenieren bei dieser Temperatur?“

„Die Macht der Gewohnheit! Übrigens muß man die Welt bei jeder Temperatur studieren und ertragen lernen.“

„Ich gestehe, daß mir die Maximiliansstraße täglich langweiliger wird; ewig die nämlichen Bummlerphysiognomien in Zivil und Uniform und burschikosem Wicks; ewig die nämlichen Kleiderstücke von Frauenzimmern, nur mit etwas verändertem Modegeschlamp' darauf; ewig die nämlichen Bilder in den Schaufenstern . . .“

„Die Bilder der Konkurrenten!“ bemerkte der Philosoph etwas malitiös.

„Du lieber Himmel,“ fuhr der pommerische Künstler fort, den Einwurf absichtlich überhörend, „ich habe es schon mit der Statistik versucht und abgezählt, wieviele Blonde und Braune, wieviele Kartoffel-, gerade Germanen- und krumme Semiten-Nasen, wieviele bebrillte Augenkrüppel, wieviele verwurstelte Studenten, die eine Ehre dareinsetzen, Stümper der Fechtkunst zu sein und auf der Mensur mit dem Gesicht, mit der Nase und den Ohren statt mit der Klinge zu parieren, — wieviele Sichel-, Gerad- und wadenlose Stelzbeinige innerhalb einer Viertelstunde einem auf der Maximiliansstraße begegnen; aber ich schwöre Ihnen, auch dieser Reiz hat nicht lange vorgehalten.“

Der Philosoph hatte lächelnd zugehört, seinen Arm in den des befreundeten Künstlers geschoben und ihn langsamen Schritts auf dem Trottoir gegen die Isar mit fortgezogen.

„Nun sind Sie, verehrter Badke, seit bald einem Dezennium in München eingebürgert und wollen plötzlich so gegen jeden Lokalon verstoßen und in der lustigen Kunststadt den Blasierten und Degoutierten spielen. Ei, ei, da steckt etwas dahinter . . . Das Bestallungsdekret als königlicher Professor läßt wohl böshafterweise immer noch auf sich warten?“

„O, das ist wahrlich nicht mehr der Gipfel meines Ehrgeizes . . .“

„Immer noch die Trauben zu sauer?“

„Spotten Sie nicht. Nun ja, meine Bewerbung war abermals erfolglos. Der Stümper Korbinian, Sie kennen ja den patriotischen Streber, Korbinian Schmetterer hat die Stelle bekommen. Seine Hezereien in den ultramontanen Blättern gegen die Berufung von Nichtbayern und Nichtkatholiken waren endlich von Erfolg gekrönt. Seine Trauben sind reif geworden . . .“

„Was bei der jetzt herrschenden römischen Temperatur allerdings nicht zu verwundern ist. Die letzte Nummer meines „Freigeistes“, worin ich dem vatikanischen Encyklika-Fanatismus etwas scharf entgegentrat und den Kreuzzug gegen die Freimaurerei in seiner rabiaten Vächerlichkeit geißelte, habe ich mit knapper Not vor der Konfiskation gerettet. Die Jesuiterei scheint wieder eine heimliche Schüssel entdeckt zu haben, aus der sie sich neue Kraft und Frechheit anzufressen getraut. Man muß der Entwicklung der Dinge eben mit Festigkeit und Gleichmut gegenüberstehen. Unsere Tage kommen auch wieder. Die Welt ist rund und dreht sich — auch die bayerische. Es scheint zwar bisweilen, als ob die Toten aufstünden und sich

die Führung des Lebens anmaßen, aber es scheint doch nur so; das Lebendige herrscht. Man muß hoffen, man muß wagen . . .“

„Sehr gut gesagt, Herr Philosoph!“ antwortete Badke mit der Miene verdrossener Mutlosigkeit. „Für einen, der mittellos ist, dem schon die liebsten Pläne fehlgeschlagen, ist die Hoffnungspredigt leerer Schall. Die Allgemeinheit kann hoffen, der Einzelne muß resignieren. Ich resigniere. Ich habe den Unfug endlich satt bekommen.“

Die Herren waren auf der Maximiliansbrücke angelangt. Brausend schossen die grünen Gebirgswasser der Isar durch die ebenso wuchtigen als eleganten Brückenbogen. Eine wohlthuende Kühle fächelte von der breiten, mit schönen Baumanlagen geschmückten Quaistraße herüber. Die Herren wandten sich auf der Mitte der Brücke der lieblichen, schattigen Praterinsel zu, wo sie auf einer bequemen Bank unter einer mächtigen, hundertjährigen Lindengruppe Platz nahmen. Dieses von schäumenden Wassern umtoste, von Luft und Duft erfüllte Eiland bot einen erwünschten Ruhepunkt.

„Die tiefe Mutlosigkeit,“ hob der Schriftsteller Doktor Gurlinger wieder an, „welche Sie jetzt, mein teurer Freund, befallen hat, wird und muß vorüber-

gehen. Denn das Schauspiel, einen Mann in der Blüte seiner Kraft so ganz resignieren zu sehen, bloß weil er kein Vermögen hat und in seinen Jugendhoffnungen betrogen worden ist, dieses Schauspiel ist zu unnatürlich und unschön, um lange zu dauern. Wie denn? Haben nicht Unzählige, die mittellos in das rauhe Leben geschleudert wurden, den Mut und die Energie gehabt, aus eigener Kraft allen Hemmnissen zum Trotz emporzukommen? Find'st du keinen Weg, so mach' dir einen Weg, sagt der Amerikaner, wenn er vor dem Urwalde der Natur — und der Konkurrenz steht. Niemand kann aus seiner Natur heraus, nicht jeder ist ein geborner Amerikaner, gewiß ist das richtig . . .“

„Niederschmetternd richtig!“

„Wohl! Jedoch man kennt seine Natur auch nicht immer, man tappt in der Irre, man findet nicht gleich die unerschöpflichen Hilfsquellen, die in uns schlummern . . . Ich könnte da aus eigener böser Erfahrung reden . . .“

„Ich bitte um Verzeihung, Doktor, aber Sie haben auch Glück gehabt; Sie haben an einer klugen, an geistigen und materiellen Schätzen reichen Frau eine heldenhafte Mitkämpferin gewonnen, die Ihnen mit dem goldenen Beil den unwegsamen Urwald lichten hilft.“

Der Philosoph hielt einen Augenblick den Atem an und fixierte den Sprecher. „Lieber Badke, ich hoffe von Ihrem Scharfsinn und Ihrer Biederkeit, daß Sie damit nicht die Banalität sagen wollen, daß ich mich von meiner Frau ernähren lasse?“

„Nein, wahrhaftig nicht!“ rief der Künstler und ergriff die Hand seines Freundes.

Als Doktor Gurlinger schwieg, sagte Badke mit Wärme: „Um's Himmelswillen, diesen Verdacht nicht, der unserer Freundschaft unwürdig wäre! Ein Mann, dessen Daseinsinhalt so ideal ist, wie der Ihrige, würde an sich selbst Verrat begehen, wenn er sich um des Broterwerbs willen in die Sklaverei einer schriftstellerischen Treitmühlenarbeit begeben würde, nur um einem Weibe nichts verdanken zu müssen. Nein, nein, mein Freund, was ein Geist von Ihrer Stärke und Rücksichtslosigkeit seinem Volke mitzuteilen hat, ist so wichtig, daß alle Mittel der Liebe und Aufopferung geboten sind, ihm volle Unabhängigkeit zu sichern!“

Lächelnd erwiderte der Philosoph: „Ich denke, Schriftsteller und Künstler sind in der gleichen Lage. Wenn Männer wie wir durch Zufall ohne Vermögen sind, will mir's sogar als Pflicht erscheinen, uns nicht zu sträuben, wenn wir durch Heirat ein solches erwerben können. Sollen denn

die reichen Parteien nur für die Dummen und Charakterlosen allein da sein, für die Vereinsmeier und Parteihanswürste und Herdenmenschen, die für sich kein Trümmchen Originalität und Selbständigkeit haben? Oder bloß für verschuldete Offiziere, ausgehungerte Beamte und abgewirtschaftete Adelige?“

„Ich habe auch nie die landläufige Ansicht beschränkter oder neidischer Köpfe geteilt,“ meinte der Künstler, „daß wir in solchem Falle dem reicheren Weibe etwas Außerordentliches zu danken hätten. Diese Ansicht hielt ich zu allen Zeiten für total irrig; denn das Weib wird die Teilhaberin unserer geistigen und künstlerischen Errungenschaften. Der begabte Mann hebt das Weib zu sich empor; das Weib gewinnt mehr, als es gibt. Aber . . .“

„Ich errate Ihr aber!“

„Vielleicht nicht ganz. Die Liebe ist nicht blind, wie ebenfalls nur die Banalität behauptet. Sie sieht sogar sehr scharf. Aber sie hat die Füße nicht frei, sie wandelt in Schlingen. Konkret gesprochen, lieber Doktor: ich könnte keine reiche Partie machen und wenn Sie mir das erlösende Weib mit aller Vornehmheit der Gesinnung ausstatten, die noch weit das vorhandene reiche Erbe überstrahlte. Ich habe nicht mehr die Freiheit der

Wahl. . . Ich bin — furiose Verwicklung — um seiner Mutter willen einem Mädchen verpflichtet, das an materiellen Schätzen so arm ist wie ich selbst.“

„Und wer ist diese arme Reiche, deren Mutter einen Mann wie Sie zu verpflichten das hohe Genie besessen hat?“

„Aber vorläufig ganz unter uns!“

„Selbstverständlich.“

„Ein blutjunges Landmädchen, ein frisches, herzerquickendes Ding, das in diesem Augenblick . . . Nein, ich sage nicht alles.“

„Sagen Sie alles! Es interessiert den Freund und den Philosophen in gleichem Maße.“

„Eine Kellnerin im Hofgarten! Aber was für eine Natur, wert, wie mein Augapfel beschützt zu werden! Ich gehe für meine Franziska durch's Feuer! Wie und warum ich ihr der Mutter wegen verpflichtet bin, das freilich bleibt vorläufig mein heilig verwahrtes Geheimnis.“

* * *

Der Herr Professor Korbinian Schmetterer trug seine neue Würde mit einer unglaublichen Erhabenheit zur Schau. Umgeben von schmeichelnden Kameraden und Schülern, schritt er in der Frühstunde durch die Säle des Kunstvereins wie ein

Bischof, der unter einem Baldachin von Goldbrokat das Allerheiligste durch die gläubige Menge trägt bei der Fronleichnamsprozession.

Es war ihm, als ob sich die Bilder an den Wänden huldigend vor ihm verneigten und ihn um einen gnädigen Blick bäten.

Mit welcher Großartigkeit nahm er nicht den Gruß des Kunstvereinsdieners entgegen! Das war süperbe. Natürlich, jetzt stand ihm ja seine künstlerische Hochmögenheit mit dem Staatsiegel auf dem viereckigen Professorschädel festgestempelt. Das mußte ein Blinder sehen.

Und die Hunde von Zeitungskritikern, werden sie es jetzt auch noch wagen, nach seinen professorlichen Kunstwaden zu schnappen und dann zähnefletschend zu bellen: Kein Fleisch, nichts als miserable Watte? Nein, sie werden es nicht mehr wagen; sie werden vor den Werken des Professors den Schwanz einziehen und zu seiner patentierten Genialität beifälligst hinaufwinzeln.

Ein Kollege trat heran und gratulierte dem Professor Korbinian Schmetterer zu der „längst verdienten Auszeichnung“.

„Danke für die gute Meinung. Ja, ja. Wissen Sie, es ist mir weniger um die persönliche Anerkennung zu thun, als vielmehr um die offizielle

Weihe, die unsere Richtung dadurch erfahren hat. O, Sie waren ja stets einer der unserigen, nicht wahr? Ich habe Sie stets als ein bemerkenswertes vaterländisches Talent geschätzt. Was ich für Sie thun kann, soll geschehen. Rechnen Sie auf mich.“

„Die Preußen werden sich ärgern. Besonders der Badke, Ihr nächster Mitbewerber, der allerdings kein übler Künstler sein soll.“

„Flau, verehrter Kollege, recht flau mitunter. Wenig reell, wie alle diese durch die Reklame aufgeblähten Norddeutschen.“

„Der Doktor Gurlinger, der unfehlbare Pontifex der alleinseigmachenden preussischen Kunstkritik, wird natürlich Ihre Ranagerhöhung nicht verwinden können und Anlaß nehmen, in seinem ‚Freigeist‘ wieder Feuer und Schwefel auf unsere Richtung speien zu lassen.“

„O Demine,“ fuhr jetzt ein strebsamer Kunstzögling dazwischen, „diese Beleuchtung wird dem Herrn Professor ehrenvoller sein, als der pompöseste Fackelzug, den unsere Schule übrigens sich auch nicht schenken wird.“

Der Professor nickte dem Kunstzögling aufmunternd zu und fuhr dann zu dem Maler gewendet fort: „Mit Verlaub, was der Gurlinger in seinem

Altheistenblatt schreibt, ist uns Wurst. Treibt er's aber einmal gar zu arg, so wird ein Schlag auf seine journalistische Schnauze Aber, ich laß' mich für nichts und wieder nichts hinreißen . . .“

„In dem Fall wirklich pro nihilo!“ bemerkte der geistreiche Jüngling, der eher zehn Tropfen Rizinusöl, als eine unpassende Redensart im Leibe behalten könnte.

„Wollen wir die Ausstellung ein wenig näher anschauen?“ meinte der Herr Professor einladend. „Es sollen ein paar recht wackere Sachen von unserer Richtung da sein.“

„Hier gleich die Marine von Bimpelseker!“ machte der eine Kunstzögling und rundete die Hand vor dem Auge.

„Famojer Lustton!“ der andere.

„Die Reflexlichter ein wenig zu massig, nicht wahr Herr Professor?“ der dritte.

Der Herr Professor schwieg würdevoll und trat einen Schritt seitwärts, um in die rechte Beleuchtung zu kommen. Was lag ihm heute eigentlich an den Bildern der andern? Sein Professorat war doch an sich das gelungenste Kunstwerk! Aber er mußte etwas sagen, um den Jünglingen durch seine Autorität des gewiegten Urteils zu imponieren.

„Allerdings, die Komposition ist nicht fehlerfrei

. . . Sehen Sie da und da und da . . . Das könnte viel delikater sein. Aber das Ganze ist doch recht lebendig gemacht. Und vergessen Sie nicht, der Pimpfseher ist ein ehrwürdiger Veteran unserer Richtung. Für sein Alter ist diese Marine noch eine respektable Leistung. Betrachten Sie gefälligst zum Beispiel diese Chiemseelandschaft daneben von unserem Gegner, dem arroganten Strehler. Ist das überhaupt noch gemalt?"

„Nein, Herr Professor, das ist gehustet!“ antwortete der vorlaute Jüngling mit Überzeugung.

Die Korona lachte.

„Ist das Farbe?"

„Nein, das ist Nasenschleim!"

„Der Chiemsee hat offenbar den Schnupfen.“

„Bei Gott, der Wasserspiegel liegt da wie ein nasses Schneutüchl zum trocknen in der Sonne.“

„Und solche Kleckser und Schwartenfabrikanten erlauben sich ein Urteil über unsere Richtung," sagte der Herr Professor entrüstet. „Zusammenhalten, meine Freunde, wir müssen zusammenhalten! Wir sind die Bannerträger der echten Kunst.“

„Ah, sieh da, ein originelles Genre, ein Pistolenduell im Nebel! Sehr flott, . . . riesig lebendig . . . großartig gezeichnet . . . wundervoll im Ton . . .“

„Von wem denn?“ fragte Professor Schmetterer, von soviel spontanem Enthusiasmus überrascht.

„Das Namensschildchen ist abgefallen. Auf dem Bilde selbst kein Name, nur ein Monogramm,“ antwortete ein dienstfertiger Jüngling, der noch wenig erfahren in der Vereinsausstellung.

„B — Badke!“

Der voreilige Lober hatte sich verschnappt. Er biß sich auf die Zunge. Der Herr Professor mochte heute nichts mehr ansehen. Er verspürte Durst.

„Wie wär's, meine Herren, wenn wir unter den Arkaden ein Glas Kognak nehmen würden? Ich habe dort eine vorzügliche Qualität entdeckt. Dem Bier trau' ich nicht zu so früher Stunde. Ich muß vor Tisch noch eine wichtige Arbeit machen. Auf ein Glas Kognak also, wer hält mit?“

„Alle wie ein Mann, Herr Professor!“

Beim Hinunterstieg über die schmale Wendeltreppe stieß der letzte Kunstjüngling einen Kameraden an und flüsterte: „Der Professor ist ein Schlaucherl, er hat unter den Arkaden keinen Kognak, sondern eine Hebe vom Lande entdeckt, ein Blitzmädel . . . Ich hab' ihn erst gestern dort ertappt, wie er der blutjungen Franziska den Hof gemacht

hat. Wie ein verliebter Bär, der Honig wittert, aber sich vor dem Stich der Bienen fürchtet . . . Ich sag' dir, das ist zum Franklachen . . . Natürlich ist es Ehrensache für uns, den alten Tölpel auszustechen, nicht? Das fehlte noch, daß so ein abgestandener Pedant vor unserer Nase die frische Blume pflückte! . . .“

*

*

*

Franziska schlief mit den andern Schenkermädchen in einem großen Bodenraum, der notdürftig als Schlafkammer ausgestattet war, unter dem Dache des Kaffeehauses. Fanny, die Zahlkellnerin, repräsentierte die hohe Obrigkeit in der nächtlichen Mädchenrepublik. Im allgemeinen führte sie ein mildes Regiment, und die herrschende Moral war keine strenge. Man durfte sie in gewöhnlichen Zeitläuften ohne verleumderische Übertreibung eine Laxe nennen. Nur wenn eine Personalveränderung sich vollzogen hatte, wurden während einiger Nächte die Zügel straffer angespannt. Fanny konnte nicht dulden, daß eine neu eintretende Mitbürgerin und Mitschläferin einen schlechten Eindruck von der in dem jungfräulichen Gemeinwesen unter dem Dache bestehenden Ordnung empfangen. Der Schein korrekter Sitten konnte in den Übergangsnächten mit keinem

Opfer zu teuer erkauft werden. Nachher freilich, wenn die Zusammengewöhnung und Übereinstimmung der Charaktere erzielt und gesichert war, konnte man sich wieder süße Freiheit von allem künstlichen Zwange gönnen und die Instinkte der jungfräulichen Natur in schöner Ungebundenheit walten lassen. Zuweilen, wenn die allgemeine Müdigkeit selbst die Stärkste überwältigte, war keine Gefahr dabei; zuweilen war's auch anders. Dann gab's schon während des Auskleidens Worte von einer verblüffenden Plastik der Schilderung. Ältere und jüngere Gäste, die durch irgend eine Besonderheit den Tag über sich bemerklich gemacht oder in dem einen oder andern Mädchengemüt einen tieferen Eindruck hinterlassen hatten, wurden unbarmherzig zergliedert, angegriffen und vertheidigt. Eigenliebe, Hoffnung, Eifersucht, Neckerei, Laune mischten sich darein und gaben der objektiven Betrachtung bald eine subjektive Zuspitzung. War die hohe Obrigkeit einmal schlecht aufgelegt oder gebot Ruhe, um selbst ungestört schlafen zu können, dann wurde die Unterhaltung flüsternd geführt, ein Umstand, der die Wahl der stärksten und maleurischsten Ausdrücke ungemein begünstigte im Interesse knappster Darstellung und beschleunigten Verständnisses. Oder noch praktischer: Die aufgeregtesten

Blappermäulchen huschten heimlich in ein gemeinsames Bett und, war's zu eng und zu heiß, entledigte man sich des allerletzten Kleidungsstückes, um in angebornem Negligee sich die pikanten Mitteilungen in die Ohren zu flüsteren. Das war bequem und gar nicht unangenehm für die jungfräulichen Körper. Die Nacht sieht ja keine Nacktheit; Gefühl ist alles. Doch das thaten nur die Vertrautesten, durch die intimste Sympathie oder ein gemeinsames Spezialinteresse Verbundenen. Freilich setzten sie sich der Gefahr aus, in der lauschigen Unterhaltung vom Schlafe übermannt, und wenn die perfide Morgensonne durch die Dachlufte blickte, in süßer Verschlingung der Leiber betroffen und von der hohen Obrigkeit entdeckt zu werden. Das war fatal. In einem solchen Falle konnte nämlich die hohe Obrigkeit sehr ungemütlich werden und zwar, wie alle Unbetheiligten einräumten, mit vollkommenem Recht. Die mündliche Überlieferung der Schlafkammer-Rechtspflege hatte folgendes Vorkommnis in der Schenk mädchen-Republik als warnendes Exempel aufbewahrt. Eine Lina sagte zu ihrer Genossin Toni gerade um die Mitternachtsstunde: Süßer Schatz, ich könnte dich zu tot küssen und drücken. Die Sonorität der Wände verriet das Geräusch der Küsse und Drücke. Als

Strafe wurde den liebestollen Schuldigen diktiert, hinfort abwechselnd bei der hohen Obrigkeit selbst schlafen zu müssen. Dieselbe war aber damals alt, fett, häßlich und von schlechtem Geruch. Schauerliche Züchtigung! Die Jungfrauen schwuren, daß man in den finstersten Zeiten des Mittelalters keine grausamere Strafe erfunden!

Für Franziska war nichts Ähnliches zu befürchten. Ein gewisser Herr Badke, dessen Name jedoch verschwiegen bleiben sollte, hatte das aufblühende, unschuldvolle Landkind in geheimnisvoller Absicht nach München verpflanzt und vorläufig der Obhut Fannys anvertraut, die er von früher her kannte. Er müsse Vaterstelle an dem armen fremden Kinde vertreten, hatte er ihr in heiligem Ernste versichert. Mehr wußte auch Franziska über ihr Verhältnis zu dem gütigen Manne nicht, seit er sie bei ihrer Tante, einer armen Häuslerin in Dachau, kennen gelernt und sich ihrer reich angenommen. Er hat sie städtisch gekleidet, ihr einen kleinen Wäschevorrat und etwas Taschengeld geschenkt und sie nach München in das wohl-angesehene, vornehme Kaffeehaus gebracht. Brav und anständig wie sie war, hatte sich sich rasch in den neuen Dienst gefunden und durchaus brauchbar erwiesen.

Die ersten Nächte kamen ihr wunderbar vor. Sie war so schüchtern, daß sie sich nicht im Angesichte ihrer Genossinnen auszukleiden wagte, was diese doch selbst vor ihr ganz unbefangen thaten. Sie legte sich in ihren Kleidern aufs Bett und wartete, bis die andern Mädchen schliefen. Dann entledigte sie sich erst geräuschlos ihrer Kleider, sprach leise ihr Nachtgebet und versuchte einzuschlafen. Die Mädchen beobachteten heimlich ihr Gebahren und lächelten. Allmählich folgte die Gewöhnung. Jetzt wohnte sie seit acht Tagen in der Dachkammer. Sie entkleidet sich wie die andern und bespricht dabei die Ereignisse des Tages. Die Wilde ist gezähmt; sie hört es ohne Scham, wenn die Genossinnen die schöne, gesunde Farbe ihres Leibes bewundern und ihre pralle Muskulatur rühmen. Eine hat ihr gestern gesagt, daß sie auf jedem Schulterblatt ein rundes braunes Mal von der Größe einer Linse habe. Das war ihr neu. Wie sie von hinten nackt aussehe, hatte sie seither selbst nicht gewußt.

Heute erzählte sie wieder von dem sonderbaren Benehmen des fremden, komisch aussehenden Herrn, der spät am Abend, als schon alles aufgeräumt war, mutterseelenallein sich hinsetzte, einen Cognat verlangte und sie ausforchte.

„Das war ein Bagabund,“ meinte Therese, ihr Hemd über den Kopf ziehend, um auf ein boshaft bissiges Tierchen Jagd zu machen. „Leucht' mal her, Franziska!“

„Aber er hat ein Markstück auf den Tisch gelegt und das zweite Gläschen Kognak gar nicht einmal mit den Lippen berührt,“ bemerkte Franziska eifrig.

„Halte das Licht ruhig, bitte. Achtung, daß mir das heiße Stearin nicht auf den Busen tropft. So, jetzt hab' ich ihn. Nicht wahr, meine Brust ist gar nicht ohne?“

„Das Markstück ist verdächtig. Soviel Trinkgeld gibt kein abgerissener Mensch. Nicht einmal mein schöner Leutnant gibt mir soviel, und der soll sehr reich sein.“

„O die Leutnants!“ seufzte eine dritte und warf sich im Bett herum. „Die können mir gewogen bleiben. Deine Brust wird wirklich immer runder, Therese. Dir schlägt's an.“

„Vielleicht war's ein Selbstmörder, der Gift in das zweite Gläschen thun wollte und dann die Kourage oder das Pülverchen vergessen hatte.“

„Sag' lieber ein Lustmörder! Man liest in den Zeitungen jetzt soviel von diesen schauderhaften

Menschen, besonders in Preußen; in München ist's auch nicht sauber.“

„Was ist das, ein Lustmörder?“ fragte Franziska naiv, indem sie den linken Strumpf auszog und gegen das Licht hielt. „O der hat auch schon wieder ein kleines Loch in der Ferse. Hat keine von euch Stopfnadel und Faden?“

„Das besorgt die Wäscherin. Übrigens ein Loch mehr oder weniger, das macht keinen Unterschied.“

„Was ein Lustmörder ist, kann man eigentlich nicht genau sagen, wenn man's nicht erlebt hat.“

„Hast du's erlebt, Therese?“ fragten gleich zwei in einem Atemzug.

„Ich nicht, Gott sei Dank, aber meine Freundin Josephine Stroz beinah' vorige Kirchweih in Großhesselohe. Josephine ist freilich auch keine Heilige . . .“

„Erzähl's!“

„Heut' nicht, ich bin zu müde. Wenn man nur daran denkt, kommt's einem im Traum.“

„Vor dem Menschen mußt du dich in Acht nehmen, der führt gewiß nichts Gutes im Schild,“ wiederholte Fanny mütterlich.

„Das will ich schon, wenn auch . . .“

„Was wenn auch?“

„Na, so gar schlimm ist er mir doch nicht vorgekommen. Er hat eine so rührende Stimme gehabt . . .“

„Verstellung! So machens alle Verführer. Denk' nur an die blutige Geschichte, die wir gestern in der Zeitung gelesen!“

„Ich will ihn genau ansehen, wenn er wieder kommt. Ist der Professor von heut' früh auch schlimm?“

„O das ist ein damischer Narr. Der scheint dir zu Gefallen zu gehn. Ein Kunstschüler hat mich gleich darauf aufmerksam gemacht. Die jungen Leute haben ihn zum besten.“

„Ich find ihn fad', und wenn er zehnmal Professor ist. Ein Sträußchen hat er mir doch gekauft.“

„Bild' dir nichts darauf ein. Ist was recht's, von einem solchen Dickhädel ein Sträußchen um zehn Pfennig zu kriegen! Laß nur den Herrn Badke nichts davon hören.“

„Ich werd' mich hüten,“ antwortete Franziska und gähnte.

Das Stearinlicht wurde ausgelöscht. Man wünschte sich gegenseitig gute Nacht. Eine Genossin schnarchte schon. Es war sehr schwül. Die Mädchen lagen entblößt, die Decken mit den Füßen hinab an den untersten Bettrand gestoßen. Alle Fensterchen und Luken der Dachkammer waren geöffnet. Das Sternenlicht schimmerte matt herein, als ob ihm die Dunstatmosphäre der heißen Juli-

nacht die Helle versage. Das letzte Mondviertel dämmerte hoch über der Theatinerkirche wie ein Lämpchen, dem es an Öl gebricht. Franziska bemerkte es vom Bette aus.

„Und da kann die Theresese schnarchen, die Glückliche!“ murmelte Fanny und richtete sich im Bette auf. „Schläfst du schon, Franziska?“ rief sie leise.

„Ich möchte schon, aber es geht nicht. Ich betrachte den Mond.“

„Schreckliche Temperatur.“

„Mir klingt es auch so in den Ohren.“

„Da denkt jemand an dich.“

„Vielleicht der fremde Mensch von gestern Abend. Er hat mich so sonderbar angesehen, daß ich seine Augen nicht vergessen kann.“

„Das mußt du dir aus den Kopf schlagen. Das taugt nichts.“

„Ich möchte doch wissen, wer der Mensch gewesen ist.“

„Was kümmert er uns?“

„Gewiß ist er unglücklich.“

„Unglückliche gibt's so viele. Gut Nacht!“

„Gut Nacht,“ sagte Franziska und ihre Gedanken beschäftigten sich noch eine Weile mit dem Fremden, dann rückwärts mit dem gütigen Badde, dann noch weiter rückwärts mit dem Schneiders-

balzer, dem lustigsten Schlingel von ganz Dachau, der sie einmal kräftig geküßt — dann war's aus. Sie schlief . . . Auch das Schnarchen hatte aufgehört. Es war ganz stille geworden unter dem Dache.

Plötzlich wimmerte Therese, dann schrie sie auf: „Hülfe!“

Die Mädchen fuhren in die Höhe. Franziska sprang gleich aus dem Bette.

„Was gibt's denn?“

„O mein Gott . . . der Lustmörder . . . erst hat er mich in die Arme genommen und geherzt . . . das war so schön . . . dann hat er seine Kniee auf meine Brust gesetzt und seine Daumen auf meine Gurgel gedrückt . . . schauerhaft. Seht her, so . . .“ Und sie streckte ihre Hand nach Franziska aus.

„Um Gotteswillen nicht! Rühr mich nicht an!“ rief Franziska und floh in die dunkelste Ecke.

*

*

*

Der Einsame konnte in seinem Wirtshausbett in der Dachauerstraße kein Auge schließen. Sein ganzes vergangenes Leben stand vor ihm wie ein wirres, unsinniges Traumbild. Und diese abenteuerliche Begegnung im Hofgarten! Er wollte sich's ausreden: Es ist nicht sein Kind, kann es

nicht sein! Und doch stimmte alles: der Heimatsort, das Alter, die Gestalt, die ganze frappante Ähnlichkeit. Er vergegenwärtigte sich, daß die Donaubauer — jahrelang hat er sich ihres Namens nicht mehr entsinnen können — damals plötzlich aus Feldmoching verschwunden, niemand wußte warum und wohin; daß er sich zwar nach ihr erkundigt, aber resultatlos.

Was ging ihn schließlich auch die Ruhmagd an? Er hatte ihre Neigung und Liebe genossen, wie man sich unterwegs an einer Quelle den Durst löscht oder auf der Landstraße von einem Baum, der uns seine fruchtbeladenen Zweige so einladend entgegenstreckt, einen rotwangigen Apfel pflückt und behaglich verspeist, ohne „ich danke“ zu sagen. Nur der sinnlich-künstlerische Reiz war in der Erinnerung geblieben, so lebhaft, daß er selbst am Gestade der Sirenen des napolitanischen Golfes an die Ruhmagd, die naturalistische Aphrodite von Feldmoching, zurückdenken mußte.

Und nun kehrt er, ein Ausgetobter, Ausgelebter, an allen Idealen der Kunst und der Liebe Verzweifelnder, weil seine Ungeduld nirgends bis zur reinen Höhe eines Dauerstandes emporgedrungen, ein Schiffbrüchiger, ein Zukunftsloser, in die Heimat zurück — und das erste Menschenwesen, dem

er begegnet und daß die Funken unter der Asche seines ausgebrannten Herzens aufstiegt, ist sein Kind.

Sein Kind! Wer vermag alle Höhen und Tiefen, alle Schauer und Wonnen, alle Bitternisse und Seligkeiten dieses Gefühls anzukosten? Er hat ein Kind, er, der nichts mehr sein zu nennen wagen darf auf der weiten Welt!

Nicht einmal sein Kind, denn er hat keine einzige Vaterpflicht erfüllt, die ihm erst heilig unantastbare Rechte verliehe.

Die Pflicht, das ist's. Diesen Posten auf seinem Lebenskonto hat er stets ignoriert. Ein rettender Gedanke: Wenn in der Pflicht die Zukunft des Zukunftlosen läge, wenn er auf ihrem Fundamente mit den Trümmern seiner Vergangenheit sich einen neuen Lebensbau aufrichten könnte, über sein Alter wenigstens ein befriedigendes Notdach wölben, damit er sich nicht voll Selbstverachtung aus dem Leben fortzustehlen, sich nicht eines Tages wie ein Lump der menschlichen Gesellschaft französisch zu empfehlen brauche?

Aber hat er noch genug Schwerkraft in seinem elenden Lebensschiff, um mit einiger Sicherheit in den Ozean der Zukunft hineinsageln zu können?

Still, still! Es gilt die Probe, die letzte, schwerste! Ein Toter, der ein Leben retten will!

Kein Mensch soll vorläufig Mitwissen haben. Nicht einmal sein Kind soll ihn erkennen, bis alles im Werk und ein gutes Gelingen zu hoffen. Es ist kein Augenblick zu verlieren, aber auch keine Vorsicht zu versäumen.

Warum er dennoch in aller Frühe auf den stillsten Umwegen nach dem Petersgäßchen schlich, das er sich notiert hatte, bevor ihm das Entscheidende, alle Gedanken Umlenkende im Hofgarten begegnet war, wußte er sich selbst nicht zu sagen. Hatte er doch noch keinen Plan, sondern erst Ansätze zu einem solchen. Zudem hat das, was man Zufall zu nennen gewohnt ist, eine so außerordentliche Rolle in seinem seitherigen Leben gespielt, daß er sich seiner dunklen Einmischung nicht entziehen wollte.

Das Stadtbild, das sich um den uralten Petersturm gruppiert, hatte in seiner Jugend eine mächtige Anziehung für ihn. Hier war der ungemein malerische Kern Altmünchens. Auf den hohen Giebelböden glänzte es noch wie vom letzten poetisch rührenden, gar wehmütig stimmenden Abendstrahl der niedergehenden Sonne mittelalterlicher Romantik. Und er, der Naturalist, hatte eine merkwürdige Vorliebe für solche Sonnenuntergänge, eine geheime weichliche Freude an allem Wechsel,

an allem Vergänglichem. Alles, was aus den Geheimnissen des Abends herausgeboren, galt ihm als ein gutes lockendes Ding, das seine Phantasie befruchtete. Er war kein Künstler der Frühe, der Morgen-sonne, der hellleuchtenden Kraft. Sein greller Naturalismus war im Grunde nur eine letzte idealistische Marotte. Er konnte sich bis zu Thränen rühren lassen, wenn er in seinen jungen Jahren abends auf der Galerie des Petersturmes stand und sein Blick hinabtauchte in die dunkelnden krummen Gäßchen, auf den Marienplatz mit der Denksäule, mit dem alten und neuen gotischen Rathaus, dann wieder hinüber auf den Viktualienmarkt mit seinem malerischen Chaos von Buden, dann hinaus-schweifend über die Häuserreihen der Sendlingerstraße Er hallte dann unter ihm das Geläute der alten, mächtig schwingenden Glocken, und die Dämmerung senkte sich sacht, bis die dunklen Fittiche der Nacht mit dem letzten, leise verschwebenden Glockenton ihn umrauschten, so wußte er sich nicht mehr zu fassen vor seliger Empfindung. Konnte er hierauf noch einem wilden Gelage mit einer solennen Rauferei in irgend einer schmutzigen Vorstadt-kei-pe beiwohnen unter Fuhrleuten, Flößern, Holzknechten, dann galt ihm der Tag als kein verlorener. Seine liebste Muse war der Widerspruch.

In diesem Augenblick bog er, aus dem kühlen Laubengang des Marienplatzes über ein sonniges Plätzchen hinter dem alten Rathause schleichend, in das Petersgäßchen ein. Die Turmuhr schlug die achte Stunde. Unwillkürlich schaute er nach der hohen, grauen Kirche auf. . . Ja, da. . . Es war noch der nämliche Klang, der nämliche Ort, die nämliche Farbe, der nämliche Geruch. Chorfnaben, Ministranten mit schwingenden Weihrauchbecken gingen vom Messnerhause an ihm vorüber in die Kirche. Unter einer niedrigen Ladenthür horchte ein altes Weib. Sie betete ihren Rosenkranz und beglückte ihn mit geistesabwesenden Blicken. Er empfand eine Genugthuung, daß sich niemand um ihn kümmerte.

Hier stand das notierte Haus. Nachdem er über achtzig Stufen — er zählte mechanisch — durch vier Stockwerke geklettert war, zog er vor der einzigen Thür den altmodischen rostigen Klingeldraht. Es rührte sich nichts. Der kleine Treppenraum war sehr hell und sonnig. Die Bretter des Fußbodens aus weichem, wurmfressigem Holz waren blank geschleuert. Die Wände zeigten weißen, reinlichen Kalkanstrich, was die Helligkeit steigerte. Er klingelte zum zweitenmal. Er hörte, wie eine ungeschickte Hand

an der Thür heruntappte und endlich auch den Drücker hob.

Die Thür ging halb auf und ein kleines, etwa dreijähriges Mädchen mit allerliebsten blonden Zöpfchen, Kirschlippen, Grübchen in Wangen und Kinn und leuchtenden blauen Augen blickte verwundert zu ihm auf. Es trug bloß weiße Strümpfchen — im übrigen war es gekleidet in Unschuld und Sonnenschein. Es war eine überraschend herzerfreuende Erscheinung wie aus einem wundersamen Märchen. Die naive Kleine wollte die Thür wieder schließen, da sagte der Fremde lächelnd: „Warum sperrst du mich hinaus, Engel? Laß mich eintreten!“

Gleichzeitig ertönte eine wohl lautende Frauenstimme mit einem Anflug von Ängstlichkeit:

„Mali! Mali! Du wirst doch die Thür nicht aufgemacht haben? Was treibst du? Wer ist da? Willst du gleich hereinkommen?“

Das bannte den Fremdling auf die Schwelle. Die Thür war zugegangen, die liebliche Vision verschwunden.

Es währte einige Minuten, bis die Thür sich wieder öffnete und eine niedliche blonde Frau im Morgenhäubchen erschien, um unter wortreichen

Entschuldigungen den Fremden nach seinem Begehre zu fragen.

„Bitte, treten Sie herein. Hier ist die Stube, hier der Kofen. Nicht wahr, es ist alles geräumig und wenn auch bescheiden, so doch sauber. Reinlichkeit ist der beste Schmuck. Und hell und sonnig, sehen Sie. Wir haben immer Künstler hier gehabt. Sie sind wohl auch einer, wenn ich fragen darf?“

Der Fremde nickte.

„Ich hab' es gleich erraten. Da werden wir uns gut vertragen. Man muß Übung im Umgange mit diesen Herren haben; denn die sind nicht wie andere Menschenfinder zu behandeln. Aber ich bin ja sozusagen von der Gilde. Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Der Fremde setzte sich. Wo nur die kleine Mali stecken mag? fragte er sich.

„Sehen Sie, mein Großvater strich die Baßgeige im Hoftheater unter Max Joseph, mein Vater blies die Posaune unter Ludwig I., mein Schwiegervater war Dekorationsmaler und mein Mann selig Kupferstecher.“

Jetzt schwieg ihr beredter Mund, dafür fragten ihre Augen: „Und Sie?“ Allein der Fremde übersah die Frage und schwieg.

Sie fuhr fort: „Wir sind hier in meinem elterlichen Hause. Ich kann Ihnen noch uralte Einrichtungsgegenstände und interessante Erbstücke zeigen. Man muß auf seine Familientradition stolz sein. Das gibt Halt in den Stürmen des Lebens. Die Baßgeige und die Posaune . . . Ist Ihnen nicht wohl? Sie sind plötzlich so bleich!“

„D es ist nichts. Die Hitze, das schnelle Gehen, das Steigen . . .“

„Warten Sie, ich will die Fenster schließen und lieber die Thür öffnen, dann haben wir frischere Luft. Die Lage der Stube ist sonst ganz günstig. Alle Herren waren entzückt von der Aussicht. Keiner ist gern von hier fortgegangen. Zuletzt war ein Herr Zickert hier, Zeichner und ein bildschöner Mensch, den hat eine vornehme Dame entführt. Dergleichen ist ja in München nicht selten. Sie wollten etwas sagen?“

Der Fremde verneinte, stand auf und blickte durchs Fenster.

„Finden Sie nicht, eine höchst romantische Aussicht? O da hätten Sie den Herrn hören sollen, den wir vor dem Herrn Zickert hier hatten! Wie der den Petersturm anschwärmte! Oft hat er in die halbe Nacht hinein zum Fenster hinaus-

gesungen. Der hat auch sein Glück gemacht, aber anders wie Herr Zickert. Denn von den Damen mochte Herr Deirlhofer nicht viel wissen. Das war seine schwache Seite oder seine starke, wie man's nimmt."

"Hans Deirlhofer?" fragte der Fremde überrascht.

"Kennen Sie ihn?"

Er faßte sich und antwortete gleichgültig: "Nur dem Namen nach."

"Der wohnte lange bei uns. Jetzt ist er zu seinem Schwager ins Geschäft getreten. Wissen Sie, der die berühmte Kunstschmiede hat . . . Schropfer, Hasselmann und Kompagnie. Es ist das ja eine der ersten Firmen im hiesigen Kunstgewerbe. Jawohl, der Deirlhofer hat sein Schäfchen im Trocknen. Er verdient's aber auch. Einen so braven, tüchtigen Menschen wird man selten finden. Und was der für geniale Sachen zeichnet! Wenn Sie's interessiert . . ."

"Ein anderesmal."

„Ich habe noch Sachen von ihm da. Er besucht uns zuweilen, das heißt in erster Linie unsere kleine Mali; die ist sein Herzblatt . . .
ja, Mali, Mali, wo steckst du denn? Bist immer noch nicht präsentabel?“

Sie hatte zur Thür hinausgerufen. Nun kam sie wieder zurück: „Sie wird gerade gebadet.“

„Ist Herr Deixhofer noch unverheiratet?“ fragte der Fremde sonderbar verlegen, und machte dann eine Miene, als ob er über seine eigene Kühnheit erstaune.

Die blonde Witwe erwiderte etwas diplomatisch und gar nicht in ihrem seitherigen Plauderton: „Gewiß, ja, zur Zeit noch. Wissen Sie, der ist bedächtig und übereilt sich nicht. Ein gründlicher Mensch . . . aber er bringt noch eine unter die Haube.“

Der Fremde hatte offenbar mehr vernommen, als er für den Augenblick ertragen konnte. Er wurde sehr unruhig und wandte sich zum gehen;

„Nun, und unser Geschäft, Herr . . . Herr . . . ? Vor lauter Erzählen habe ich vergessen, nach Ihrem werten Namen zu fragen.“

„Ich werde später wiederkommen, um . . . um auch eine andere Beleuchtung zu sehen . . . Morgen oder übermorgen . . .“

„Ich bitte, spätestens bis übermorgen. Sonst nehme ich an, es sei nichts.“

„Sawohl, es sei nichts. Inzwischen danke ich Ihnen. Leben Sie wohl.“

„Adieu Herr . . . Herr . . . Nun weiß ich ja Ihren werten Namen noch immer nicht?“

Der Fremde hörte nicht mehr. Er war bereits die Treppe hinab geeilt.

„Aber wie ist mir denn! Ist das ein Sonderling! . . . Nein, der paßt nicht in unser Haus. Warum hab' ich denn das nicht gleich bemerkt? Das muß ich dem Hans erzählen, sobald er kommt . . . Er guckte mich ordentlich mit Gespensteraugen an, wie er so zur Thür hinausflog . . . Hans wird mich auszanken, daß ich wieder zu viel geplaudert habe . . . Nein, das war dumm von mir . . .“

*

*

*

Es verstrichen mehrere Tage, ohne daß der Einsame zur Entwerfung eines festen Planes sich aufzuraffen vermochte.

Sollte er sich seinen Jugendfreunden zu erkennen geben, vor ihnen seinen gesellschaftlichen und moralischen Notstand enthüllen und ihre gütige Mitwirkung zu seiner und seines Kindes Rettung in Anspruch nehmen?

„Ihre gütige Mitwirkung!“ Und er lachte bitter. „O ich danke für das Mitleid dieser korrekten, tugendhaften Philister, die ihr Schäfchen

ins Trockene gebracht. Der biedere Hans Deizhofer, der Mustermensch und Kunstgewerbsmeister, ja, der hat seinen Weg gemacht, der Liebling der niedlichen blonden Witwe und, wer weiß, der Vater der kleinen Märchenprinzess Mali . . . Ich wünsche dir Glück, mein gediegener Vetter; ich gratuliere dir zu allen Erfolgen, die dein Ameisenfleiß, deine Eselsgeduld, deine Hundetreue, dein Marmeladentierblut errungen haben und noch erringen werden . . . Ich verstehe ganz gut, daß dich diese geschwähzige, von Wohlbehagen und Familiendünkel triefende Witwe vergöttert . . . Sokrates hat einst eine Frau gefunden, wie er sie brauchte; Hans Deizhofer hat eine gefunden, wie er sie braucht. Die Kanthippe trieb den atheniensischen Gassenphilosophen aus seinem falschen Berufe heraus und in seinen eigentlichen Beruf immer mehr hinein, und die niedliche Blondine wird den Münchener Stubenkünstler und Kochtopfgewerbsmeister gleichfalls auf dem rechten Weg zur irdischen und himmlischen Seligkeit zu führen und zu erhalten wissen. Jede thut im Extremen ihr Bestes. Mir ist's versagt geblieben, ein Weib zu finden — ich fand nur Weiber. Keine ist mir begegnet, die eine beschwichtigende, ögliche Wirkung auf das aufgepeitschte Meer meiner Sinne und meines

Geistes ausgeübt hätte, keine! Und doch soll es die naturgemäße Neigung des Weibes sein, wie diese Blondine ein gleichmäßiges, glücklich zusammenstimmendes Dasein dem Manne zu vermitteln. . . Und was dem einen das Weib leistet, das leistet dem andern die Partei, diese mütterliche Teufels-hure! Korbinian Schmetterer ist Professor geworden; da steht die Nachricht schwarz auf weiß im Blatt, umrankt mit den betäubend duftenden Lobes-blumen der Parteireklame. . . Auch der ist jetzt ein gemachter Mann und hat sein Huhn im Topf. . . Wie soll gegen euch der Einsame aufkommen!“

Inzwischen hatte er sich zweimal in den Hofgarten geschlichen, um sein Kind zu sehen. Jede Bemühung, sich auf eine unauffällige Art dem Mädchen zu nähern, eine vertrauliche Besprechung mit ihm herbeizuführen, war fehlgeschlagen. Franziska war ihm scheu ausgewichen. Ein anderes Schenk mädchen hatte ihn bedient und mit eigentümlich mißtrauischer Miene verstohlen betrachtet. Er hatte auch bemerkt, daß die Mädchen bei seinem Kommen und Gehen jedesmal zusammengeflüstert und bedeutungsvolle Blicke gewechselt hatten. Es wäre ja nicht unmöglich, daß sie seine Beklemmung ahnten, den wunderfamen Zug des unerkannten

Vaterherzens zu seinem Kinde errieten . . . Schlichte Naturen bewähren oft ein unglaubliches Feingefühl, einen göttlichen Spürsinn und ein reines Mitleid! Wie, wenn er ein anderes Mädchen erst ins Vertrauen zöge und zur Vermittlerin machte?

Er war ratlos, der unglückliche Mensch. Seine fixe Idee, das Kind an seine Vaterbrust zu ziehen und durch die Erfüllung seiner heiligsten Pflicht neue Liebe und neues Leben zu gewinnen, hatte dermaßen sein Denken und Empfinden bis in alle Fasern überwuchert und in Fesseln gelegt, daß er keiner vernünftigen Erwägung der alltäglichen Verhältnisse mehr fähig war. Die naheliegende Frage, wie er, der Verschollene, einem weltfremden Kinde seine Vaterschaft überzeugend darthun wolle und ob dasselbe überhaupt Lust und Bedürfnis verspüre, von einem Abenteuerer in ihre Existenz eingreifen und sich „retten“ zu lassen, diese naheliegende Frage hatte sich anfangs zwar in seinem Verstande schütterern geregt, aber er hat sie sofort mit der Gegenfrage abgefertigt: Gibt es keine Stimme des Blutes, keinen unwiderstehlichen Herzensdrang, wenn die Schranke des Nicht- oder Falschwissens gefallen, keinen Weckruf der Pflicht, der das Verworrenste wie ein göttliches „Es werde!“ zu lieblicher Klarheit und Rechtschaffenheit ordnet? Und die fixe

Idee siegte und zauberte auf das vergrämte Antlitz des Unglücklichen ein verklärtes Lächeln. Aber es war das Lächeln des Wahnsinns.

Wieder war ein Tag vergangen, der ihn seinem Ziele um keinen Schritt nähergebracht. Es war zum Verzweifeln. Kaum, daß er noch essen und trinken mochte. Er hatte sich die neuesten Zeitungen vom Kellner geben lassen und sich den ganzen Tag in seine enge, dumpfe Stube eingeschlossen. Gegen Abend war er in den Hofgarten geschlichen. Unter den Arkaden spazierten mehrere junge Leute. Sie lachten und rissen schlechte Witze. Im Vorübergehen hörte er:

„Du meinst, daß er das mündliche Verfahren schon gegen sie eingeleitet habe?“

„Du willst sagen, daß er sie geküßt? Wenn ja, dann jedenfalls mit strengem Ausschluß der Öffentlichkeit.“

„Ich habe alle Schenk mädchen bestochen; sie sind auf unsrer Seite. Weder der Professor noch der Bommer kann etwas unternehmen, ohne daß wir prompt Rundschaft erhalten.“

„Das Kameel müssen wir ordentlich eingehen lassen. Eine famose Hez!“

„Aber mit Vorsicht.“

„Semine, der hat schon wieder seinen Moralischen!“

„Gar nicht. Nur hoff' ich, daß ihr Schmetterers Einfluß nicht unterschätzt. Er soll gehörig geleimt werden, jedoch so, daß wir nicht schließlich selber hängen bleiben. Also heraus mit der Raß' und eine Schelle an ihren Schwanz!“

Dem Einsamen brannte der Kopf, so oft er den Namen eines Bekannten hörte. Dieses Gesprächsfragment schlug ihm wie eine Flamme ins Ohr. Schenk mädchen — Schmetterer, wie reimt sich das? Handelt sich's um ein Schülerkomplott gegen den neugebackenen Professor? Und er stierte blöde vor sich hin, bis ihm der Nacken steif wurde.

Die jungen Leute waren verschwunden. Der Einsame blieb eine gute Stunde auf der nächsten Bank unter einem Kastanienbaum sitzen. Es ereignete sich nichts, was seinen Plan hätte fördern können. Es wurde immer dunkler um ihn und in ihm.

Der nächste Tag brachte ihm einen guten Gedanken. Sein Gehirn schien sich zu lichten.

„Bin ich ein Esel, nicht gleich darauf gekommen zu sein! Ich werde an Franziska schreiben. Das ist eine erste große That!“

Diese erste große That nahm fast den ganzen Tag in Anspruch, bis sie ihre feste, letzte Form gefunden. Behnmal überlas er das lange Schrift-

stück, änderte, kürzte und setzte zu, dann schrieb er dasselbe deutlich ab und trug's auf die Post. Für die Rückantwort, die er sich postlagernd Bahnhof unter dem Zeichen „Schicksal“ erbeten hatte, fügte er eine Freimarke bei. Jetzt konnte sie ihm nicht mehr entrienen. Der Brief war mit seinem Herzblut geschrieben; er mußte wie ein Evangelium wirken. Der Aushändigung sicher zu sein, ließ er den Brief einschreiben.

Nun legte er sich strenge Haft auf, um der Versuchung zu widerstehen, in den nächsten vierundzwanzig Stunden unnützerweise die Bahnhofspost abzulaufen oder gar im Hofgarten herumzuschleichen und, wenn er gesehen würde, den Eindruck seines Briefes durch sein persönliches Verhalten abzuschwächen. Eine vierundzwanzigstündige Frist hatte er seiner Geduld — und Franziskas Entscheidung gesteckt.

Von Stunde zu Stunde wuchs seine Aufregung. Er glaubte, die Wartezeit nicht überleben zu können. Aber diesmal wollte er stark sein, koste es was es wolle. Nicht einmal die Zeitungen sollten ihm Zerstreuung gewähren. Er hatte dem Kellner gesagt, daß er krank sei und das Zimmer hüten müsse. In seinem Kopfe sumimte es wie in einem Bienenkorb.

Endlich schlug die Erlösungstunde.

Er meinte der Schlag müsse ihn treffen, als ihm der Postbeamte nach zweimaliger Durchmusterung eines dicken Stoßes Briefe bestimmt versicherte, es sei absolut nichts mit „Schicksal“ vorhanden.

Er schwanke dem Hofgarten zu. Es war die nämliche bleierne, erstickende Abendluft wie damals, als er vor acht Tagen zum erstenmal den müden Fuß unter die Arkaden setzte.

„Schicksal!“ murmelte er. „Jetzt muß persönlich Hand angelegt werden.“ Seine Augen starrten wie die eines Irrsinnigen. Vor der Kaffeehausthür standen die Schenkmädchen und der Wirt in eifriger Verhandlung mit einem Polizeimann. Der Fremde schritt mit phantastischen Geberden auf sie zu. Seine Haltung wurde mit jedem Schritt drohender.

„Das ist er!“ schriegen die Mädchen wie aus einem Munde.

„Mein Herr, Sie sind verhaftet. Im Namen des Gesetzes, folgen Sie mir!“ sprach der Polizeibeamte und legte seine Hand auf den Arm des Fremden.

Am nächsten Tage brachten die Lokalblätter folgende Mitteilung:

„Schon seit einiger Zeit laufen im Publikum böse Gerüchte über skandalöse Vorgänge im Hofgarten um. In den Abendstunden sollen sich unheimliche Individuen vor den Kaffeehäusern unter den Arkaden herumtreiben, die Schenkmädchen belästigen und sonstigen unqualifizierbaren Unfug verüben. Mit großer Reserve wird beigefügt, daß sich zwei angesehene hiesige Künstler in diese Handel gemischt und infolge einer nicht ausführlicher zu schildernden Eifersuchtsjzene gehohlet hätten. Seit drei Tagen ist ein bis dahin unbescholtenes, sehr junges und hübsches Schenkmädchen spurlos verschwunden. Die Annahme einer verbrecherischen That, welcher das Mädchen zum Opfer gefallen, liegt nahe. Die Polizei ist endlich eingeschritten und hat gestern Abend ein verdächtiges Individuum unter den Arkaden verhaftet.“

*

*

*





Die verwitwete Frau Oberdirektionsrätin hatte sich's nun einmal so in den Kopf gesetzt. Da war nichts mehr daran zu ändern. Der Entschluß stand fest, unerschütterlich fest.

Man nannte sie nicht umsonst die eiserne Oberdirektionsrätin.

Dabei war sie eine brave und fromme Frau, wurzelständig in den guten alten Sitten. Aber vor den Forderungen des Kopfes mußte in allen Dingen des praktischen Lebens das Herz seine Waffen strecken. Nur keinen sentimentaln Nährbrei, wo nur Feuer und Eisen helfen kann!

Sie war schneidig wie ein Dragoner. Auch in ihrer Haltung hatte die lange, dürre Dame mit dem kalten, stahlhellen Blick und den glatt auf

den harten Kopf gestrichenen, leicht ergrauten Haaren, dem knöchigen Rinn und der schmalen, etwas geschwungenen Nase fast militärische Art. In der Kleidung verschmähte sie alle dekorative Firlefanzerei der Mode. Einfach im Schnitt, einfach in der Farbe, stark in der Qualität, fest im Sitz — so gehörte sich's, so gefiel ihr's. Nur nichts Überflüssiges, nichts Bauschiges, nichts Fliegendes!

Sie war eine Provinzlerin durch und durch. Die große Welt imponierte ihr nicht.

Die Hauptstadt suchte sie nur noch auf, wenn es dort einen Plan durchzusetzen galt.

Und diesmal galt es.

Für Bertha, ihre Nichte, war in ganz Regensburg und Umgegend keine passende Partie aufzutreiben, Bertha war heiratsfähig und mannsbedürftig, sie war eben im besten Zug, sich durch eine romantische Liebchaft mit einem subalternen mittellosen Beamtenjüngling die Zukunft zu verderben: die eiserne Oberdirektionsrätin mußte eingreifen und rasch und entschieden handeln.

Mit gefühlvollen heiratsfähigen Mädchen ist keine Zeit zu verlieren. Die müssen prompt unter die Haube gebracht werden. Ist keine passende Partie in der Nähe, sucht man sie in der Ferne.

„Nichte deine Sachen her, übermorgen fahren

wir nach München. Die Saison beginnt, die Gelegenheiten sind zahlreich, dort wirst du verheiratet.“

Bertha weinte und flehte, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen, sie könne außer ihrem Edgar keinen andern Mann auf der Welt lieben. Umsonst. Das waren krankhafte Einbildungen. Jetzt handelte sich's nicht um mehr oder weniger Liebe, sondern um eine anständige Heirat. Von der romantischen Duselei kuriert eine rationelle Ehe am besten.

Die Oberdirektionsrätin wird nicht ins Blaue hineingreifen. Das zu denken, wäre beleidigend. Sie wird den Kandidaten scharf mustern, sie wird ihm auf den Zahn fühlen. Er muß Namen, Stand, Geld, Charakter und Gesundheit von guter Beschaffenheit haben. Er muß der eisernen Tante Respekt einflößen.

In München hat sie von früheren Zeiten her einflußreiche Bekannte, die müssen ihr behilflich sein. Zwar hat sie keine intimeren Beziehungen mittels Briefverkehr unterhalten, aber das ist auch gar nicht nötig; gediegene Naturen verändern sich nicht, sie dauern aus. Also da war zunächst die Jugend- und Institutsfreundin Elisa von Huzler, dann die Professorenwitwe Schönhuber, dann der Doktor Brandler, dann der Kommerzienrat Blun-

zenmeier, dann, o der vor allen, der berühmte Damenprediger Schroppe . . . kurz, eine stattliche Reihe von Ratgebern und Helfern. Ob sie geneigt sein werden, zu raten und zu helfen? Ei, sie müssen!

Sie setzte eine Liste auf, um niemand zu übersehen. Dann schrieb sie an sämtliche Herrschaften einen Brief, der fast gleichlautend ihren Besuch in München anzeigte und kurz und bündig den Zweck desselben darlegte. So. Nun los in Gottes Namen.

* * *

Elisa von Huzler hatte einen Choral auf dem Harmonium gespielt und mit ihrer sanften, zitternden Stimme leise dazu gesungen. Gregor saß andächtig am Fenster und zeichnete an einem Heiligenbild. Elisa küßte ihm von hinten die schneeweißen dünnen Locken und blickte über den Kopf hinweg auf seine Arbeit. Lächelnd sagte sie, ihm mit den feinen, welken Händchen die Wangen streichelnd: „Das ist dir wunderbar gelungen. Wie ergreifend die fromme Stimmung, die selige Ergebung in Gottes unerforschliche Ratschlüsse in diesem Märtyrerantlitz ausgedrückt ist! Bist du mit der Serie bald fertig, Gregor?“

„Noch drei Blätter. Wenn uns deine Freundin,

die Regensburger Oberdirektionsrätin, nur nicht zu lange stört. Gerade heute fühle ich mich aufs beste inspiriert.“

„O du Süßer, Guter, habe keine Angst; ich werde sie allein empfangen und bald mit ihr fertig sein. Die seltsame Frau täuscht sich gewaltig, in mir eine Heiratsstifterin anzurufen. Das sind für uns überwundene irdische Angelegenheiten, die uns nicht mehr rühren, nicht wahr, Gregor?“

Knöbelseder nickte und küßte mit einem innig dankbaren Blick Elisas Hand.

Die Frau Oberdirektionsrat wurde angemeldet.

Elisa empfing sie in ihrem Boudoir, eine wunderliche Vereinigung von Salon, Klosterzelle und Kapelle im oberen Stockwerk eines an der Stadtgrenze gelegenen Hauses mit dem Ausblick auf die Zsaraunen, den südlichen Friedhof und die ferne Alpenkette.

Von der kaum viertelstündigen Unterredung war dies der Schluß:

„Legen Sie die Sache in die Hand des Zufalls, das ist: Gottes, liebe Frau Oberdirektionsrat. So habe ich's auch gehalten. Als ich einen gleichgestimmten Gefährten für meine alten Tage suchte, nachdem mich das Schicksal windelweich geschlagen, inserierte ich in den ‚Neuesten Nachrichten‘

und erbat Zuschriften unter eben dem geheimnisreichen Wort ‚Schicksal‘; ich erhielt eine einzige, und das war die rechte. Ich bin die Erlöserin eines Unglücklichen geworden und er die Stütze und der Trost meiner Seele. Was die Welt zu unserer Vereinigung sagt, hören wir nicht und kümmert uns nicht. Wir sind glücklich und leben in Gott und seiner heiligen Kunst.“

*

*

*

Der Kommerzienrat konnte seine Regensburger Freundin nicht persönlich empfangen. Sein Podagra war so schmerzlich geworden, daß er seit einigen Tagen das Bett hüten mußte. Doch war er galant genug, seinem Sekretär einen ausführlichen Brief an die Frau Oberdirektionsrat zu diktieren, worin er sich an guten Ratschlägen erschöpfte, deren Befolgung Fräulein Bertha unbedingt unter die Haube bringen müsse. Er fügte mehrere Empfehlungen an Klubmitglieder bei, nannte einige ausgetobte Sportsmen, die musterhafte Ehemänner abgeben würden und schloß mit einem zweifelhaften Bonmot, das als spezielles Kompliment seiner Adressatin gelten sollte.

Die Frau Oberdirektionsrat war empört.

„Für wen hält mich denn der einfältige Narr?“

Eher schicke ich Bertha ins Kloster, als daß ich sie in den Münchner Klub- und Sportkreisen ausbieten lasse! Ein Mädchen von solcher Verwandtschaft, solcher Erziehung! Nein, es ist unerhört!”

Sie zerriß den Brief in hundert Fetzen.

*

*

*

„Zu viel Ehre, gnädige Frau, wirklich zu viel Ehre!“ Mit diesen Worten wurde die Frau Oberdirektionsrat von dem bischöflichen Rat Joseph Schropfer empfangen.

Der geistliche Herr saß an einem großen eichenen Schreibtisch, der mit einem Gebirg von Zeitungen, Broschüren, aufgeschlagenen Büchern, Brief- und Aktenstößen bedeckt war und den ganzen Mittelraum des Zimmers einnahm. Auch auf den Stühlen und auf dem Boden lagen Bücher und Zeitschriften umher in wildester Unordnung. Selbst die breiten Fenster Sims trugen die malerischsten schweinsledernen und publizistischen Stillleben.

„Wissen Sie noch, Ehrwürden, wie ich einmal in Ihrer Kirche gebeichtet, Ihrer berühmten Fastenpredigt beigewohnt und in der Sakristi Ihnen meine aufrichtige Bewunderung ausgesprochen habe?“

„Erinnere mich noch, gnädige Frau, aber wie

lange ist es schon her und wie haben sich seitdem die Zeiten geändert!“

„Die Kirche und ihre heiligen Aufgaben bleiben doch immer die gleichen.“

„Ganz gewiß. Nur müssen wir, um das Werk Gottes mit Erfolg zu treiben, uns den veränderten Richtungen des Zeitgeistes anpassen, wir müssen den neuen Irrtümern des Tages in ihren Bickackwindungen nachgehen, wie der Jäger dem Dachß in seinem Bau nachstellen muß, um ihn herauszulocken, herauszuräuchern, herauszu . . .“

„Aber, ehrwürdiger Herr geistlicher Rat, Ihr Amt der Seelsorge wird Ihnen doch keine solche Mühsal aufbürden, daß . . .“

„Bitte, gnädige Frau, ich bin seit Jahren nicht mehr in der eigentlichen Seelsorge thätig. Wir leben in einer Zeit des Kampfes und des Aufruhrs der Geister, wie nie zuvor. Ich habe die Stille der Kirche mit dem Lärm des Schlachtfeldes vertauschen müssen. Ich predige nicht mehr von der Kanzel, ich predige in den Vereinen, in den Versammlungen. Nächst dem Wort ist die Feder meine Waffe. Haben Sie meine neueste Broschüre gegen die Sekte der Freimaurer gelesen?“

„Nein“

„Schade. Ich werde so frei sein, Ihnen ein

Exemplar zu verehren. Wir haben binnen acht Tagen zehn starke Auflagen abgesetzt. Besonders die Mitwirkung der christlichen Frauen ist uns in diesem Vernichtungskrieg gegen die Satansbrüderschaft wertvoll . . .“

„Und darf ich fragen, was ich mir von Ihrer gütigen Mitwirkung in der hochwichtigen Angelegenheit, die mich hierher geführt hat, versprechen darf?“

„Sie sehen mich beschämt, gnädige Frau. Nach dieser Seite des Lebens unterhalte ich keine Beziehungen mehr. Ich lebe ausschließlich der polemischen Publizistik. Warum wollen Sie sich nicht an ein Heiratsbureau wenden? Es giebt deren vorzügliche, wie ich höre; einzelne stehen auch mit kirchlichen Kreisen in Fühlung. Ich werde Ihnen ein paar Adressen schicken. Das ist im Augenblick alles, was ich für Sie thun kann. Gott geleite Sie!“

*

*

*

„Die Welt ist auf den Kopf gestellt“, sagte die Frau Oberdirektionsrat. „Ich begreife diese Großstadtmenschen wirklich nicht mehr; von gestern auf heute wie ausgewechselt. Es ist schändlich! Gott

verzeih' mir die Sünde, das sind Charaktere zum anspuken."

Sie trat bei dem Doktor Brandler ein.

„Ich störe doch nicht, Herr Doktor?“

Ohne sich von seinem Lehnstuhl vor dem Arbeitstisch zu erheben, blickte der gelehrte Heilkünstler über seine schwere goldne Brille hinweg die Eintretende an, um nach einer feierlichen Pause mit einem trocknen „Nein“ zu antworten. Mit einer Handbewegung lud er sie zum Sitzen ein.

„Wie ist der Mensch häßlich geworden und verwildert; ein Kopf wie ein verwahrloster Meer-greis . . .“ dachte die Oberdirektionsrätin, indem sie den Stuhl resolut neben den Sitz des Arztes schob.

„Ich praktiziere nicht mehr, ich lebe ganz der Forschung.“

„Das ist mir allerdings neu.“

„Was wollen Sie? Was führt Sie her?“

„Haben Sie meinen Brief nicht erhalten?“

„Ich kenne Sie ja gar nicht. Wer sind Sie?“

„Die Frau Oberdirektionsrat Wipplinger aus Regensburg.“

„So, so, ja, ja. Nun wie geht's denn meinem alten Spießgesellen Wipplinger?“

„Der ist seit zehn Jahren tot; Sie waren ja selbst bei der Beerdigung zugegen, Herr Doktor!“

„So etwas vergißt sich in der langen Zeit. Wissen Sie, ich lebe ganz der Wissenschaft. Also womit kann ich dienen?“

„Sie haben meinen Brief nicht erhalten? Er muß gestern eingetroffen sein.“

Der Arzt streckte den Arm aus und zog einen Stoß Postfächer aus einem Fach. „Dieser hier vielleicht?“

„Ja, Herr Doktor.“

Der Brief war noch unerbroschen.

„Nun können Sie mir's ja mündlich sagen.“

„Sie erinnern sich vielleicht meiner Bertha. Ich habe Sie damals konsultiert . . .“

„Sind Sie nicht einmal selbst in meiner Behandlung gewesen?“

„Ebenfalls, Herr Doktor.“

„Was hat Ihnen gefehlt?“

„Ich litt an Menstruationsstörungen.“

„Das trifft sich gut. Wissen Sie, daß ich über die Menstruation zu ganz überraschend anderen Ansichten gekommen bin? Sie haben gewiß schon von meiner neuen Deutung des Menstruationsprozesses gehört, welche in diesem Augenblick die gesamte wissenschaftliche Welt in Atem erhält.

Eine Revolution, sage ich Ihnen. Ich spreche der Menstruation jeden physiologischen Charakter rundweg ab . . .“

„Aber ich bitte Sie, Herr Doktor, das ist ja gar nicht der Zweck . . .“

„Sprechen wir nicht von Zwecken! Das verwirrt nur die Frage, die in ihrer reinwissenschaftlichen Klarheit gefaßt und beantwortet sein will. Betrachten wir die menstruelle Blutung ohne jedwede Voreingenommenheit, so müssen wir ihr alle Kennzeichen eines pathologischen Vorganges zusprechen. Für unsere heutige Medizin ist ein physiologischer Blutverlust einfach undenkbar, verstanden?“

„Aber Herr Doktor . . .“

„Mithin ist die Menstrualblutung zu unterdrücken oder wenigstens auf das erreichbar geringste Maß zu beschränken. Als unschädlich ist der den Zerfall der Menstrualdecidua notwendig begleitende Blutaustritt nur dann zu betrachten, wenn er per diapedesin erfolgt; ein per rhexin stattfindender hingegen . . .“

Die Oberdirektionsrätin schnellte auf, daß der Stuhl umfiel, und eilte, ohne ein Wort zu sagen, zur Thür hinaus.

Der Doktor sah ihr verdutzt nach.

„Was wollte die Person denn eigentlich? Ich habe ihr doch gleich gesagt, daß ich nicht mehr praktiziere! Die Wipplinger war's? Da hätte ich ihr doch eine schöne Empfehlung an ihren Alten auftragen sollen . . . Er sei tot, sagte sie? . . . Was geht's mich an!“

*

*

*

Fräulein Bertha Wipplinger und Fräulein Helene Schönhuber waren rasch Freundinnen geworden. Waren sie doch Leidensschwwestern, beide aus unglücklicher Liebe elend. Wie strömten ihre Thränen zusammen, wenn sie ihres Unglücks gedachten! Helene wurde nicht müde, von ihrem Gaston Mollard zu erzählen und schluchzend seine glühenden Verse zu deklamieren.

Donne-moi tes baisers! Encor!

Je veux boire à ta bouche rose.

Es war schon unmenschlich lange her, aber sie konnte ihn nicht vergessen, nicht seine Liebe, nicht seinen Tod. Der junge französische Professor wohnte bei ihnen; er wurde schon wie ein Mitglied der Familie betrachtet. Eines Septemberabends ging er ins Residenztheater; man gab die „Spinne“. Helene hat sich noch nachträglich den Theaterzettel verschafft und als teure Reliquie zu

dem Übrigen gelegt . . . Gaston hatte das Theater während des zweiten Aktes verlassen . . . Man will ihn noch in der Königinstraße gesehen haben . . . Am nächsten Morgen brachte man seine Leiche. Man hatte ihn im Eisbach im englischen Gartens ertrunken gefunden. Bis heute ist das Rätsel seines Todes noch nicht gelöst

Und Helene weinte, weinte, weinte, und die neue Freundin weinte mit. Es war zum Erbarmen.

Frau Professor Schönhuber, selbst ratlos ihrer heiratsfähigen und mannsbedürftigen Tochter gegenüberstehend, wußte auch der Frau Oberdirektionsrat Wipplinger nicht zu raten noch zu helfen. Was hatte sie nicht schon alles probiert, um die Tochter zu trösten und unter die Haube zu bringen! Es gab kein Fest, keinen Vereinsball seit zehn Jahren in München und Umgegend, ohne daß die Professorin ihre Trostversuche nicht hartnäckig wiederholt hätte. Kunstausstellungen, landwirtschaftliche Ausstellungen, Musteraufführungen im Theater — alles blieb erfolglos. Die Wolkereiausstellung im Glaspalast während des letzten Oktoberfestes zeigte einen Hoffnungs-schimmer. Neue Enttäuschung!

Nun war wohl alles zu spät.

Bertha hatte wenigstens den Vorteil, sechs Jahre jünger zu sein, als ihre Freundin Helene. Allein was half das, wenn der heißgeliebte Edgar dennoch unerreichbar blieb? Die Mädchen gelobten sich, an gebrochenem Herzen zu sterben.

Wütend über die Nichtsnutzigkeit der großstädtischen Welt, kehrte die Frau Oberdirektionsrat in die Provinz zurück. Sie blieb nach wie vor bei ihrem strengen Regiment der liebeskranken Nichte gegenüber. Erst muß der Rechte kommen, um die eiserne Frau zu beugen.

Ein Jahr später feierte Bertha ihr Hochzeitsfest — im Irrenhaus.

Ihre Münchener Freundin bemüht sich noch immer erfolglos, an gebrochenem Herzen zu sterben.

*

*

*

A decorative horizontal frame with ornate, symmetrical scrollwork and floral patterns at the ends and center. The frame contains the title text in a blackletter font.

Die Stimme des Blutes



Der eine stieß den andern an: „Na, daß war eine Leistung, mein Lieber! An diese Fahnenweihe will ich meiner Lebtag' denken.“

Hastig entfernten sich beide Kameraden und stolperten die dunkle Treppe hinab.

Die alte, wurmstichige Bettlade krachte in allen Fugen, als Balzers Leib quer über den hochaufgefüllten Strohsack hinschlug. Zuerst lag er auf dem Bauche, da aber der Schädel auf eine harte Kante traf, so brachte der plötzliche heftige Schmerz den Betrunkenen soweit zur Besinnung, daß er eine drehende Bewegung versuchte, um auf den Rücken zu kommen.

Nein, auch das war noch nicht die rechte Lage; es ging nicht mit dem Atmen. Endlich, nach aller-

lei mechanischen Neckungen, Dehnungen und Wälzungen war es ihm gelungen, den schweren Körper so zu betten, daß Kopf und Brust hoch und frei lagerten, und wenigstens das linke Bein und der rechte Arm ausgestreckt Raum fanden, während die beiden andern Gliedmaßen über die schmale Bettlade starr hinabhingen, als wären sie nur ganz lose am Leibe befestigt.

Nun lag er im festen Schlafe, noch angethan mit dem Feststaate des Veteranen, der Held, dem der gewohnheitsmäßige starke Biergenuß im Bunde mit der heißen Augustsonne heute bei der Vereinsfahnenweihe so übel mitgespielt, daß er selbst bei dieser außerordentlich feierlichen Gelegenheit sich nicht einmal am hellen Tage des Rausches erwehren konnte, vor dem er früher nur nach den öden Anstrengungen des verbummelten Werktages und in tiefdunkler Nacht zu kapitulieren pflegte. Aber wer einst so wild und siegreich mitgefochten in einem halben Hundert Schlachten, zuerst für den König, dann für Kaiser und Reich und heute noch, wenn Not an den Mann ginge, gegen Russen und Slovaken und Franzosen losschlagen würde wie der hitzigste blaue Teufel, der kann sich zur Abwechslung doch auch den Triumph seiner Niederlage vor der Übermacht des Bieres gönnen? Und

der schöne dicke Balzer von Schwabing, gebürtig aus Dachau, gönnte sich von Jahr zu Jahr reichlicher diesen Triumph. Ja, er war schon geneigt, sich auf seine Käusche nicht weniger einzubilden, als auf seine vergangenen und künftigen Feldzüge — Kreuzkanonendonnerwetter!

Nur etwas störte sein Heldentum aufs verdrießlichste: die abfällige Kritik seiner Frau Franziska und die böshaftern Bemerkungen der Nachbarn.

Es half nicht immer, daß er sich vorredete: „Ach was, schwache Seelen, nüchterne Spießbürger, die nie im Feuer gestanden und drum auch nie den rechten Soldatendurst begreifen. Man muß Pulver und Blut gerochen haben!“

Trotz seines martialischen Dreinsehens wurde ihm oft sehr bänglich zu Mute, wenn die Blicke seiner Frau schmerzlich vorwurfsvoll auf ihm ruhten. Sie machte wenig Worte, die strenge Franziska, aber ihre mächtigen dunklen Augen sagten mehr in ihrer stummen Beredsamkeit, als eine lange Predigt.

Mit den Jahren wurde der Veteran jedoch auch in diesem Punkte härter. In dem Maße wie seine Schulden wuchsen, die auf dem einst so billig erworbenen Häuschen mit dem großen Gartengrundstück an der Schwabinger Landstraße lasteten,

steigerte sich auch seine wirtschaftliche Rücksichtslosigkeit und seine eheliche Herzensverhärtung.

„Balzer, denk' an die Zukunft!“

„Kreuzkanonendonnerwetter! Wir werden noch schör' Kriege erleben und Blut in Strömen fließen sehen!“

Zwei Kinder waren ins Haus gekommen; das jüngste starb bald nach der Geburt, das älteste entwickelte sich langsam. Es war ein schwächtiger Junge mit nachdenklichen Augen. Nach längerer Pause kam noch ein Mädchen, der Liebling der Mutter. Balzer wunderte sich über diesen Zuwachs und konnte keine rechte Neigung zu ihm fassen. Schon daß es kein Knabe war, behagte ihm nicht. Das Familienleben wurde ihm überhaupt immer unangenehmer. Da war doch in den Vereinen, denen er angehörte, besonders in dem der Veteranen, eine ganz andere Gemüthlichkeit und Lustigkeit und Hochachtung!

Und gerade heute, wo die lange vorbereitete festliche Fahnenweihe begangen wurde, mußte er sein Weib zerknirscht und aufgelöst in Thränen sehen, weil sich der Zustand des plötzlich erkrankten kaum zweijährigen Mädchens zusehends verschlimmerte. Aber die Vereinspflicht ruft und die fröh-

lichen Maßfrüge winken gar herausfordernd. Nur keine Spitalstimmung!

„Dein Kind liegt im Sterben, du sollst heimkommen!“ wurde ihm gegen Abend gemeldet.

„Kreuzkanonendonnerwetter!“ lautete der stark betrunkene Held. Zwei Kameraden geleiteten ihn nach Hause. Auf dem endlos langen Wege durch die Ludwigstraße fuhren von fünf zu fünf Minuten schrecklich überfüllte Trambahnwägen, mühsam gezogen von einem einzigen schweißtriefenden und keuchenden Pferdchen, an ihnen vorüber, und es fehlte nicht an lachenden Spottreden von Seite der lustigen Fahrgäste über das im Staube und in der Hitze der Straße lautlos dahinschwankende Veteranenflechlatt.

Erst jenseits des Siegesthores ließ sich die frischere Abendluft von den englischen Anlagen her spüren, und leise rauschten die hohen Pappeln, welche in kurzen, regelmäßigen Abständen die Schwabinger Landstraße säumen.

Es nachtete bereits, als sie Balzers Häuschen nach unsäglichem Beschwernis erreichten. Sie lehnten den heldenhafte betrunkenen Kameraden an die Wand des Vorraums gerade der Thür gegenüber und öffneten diese mit tastender Hand, ohne anzuklopfen.

Auf einem niedrigen Rohrsthule saß Franziska,

das Haupt über die Wiege gebeugt und ängstlich auf die kurzen Atemzüge des totkranken Lieblings lauschend. Bei dem plötzlichen schweren Geräusch fuhr sie in die Höhe, und im rötlichgelben Scheine der Petroleumlampe, welche, der Wiege abgewandt auf dem tiefen Fenstersims brannte, erblickte sie die jämmerliche Gesellschaft der Eindringlinge in verschwommener Silhouette.

„Nicht über die Schwelle!“ rief sie und ihre Gestalt stand drohend aufgerichtet in dem dämmerigen Gemach. Nun machte sie zwei Schritte vorwärts, ihre Augen funkelten in dem bleichen Antlitz, und während sie mit der erhobenen Rechten nach der Treppe wies, die nach der Dachkammer führte, schloß sie mit der Linken die Thür . . . „O die Schmach!“ jammerte sie jetzt und fiel weinend an der Wiege nieder.

Balzer schlief noch immer. Zuweilen ging sein Atmen in Schnarchen über und klang, durch die Resonanz der ausgedörrten Bretterwände des engen Raumes verstärkt, wie der tiefgezogene Ton einer Bassgeige. Erst nach Mitternacht, als eine stark abgekühlte Luft durch die Dachlücke strich, wurde sein Schlaf unruhiger und allerlei Traumfragmente gaukelten durch sein benebeltes Gehirn.

„Kreuzkanonen . . . Schlaf, Kindl
Schlaf! Mit sterben!“

In der Angerfrohveste hatte man wenige Tage vorher einen Gattenmörder geköpft. Eine graufige Abbildung der Hinrichtungsszene wurde von der „Münchener Volkszeitung“ veröffentlicht und in Tausenden von Extrablättern verbreitet. Auch in Balzers Traum trat jetzt das schreckliche Bild. Der Mörder trug seine Züge, der Kopf, der vom Fallbeil in den Korb schnellte, zeigte seine eigene Physiognomie mit einem schauerlich jovialen Grinsen. Und nun sprang das Blut aus den Röhren des Kumpfes in immer mächtigerer Fülle und Hast, jetzt wie ein Sturzbach, jetzt wie ein angeschwollener Strom im wilden Wellengetriebe. Schon war der ganze Hof überschwemmt, und es rauschte und wogte und dampfte ohn' Aufhören. Alles war ertrunken und versunken ringsum, der Scharfrichter, seine Gefellen, die Gerichtsleute, die Soldaten, die Zeugen, die Zeitungsschreiber; nur das Mordinstrument mit dem angeschnallten armen Sünder-Leichnam schaukelte und hob sich wie ein Schiff auf den wogenden steigenden Wellen, und das breite Fallbeil gleiste rot im Widerschein der blutigen Flut. Und fort und fort stürzte sich der

Blutswall aus den Röhren des Rumpfes, der nun selbst immer riesigere Formen gewann, und das Rauschen und Tosen und Dampfen wurde immer erschrecklicher und der heiße, fade Blutgeruch immer erstickender. Und wie ein See, der in Stürmen und Wolkenbrüchen alle Schutzwehren zertrümmert und über seine Ufer hinausraust, so stürzte sich jetzt der schäumende Blutswall über Mauern und Dächer mit unerhörtem Platschen und Rollen und Krachen hinweg, und München ging unter in der blutigen Überschwemmung. Im Nu war die ganze Welt nur ein einziges wütendes Blutmeer, Luft und Himmel nur Blut, Blut, Blut

Mit einem dumpfen Schrei stürzte der halb-erstickte Träumer aus dem Bette. Nachdem der schwere Anfall vorüber, erhob sich Balzer, schleppte sich, stöhnend vor rasendem Kopfschmerz, an die Dachluke und stierte hinaus in die blutige Morgenröte und riß den Mund weit auf, um gierig die Morgenluft einzuatmen. Aber er fühlte sich so unsäglich elend, so zerschlagen, verdummt, ein gottverlassenes Jammerbild. Und Weib? Und Kind? — Das Blut, das Blut!

„Kreuzkano“ Nein, es will nicht heraus.
Unsicher schwankte er aus der Kammer bis

an die Stiege, jedoch er fand den Mut nicht, weiterzugehen; an der ersten Stufe hockte er sich nieder und kauerte fröstelnd zusammen.

Franziska war die ganze Nacht nicht von der Wiege ihres sterbenden Lieblings gewichen. Sie saß immer noch auf dem niedrigen Rohrstuhle; von Zeit zu Zeit hob sie ihren Kopf, der auf ihren den Wiegenrand umklammernden Händen schlummerlos ruhte, und sah nach der heißgeliebten kleinen Dulderin. Keine Hilfe, wo das arme Menschenkind der Hilfe am bedürftigsten. Und das große Lebensweh für ein bißchen Liebe! Franziska schluchzte. Am Abend hatte das Gesicht des Kindes noch seine natürliche Farbe, nur das Auge blickte starr, und die Krämpfe waren heftiger. Nach Mitternacht ruhte das Körperchen ruhig unter der Decke, nur bisweilen geschüttelt von den Schmerzen der Atemnot. Franziska mühte sich, zwischen die zusammengepreßten Zähnen einige Tropfen lindernder Arznei zu träufeln; sie faßte die fiebernden Händchen und neigte sie mit Thränen und Küssen.

„Gretchen, süßes Gretchen, siehst du deine arme Mama nicht mehr?“

Das Gesichtchen war wachsbleich geworden, nur selten flog ein jäher rosiger Glanz darüber; das Näschchen spitzte sich, die Äuglein wurden gläsig

Plötzlich hob Gretchen seine kleinen, lieben Arme, als wollte es hilfesuchend nach der Mama greifen, dann krampfte es seine Fäustchen ineinander, röchelte — und verschied.

Franziska that einen gellenden, markerschütternden Schrei: „Liebling, bist tot? bist tot? Gretchen, o mein einziges Gretchen!“

Der Schrei fuhr dem auf dem obersten Treppensatz eingeschlummerten Balzer wie ein Donnerschlag ins Gehirn. Ein Schauer überlief seinen Körper, sein Blut stockte. Endlich raffte er sich auf und stieg die Treppe herab. Als er in die Stube trat, saß Franziska da wie eine Mater dolorosa, den kleinen Leichnam auf dem Schoße. Lange betrachtete er das schmerzreiche Bild und brachte kein Wort hervor, er, der schöne, dicke Balzer, der Held so vieler Siege und ruhmreicher Niederlagen.

„O mein Kind,“ stotterte er endlich.

Franziska wandte langsam den Kopf und faßte die übernächliche Jammergestalt fest ins Auge mit einem unsäglichem Ausdruck von Trauer und Ekel.

„Dein Kind?“ rief sie, „dein Kind? Du hast keinen Teil daran. Es ist nicht dein Kind, Erbärmlicher! Geh!“

Balzer taumelte zurück, als hätte man ihn mit

Fäusten auf die Brust geschlagen; und hielt sich am Thürpfosten. Es wirbelte in seinem Gehirn, es brauste in seinen Ohren. Er sah wieder Blut, Blut, Blut —

Eine Stunde später saß er gebrochen auf der Bank hinter dem Hause. Vor ihm spielte sein bleicher Knabe, menschliche Figürchen aus Lehm knetend und wieder vernichtend.

„Bist du mein Kind?“ fragte Balzer dumpf.

Das Kind sah zu ihm auf mit nachdenklichen Augen und antwortete nach einer Weile: „Ja freilich.“

„Was willst du einmal werden, Franzl?“

Das Kind spielte weiter ohne zu antworten. Eben schlug es wieder einer Figur den Kopf ab.

„Nicht wahr, du willst Soldat werden, wie dein Vater?“

„Nein, Papa, Scharfrichter werd' ich.“

Ende.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Lutetia's Töchter.

Pariser-deutsche Liebesgeschichten.

Madame Lutetia.

Neue Pariser Studien.

Flammen!

Ein Buch für freie Geister.

Jeder Band in 8. eleg. broch. 5 Mark ord.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE DEC 27 1958

MAR 17 '58 H

Cancelled
2659459
DUE MAR '70 H

BOOK DUE

62592802
MAR 22 1980

49586.44.21
Totentanz der Liebe;
Widener Library

002917337



3 2044 087 189 494